

Nathaniel Hawthorne

Der Scharlachrote Buchstabe

Der Originaltitel des amerikanischen Werkes lautet:

THE SCARLET LETTER



1850

Übersetzt von Gretl Pfandler

Inhaltsangabe

Boston um 1640. Wegen eines unehelichen Kindes wird die dunkelhaarige Hester Prynne im puritanischen Neuengland verurteilt, als Zeichen ihrer moralischen Schande auf ihrem Kleid den roten Buchstaben A für Adulteress (Ehebrecherin) zu tragen. Sie hat ihre Tochter Pearl bekommen, während ihr Ehemann, ein eigenbrötlerischer Arzt und Alchimist, verschollen war. Als Hester am Pranger steht, ist er bereits zurückgekehrt und hat sich in der Stadt unter dem Namen Roger Chillingworth niedergelassen, um den Vater des Kindes zu finden. Hesters Geliebter ist ausgerechnet der allseits geschätzte junge Priester Arthur Dimmesdale. Ihn quälen Schuldgefühle, doch bringt er lange nicht den Mut auf, sich zu offenbaren.

Ebook: <http://originalbook.ru>

NATHANIEL HAWTHORNE

1804 – 1864

In Tagebüchern und Briefen bedeutender Literaturkenner stoßen wir immer wieder auf den Roman ‚Der scharlachrote Buchstabe‘; immer wieder wird er als der eigentliche klassische amerikanische Roman gepriesen, ja als ein Roman, der noch mehr gibt, da er die klassische Formschönheit und Menschenzeichnung der ewigen Dichtung verbindet mit jenen Spannungselementen, die einem Buche breite Leserschichten gewinnen; und doch – wir können es ruhig sagen – ist die Neuausgabe auch eine Art Neuentdeckung.

Der Grund für die halbe Vergessenheit dürfte wohl darin liegen, daß man das Kunstwerk zu stark in Beziehung brachte mit der Epoche, aus der es stammt, und daß es eine Zeit gab, die im Eifer des Vorwärtstreibens nicht Ruhe fand, um sich auf ihre geistigen Grundlagen zu besinnen. Heute versucht Amerika und auch die übrige Welt, über den amerikanischen Industrialismus hinaus zum amerikanischen Menschen, zum Werden und Wesen seines inneren Seins und seiner Kultur zu gelangen. Und da entdeckt vor allem der Schriftsteller der Gegenwart, daß im Amerikaner viel mehr von jenem alten Puritanismus lebt, als man beim ersten Eindruck wahrhaben will; und so bekommt Hawthornes Buch auch von dieser Seite her eine neue Aktualität.

Nathaniel Hawthorne, geboren in Salem im Staate Massachusetts, entstammte einer alten Siedlerfamilie, deren Nachkommen sich meist geistigen Berufen zugewandt hatten, Magistratspersonen, Richter und Seeleute gewesen waren, und in strenger puritanischer Tradition lebten. Von hier aus erklärt sich sein Hang zur Selbstanalyse und Gewissenszergliederung, der auch Niederschlag in seinem gesamten literarischen Schaffen fand. Das Düstere, Pessimistische und Moralisierende seines Werkes ist Ahnenerbe, Einfluß der Zeit und auch Ergebnis der Erziehung durch eine menschenscheue Mutter, die ihre Witwenkleider nie ablegte und den Knaben in Weltabgeschiedenheit erzog.

Nach den Studienjahren am Bowdoin College in Maine, die Hawthorne die Freundschaft von Longfellow und Franklin brachten, folgten zwölf Jahre anscheinender Muße; in Wahrheit aber waren sie gefüllt mit eifriger Lektüre, besinnlichem Nachdenken und selbstkritischen schriftstellerischen Versuchen, die uns die Reife und die begeisterte Aufnahme seiner ersten großen Veröffentlichungen, der ‚Zweimal erzählten Geschichten‘ erklären.

Auch das weitere Leben Hawthornes zeigt wenige äußere Begebenheiten: er ist Zollbeamter, dann Konsul in Liverpool, wo er vier Jahre bleibt, hält sich weitere drei Jahre in Europa auf, vertieft seine Bildung und Menschenkenntnis, wenngleich die innere Schau auch weiterhin die Nahrung seiner Dichtung bleibt, und verbringt den Rest seines Lebens im Kreise einer glücklichen Familie in den Vereinigten Staaten.

Hawthornes Werk ist leicht zu übersehen. Es ergeben sich drei Gruppen: Schriften für die Jugend, wie ‚Das Wunderbuch‘ oder die ‚Tanglewald-Erzählungen‘, dann Skizzen und Novellen, von denen ‚Dr. Heideggers Experiment‘ oder ‚Der große Karfunkelstein‘ bis heute als Perlen der Erzählerkunst gelten, und schließlich seine großen Romane: ‚Der scharlachrote Buchstabe‘, ‚Das Haus mit den sieben Giebeln‘, ‚Der Roman von Blithedale‘ und ‚Der Marmor-Faun‘.

Das Gesamtwerk Hawthornes ist geprägt von einer eindeutig bestimmten dichterischen Art: eine gewisse Unwirklichkeit des Themas verbindet sich mit einer scharfen Realistik der Darstellung, die von einem überaus fein gepflegten Stil getragen wird, der Hawthorne zu einem der großen Künstler der Weltliteratur in der Darstellung der Stimmung und der seelischen Atmosphäre macht.

Hawthornes Hauptwerk ‚Der scharlachrote Buchstabe‘ ist Niederschlag des amerikanischen Puritanismus – behandelt er doch die Wirkung der Sünde auf vier verschiedene Menschen und die Tragödie einer großen Reue –, zugleich aber auch ein Protest gegen die puritanische Konvention: denn gegen die Religion als Form, Zeremonie oder Konfession stellt er die innere Religiosität im Empfinden einer lebenden Seele. Ein Protest gegen den Puritanismus, wie er freilich nur von einem Puritaner geschrieben werden konnte, der auch im Roman eine moralische Anstalt erblickte. So wollte er hier „... das Ende von befriedigter Rache darstellen, so daß, wenn das Opfer völlig in den Staub getreten erscheint, der Sieger ein wahrer Teufel mit allen gemeinen Leidenschaften geworden ist, und diese seine ganze Natur überwuchert haben. So ist für ihn ein viel größeres Übel aus der Rache erwachsen als für das Opfer.“

Die Gegenwartswirkung des Werkes geht aber weit über diese ursprüngliche Bestimmung hinaus: Es wird zum Bilde eines der geistigen Hauptströme im amerikanischen Leben, zum Bilde des unerbittlichen Puritanismus, der in so starkem Gegensatz steht zu allem, was man sich gewöhnlich unter amerikanischer Freiheit und Demokratie vorstellt. Durch die große Formkunst des Dichters, die überzeitliche Menschengestaltung und die packende Art der Darstellung wird das Buch über das Zeitdokument hinaus zur bleibenden Dichtung.

Der Scharlachrote Buchstabe. Nathaniel Hawthorne

1. DIE GEFÄNGNISTÜR

Vor einem hölzernen Gebäude, dessen Tür mit schweren Eichenbalken versehen und mit Eisenspitzen beschlagen war, drängte sich eine Menge Volkes. Bärtige Männer in dunkler Kleidung und mit grauen, spitzen Hüten, aber auch Frauen, barhäuptig oder mit schlichten Hauben, standen in dichten Gruppen beisammen. Aus ihren Zügen sprach gespannte Erwartung.

In jeder neuen Kolonie, mochte sie ursprünglich auch nichts als die Verwirklichung menschlicher Tugend und menschlichen Glücks zum Ziele gehabt haben, waren die Begründer nur allzu bald genötigt, einen Teil des unberührten Bodens zum Friedhof, einen anderen zum Platz für ein Gefängnis zu bestimmen. Auch die Vorväter von Boston haben – so dürfen wir wohl annehmen – diesen Erfordernissen menschlicher Schwäche und Hinfälligkeit Rechnung getragen und sehr bald ihr erstes Gefängnis sowie ihren ersten Friedhof errichtet, denn bereits etliche fünfzehn oder zwanzig Jahre nach der Begründung der Stadt war das hölzerne Gefängnis von solchen Spuren der Verwitterung und des Alters gezeichnet, daß sie dem finsternen, düsteren Bau ein noch dunkleres Aussehen verliehen. Der Rost auf dem schweren Eisenwerk der Eichentür schien älter zu sein als alles andere in der neuen Welt, ja der ganze Bau schien – wie alles, was zum Verbrechen gehört – wohl überhaupt nie jung gewesen zu sein.

Vor diesem häßlichen Gebäude erstreckte sich bis zur Fahrbahn der Straße ein Rasenplatz. Er war überwuchert von Kletten, Gänsefuß und anderen unscheinbaren Pflanzen, denen dieser Boden wohl besonders zusagte, der so früh schon das dunkle Gewächs menschlicher Zivilisation, das Gefängnis, getragen hatte. An einer Seite der Tür jedoch, unmittelbar an ihrer Schwelle wurzelnd, stand ein wilder Rosenstrauch, der jetzt im Juni über und über mit köstlichen Blüten bedeckt war. Fast schien es, als wolle er ihren Duft und ihre zarte Schönheit dem Gefangenen, der hier eintrat, oder dem Verurteilten, der aus dieser Tür heraus seiner Strafe entgegenging, als Zeichen darbringen, daß die Natur wenigstens ihm Freundlichkeit und Erbarmen entgegenbringe.

Durch einen seltsamen Zufall blieb die Erinnerung an diesen Rosenstrauch in der Überlieferung lebendig. Vielleicht, weil er der letzte Überrest der alten Wildnis war,

nachdem die riesigen Fichten und Eichen, die ihn einst überschatteten, längst gefallen waren; vielleicht auch, wie manche glaubhaft machen wollen, weil er unter den Fußtritten der frommen Anna Hutchinson hervorsproßte, als sie durch diese Tür das Gefängnis betrat.

Uns aber, die wir diesem Strauch gerade an der Schwelle unserer Erzählung begegnen, möge er ein freundliches Symbol sein, das bei allem düsteren Ernst doch ein versöhnliches Licht auf den Verlauf und das Ende dieser Geschichte wirft, die so voll ist von menschlicher Schwachheit und menschlichem Leid.

2. AUF DEM MARKTPLATZE

An einem Sommermorgen vor mehr als 200 Jahren war also der Rasenplatz vor dem Gefängnis in Boston von einer großen, neugierigen Menschenmenge belebt. Die bärtigen Gesichter der guten Leute trugen dabei einen solchen Ausdruck grimmiger Strenge, daß man zu jeder anderen Zeitepoche oder bei jeder anderen Bevölkerung hätte annehmen müssen, es handle sich bei dem mit so großer Spannung erwarteten Ereignis zumindest um die Hinrichtung eines Verbrechers oder um die öffentliche Sühne eines anderen schändlichen Vergehens. In jener Frühzeit des Puritanismus jedoch war eine solche Vermutung keineswegs immer zutreffend. Vielleicht sollte nur ein fauler Diener oder ein ungehorsames Kind, das seine Eltern der Obrigkeit überliefert hatten, am Schandpfahl gezüchtigt werden – vielleicht auch galt es, einen Quäker, Antimonianer oder anderen sektiererischen Irrgläubigen aus der Stadt zu peitschen, oder einen faulen, umherstreifenden Indianer, der unter dem Einflusse des Feuerwassers des weißen Mannes auf den Straßen herumgelärmt hatte, in seine Wälder zurückzutreiben. Es konnte auch sein, daß eine Hexe, wie die alte Hibbins, die zänkische Witwe des Stadtrichters, auf dem Galgen sterben sollte – in jedem Falle lag dieselbe unbarmherzige Strenge auf den Gesichtern der Zuschauer, wie es sich einem Volke geziemt, bei dem Religion und Gesetz fast identisch waren und dessen Bewußtsein von beiden so durchdrungen war, daß es dem mildesten wie schwersten Akt öffentlicher Bestrafung in gleicher Weise mit scheuer Ehrfurcht und Entsetzen beiwohnte. Dürftig fürwahr und kalt war die Teilnahme, die aus solchem Zuschauerkreise dem Übeltäter entgegengebracht wurde, doch konnten andererseits damals auch Strafen, die in unseren Tagen eine Flut von Spott und Lächerlichkeit zur Folge haben würden, mit ebenso strenger Würde über einen Sünder verhängt werden wie die Todesstrafe selbst.

Es war bemerkenswert, daß an jenem Sommermorgen, an dem unsere Erzählung beginnt, die Frauen, die sich in der Zuschauermenge befanden, mit ganz besonderem Interesse dem bevorstehenden Strafgericht entgegen zu fiebern schienen. Die Zeit war noch nicht so verfeinert, daß ein Gefühl von Unschicklichkeit etwa die Trägerinnen von Unterrock und Mieder zurückgehalten hätte, sich unter die gaffende Menge zu mischen und ihre gewichtige Persönlichkeit selbst bis an die Stufen des Blutgerüstes vorzudrängen. Geistig sowohl wie auch körperlich waren jene Frauen und Mädchen von altenglischer Geburt und Erziehung aus gröberem Stoff als ihre schönen Nachkommen von heute. Denn durch die ganze Kette der Geschlechter hindurch hatte jede Mutter ihrem Kinde stets eine zartere Schönheit, ein vergänglicheres Blühen, geringere Körperkräfte – und wohl auch einen weniger kraftvollen und gediegenen Charakter vererbt, als sie selbst besaß. Die Frauen, die hier das Gefängnistor umstanden, waren kaum ein halbes Jahrhundert von jener Periode der Geschichte entfernt, in welcher Königin Elisabeth ihr Geschlecht so kraftvoll vor der ganzen Welt repräsentiert hatte. Die roten, vollen Wangen, die breiten Schultern und üppigen Gestalten, die nun die Morgensonne beschien, stammten noch aus der fernen Heimatinsel her und waren in der Luft Neuenglands kaum bleicher und magerer geworden. Auch die Redeweise dieser Matronen – denn die meisten von ihnen schienen solche zu sein – war von einer Kühnheit und Derbheit sowohl im Inhalt wie im Tone, daß sie uns heute wohl in gewaltiges Erstaunen setzen würde.

„Hört einmal“, sagte eine etwa fünfzigjährige Frau, „ich will euch etwas sagen. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß wir Frauen von reifem Alter und gutem Ansehen die Bestrafung solcher Übeltäterinnen wie diese Hester Prynne in die Hände bekämen. Wenn wir fünf, die wir hier gerade beisammen stehen, über dieses nichtsnutzige Weibsbild zu richten gehabt hätten, wäre sie wohl mit so einem Urteil davongekommen, wie es die Richter gefällt haben? Verlaßt euch darauf –!“

„Die Leute sagen“, hob eine andere an, „der ehrwürdige Pastor Dimmesdale nimmt es sich gar sehr zu Herzen, daß gerade in seiner Gemeinde ein solches Ärgernis vorgefallen mußte.“

„Die Richter sind ja gottesfürchtige Herren, aber viel zu gnädig!“ meinte ein drittes dieser Frauenzimmer. „Sie sollten dieser Hester Prynne mindestens mit glühendem Eisen ein Brandmal auf die Stirne gedrückt haben, da wäre sie wohl zurückgeschreckt, haha –! Aber was schert sich so ein Weibsbild, was man ihr ans Mieder heftet? Mit einer Brosche kann sie es ja verdecken oder einem ähnlichen heidnischen Aufputz und ebenso frech einherstolzieren wie ehemals!“

„Mag sie auch das Zeichen verbergen, wie sie will, seine stechende Pein wird sie doch immer in ihrem Herzen fühlen“, wandte in sanfterem Tone eine junge Frau ein, die ein Kind an der Hand hielt.

„Was wird da viel von Zeichen und Brandmalen geschwätzt, ob auf ihrem Mieder oder ihrer Stirne?“ schrie ein anderes Weib, das häßlichste und erbarmungsloseste zugleich. „Sie hat Schmach und Schande über uns alle gebracht und dafür gebührt ihr der Tod! Steht es nicht so in der Bibel wie in unserem Gesetz? Mögen die Richter, die es nicht anzuwenden wagten, es sich selbst zuschreiben, wenn ihre eigenen Weiber und Töchter auf Abwege geraten!“

„Gnade uns Gott!“ rief ein Mann aus der Menge, der diese Worte mitangehört hatte. „Kommt denn alle Weibertugend nur aus der Furcht vor dem Galgen? Ihr sprecht wahrhaftig ein hartes Wort! Doch still! – Eben dreht sich der Schlüssel in der Gefängnistür und hier kommt sie nun selbst, Hester Prynne!“

Die Tür des Kerkers wurde von innen aufgestoßen und wie ein schwarzer Schatten, der plötzlich ans Tageslicht taucht, erschien die grimmige, düstere Gestalt des Stadtbüttels, ein Schwert an der Seite und seinen Stab in der Hand. Dieser Mann verkörperte schon in seinem Aussehen fürwahr die ganze grausame Strenge des puritanischen Gesetzes, dessen Ausübung und Durchführung ihm oblag. Während er seinen Stab mit der Linken vorstreckte, legte er seine Rechte schwer auf die Schulter einer jungen Frau und schob sie vorwärts, bis sie ihn an der Schwelle der Tür durch eine Geste so voll natürlicher Hoheit und Würde zurückwies, daß er sie unwillkürlich freigab und sie aus eigenem Willen heraus ins Freie trat. Auf ihren Armen trug sie ein Kind, ein Mädchen von kaum drei Monaten, das blinzelnd sein Köpfchen von dem allzu grellen Licht des Tages abwandte, hatte es doch bisher in seinem Dasein nur das graue Dämmern irgend einer düsteren Zelle des Gefängnisses gekannt.

Als die junge Frau – die Mutter dieses Kindes – nun so der versammelten Menge gegenüberstand, drückte sie unwillkürlich ihr Kind ganz fest an die Brust, doch nicht so sehr aus einem Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit heraus, sondern um dadurch ein gewisses Zeichen zu verbergen, das an ihrem Kleide angebracht war. Einen Augenblick später jedoch zog eine brennende Röte über ihr Antlitz.

War es nicht vergeblich, das eine Zeichen ihrer Schande mit dem anderen verbergen zu wollen? Ein wehes, doch stolzes Lächeln huschte über ihre Züge, sie nahm das Kind auf den Arm zurück und sah sich mit entschlossenem Blicke, frei von jeder peinvollen Verlegenheit, in dem Kreise ihrer Nachbarn und Mitbürger um, die sie gaffend umstanden.

Mitten auf ihrer Brust, aus feinem, scharlachrotem Tuche geschnitten und mit kunstvoller Stickerei aus Goldfäden umschlungen, sah man den Buchstaben A¹. Er war mit solcher Kunstfertigkeit ausgeführt und so prächtig verziert, daß er ein Schmuck und Aufputz ihres Gewandes zu sein schien, das gleichfalls, trotz des düsteren Geschmacks der Zeit, überaus kostbar war und inmitten der allgemein üblichen strengen Schlichtheit prächtig auffiel.

Die Gestalt der jungen Frau war groß und schlank und von ausgeprägter Vornehmheit. In ihrem dunklen, üppigen Haar spiegelte sich das Licht der Sonne, ihr Antlitz, das die Schönheit ebenmäßiger Züge trug, wurde von einer klaren Stirne und tiefen, ausdrucksvollen Augen beherrscht. In ihrer Haltung zeigte sie jene Stattlichkeit und Würde, die in damaliger Zeit die Frau der höheren Stände kennzeichnete. Und niemals war Hester Prynne vornehmer erschienen – im alten und eigentlichen Sinne dieses Wortes – als nun, da sie aus dem Gefängnis heraustrat! Diejenigen, die sie schon früher gekannt und nun erwartet hatten, sie niedergedrückt und elend vor sich zu sehen, bemerkten mit Erstaunen und Verwunderung, wie ihre Schönheit strahlender denn je aufleuchtete und das Unglück und die Schmach, von der sie umhüllt war, fast in einen Schein der Verklärung verwandelte. Dennoch mochte es sein, daß ihr Anblick für einen empfindsamen Beobachter etwas unsagbar Schmerzliches an sich hatte. Ihre Kleidung, die sie sich für diese Gelegenheit im Gefängnis selbst angefertigt und nach eigenem Geschmack zusammengestellt hatte, war in ihrer wilden, malerischen Eigentümlichkeit nur ein Ausdruck der verzweifelten Unbekümmertheit, die ihre Seele erfüllte. Doch der Gegenstand, der nun aller Augen auf sich zog und Hester Prynne förmlich verwandelte, so daß die Männer und Frauen, mit denen sie sonst in vertrauten Verhältnissen gelebt hatte, sie anstarrten, als sähen sie sie zum ersten Male – war der scharlachrote Buchstabe, dessen prächtige Stickerei ihre Brust zierte. Er hob sie wie durch einen Zauber aus allen gewohnten, menschlichen Verhältnissen heraus und schloß sie in eine Welt ein, in der sie völlig allein stand.

„Sie versteht es, mit der Nadel umzugehen, das läßt sich nicht leugnen“, bemerkte eine der Zuschauerinnen bissig. „Aber wagte es je eine Frau, dies auf solche Art zu zeigen wie das schamlose Weibsbild? Was? – Lacht sie damit nicht unseren würdigen Richtern ins Gesicht und brüstet sich mit dem, was ihr als Strafe auferlegt worden ist?“

„Man sollte ihr das prächtige Kleid vom Leibe reißen“, murmelte ein anderes der alten Weiber mit giftiger Stimme. „Und was den roten Buchstaben betrifft, so will ich ihr einen Lumpen von altem Flanell besorgen, der besser paßt als dieses verzierte Ding!“

¹ A = Abkürzung für ‚adulteress‘ – Ehebrecherin

„Oh, still, Nachbarin, seid still!“ flüsterte daneben eine junge Frau. „Laßt sie das nicht hören! Kein Nadelstich an diesem gestickten Buchstaben, der ihr nicht mitten durchs Herz gegangen wäre!“

Nun hob der grimme Büttel seinen Stab.

„Macht Platz, ihr Leute, im Namen des Königs!“ schrie er. „Öffnet eine Gasse und ich verspreche euch, daß Frau Prynne dorthin geführt werden soll, wo ihr alle, Männer, Frauen und Kinder, ihren feinen Aufputz nach Herzenslust bewundern könnt, von jetzt ab bis eine Stunde nach Mittag! Denn jedes Unrecht kommt in unserem rechtschaffenen Lande ans Licht! Nur vorwärts, Frau Hester, und zeigt Euer scharlachrotes Zeichen all diesen Leuten auf dem Marktplatz!“

Durch die Menge der Zuschauer öffnete sich eine Gasse. Unter dem Vortritt des Büttels und begleitet von der nachdrängenden Menge finster blickender Männer und feindseliger Weiber schritt Hester Prynne hindurch zu dem Orte, der für ihre Strafe bestimmt war. Eine Schar neugieriger Schulbuben, die nicht viel mehr verstanden, worum es sich handelte, als daß sie dadurch einen halben Feiertag hatten, lief vor dem Zuge her und wandte beständig die Köpfe, um bald Hesters Gesicht, bald das blinzelnde Kindchen in ihren Armen oder den scharlachroten Buchstaben an ihrer Brust anzustarren.

Es war zu jener Zeit nicht weit vom Gefängnis bis zum Marktplatz, für die Gefangene jedoch schien sich der Weg endlos hinzuziehen. Trotz des verschlossenen, stolzen Gesichtsausdruckes litt sie unter jedem Schritt der sie umdrängenden Menge unsägliche Qualen, als würde ihr Herz selbst durch die Straßen gezerzt und von tausend Füßen getreten. Unsere menschliche Natur jedoch schützt den Leidenden auf eine wunderbare und barmherzige Weise, denn er wird sich der Größe seiner Qual meist nicht durch die augenblicklichen Schmerzen bewußt, sondern erst später durch die Spuren, welche davon zurückbleiben. Mit fast übermenschlicher Gelassenheit schritt daher auch Hester Prynne durch diesen Teil ihrer Prüfung und erreichte endlich den Marktplatz, auf dessen westlichem Teil im Schutze der ältesten Kirche Bostons sich breit und fest eine Art Schaugerüst erhob, als wäre es dort für alle Ewigkeit errichtet.

Dieses Gerüst gehörte zu jener Strafvorrichtung, die wir heute nur noch aus der Geschichte und Überlieferung kennen, die jedoch in früherer Zeit als ebenso wirksames Mittel zur Förderung bürgerlicher Tugenden galt wie die Guillotine während der Französischen Revolution. Es war der Pranger mit seiner erhöhten

Plattform und dem aufragenden Gerüst, welches den menschlichen Kopf genau umfaßte und festhielt, um ihn so dem Blick der Menge preiszugeben.

Diese ganze Vorrichtung aus Holz und Eisen war in der Tat eine Verkörperung des größten Schimpfes, den man der menschlichen Natur anzutun vermag. Denn welches Vergehen auch immer gesühnt werden sollte, der Verurteilte konnte nicht grausamer getroffen werden, als indem man ihm verwehrte, sein Gesicht vor Scham zu verbergen. Darin lag das Wesentliche dieser Strafe. In Hester Prynnes Fall jedoch forderte das Urteil bloß, daß sie drei Stunden lang auf der Plattform jener Schandbühne zu stehen habe, ohne daß dabei Hals und Kopf von der teuflischen Vorrichtung eingezwängt und festgehalten werden sollten. Da sie genau wußte, was sie zu tun hatte, stieg sie die hölzernen Stufen empor und stand nun etwa in Schulterhöhe über der Straße vor allem Volke da.

Wäre unter der Menge der Zuschauer ein Katholik gewesen, so hätte ihn diese schöne Frauengestalt in ihrer seltsam-malerischen Bekleidung und mit dem Kinde an ihrer Brust vielleicht an ein Bildnis der Gottesmutter erinnert, deren Darstellung schon so viele berühmte Meister ihre Kunst geweiht haben. Doch während dort die Idee der Mutterschaft so herrliche Verklärung findet, lag hier das Dunkel frevelhafter Sünde über diesem heiligsten Bezirke menschlichen Erlebens und die Schönheit dieser Frau sowie das Kind in ihren Armen verstärkten nur den düsteren Schatten, der erbarmungslos über ihr schwebte.

Die Situation war, wie jede Schaustellung menschlicher Schuld und Schande, von einem düsteren Ernste getragen, der sich auch auf den Gesichtern der Zuschauer deutlich widerspiegelte. Denn die Zeugen von Hester Prynnes Schmach hatten das ursprüngliche Empfinden und natürliche Zurückschauern vor Unrecht und Schuld noch nicht verloren. Sie würden mit demselben Ernst in den Gesichtern auch den Tod der Verurteilten hingenommen haben, hätte das Urteil so gelautet, doch waren sie andererseits noch nicht von jener Herzlosigkeit einer späteren Zeit, welcher eine solche Schaustellung sicherlich nur zum Spotte gedient hätte. Auch wenn wirklich eine Neigung bestanden hätte, die Situation ins Lächerliche zu kehren, so wäre diese sofort unterdrückt worden durch die ernste Gegenwart keiner geringeren Persönlichkeiten als der des Gouverneurs und der gesamten Geistlichkeit der Stadt. Diese alle saßen oder standen auf einem balkonähnlichen Vorbau der Kirche, der sich unmittelbar über dem Pranger befand. Wenn solche Persönlichkeiten dem Schauspiele beiwohnten, ohne der Würde ihres Ranges oder Amtes etwas zu vergeben, so durfte man annehmen, daß die Vollstreckung dieses Urteils eine ernste und nachdrückliche Bedeutung habe. Und so herrschte denn in der Menge eine strenge, düstere Stimmung und tausende

unbarmherziger Blicke richteten sich auf die unglückliche Sünderin und das Zeichen der Schande an ihrer Brust.

Sie hielt sich aufrecht, so gut es eine Frau in dieser Lage vermochte, doch die Last wurde ihr schier unerträglich. Von Natur aus empfindsam und leidenschaftlich, hatte sie sich innerlich gewappnet, um den giftigen Stacheln des Spottes und der öffentlichen Beschimpfungen zu begegnen. Doch in dem düsteren Ernst der Menge lag eine so furchtbare Anklage, daß sie sich förmlich danach sehnte, all diese unbeweglichen Gesichter in einem Lächeln der Verachtung aufleuchten zu sehen. Wären sie alle, Männer, Weiber und Kinder, in ein schallendes Hohngelächter ausgebrochen – Hester Prynne hätte ihnen mit einem bitteren, verächtlichen Lächeln antworten können. Doch unter der unerträglichen Last, die sie nun zu ertragen hatte, meinte sie in manchen Augenblicken, mit aller Kraft ihrer Lungen aufschreien und sich von ihrem Gerüst hinabstürzen zu müssen, wollte sie nicht wahnsinnig werden.

Doch es gab auch Augenblicke, in denen das ganze Schauspiel, dessen Mittelpunkt sie war, vor ihren Augen zu verschwinden schien oder wenigstens so verblaßte, daß sie nur noch wesenslose Schatten vor sich sah. Ihr Geist und besonders ihre Erinnerung waren unnatürlich tätig und brachten immer wieder andere Szenen in ihr Bewußtsein als diesen holprigen Marktplatz der kleinen Stadt am Rande der Wildnis, andere Gesichter als diejenigen, die sie unter den Rändern ihrer spitzen Hüte hervor so unverwandt anstarrten. Erinnerungen an ihre Kindheit und Schulzeit, an ihre Spiele, an kindlichen Streit und kleine häusliche Erlebnisse ihrer Mädchenjahre drangen auf sie ein und vermischten sich mit ernsteren Erlebnissen ihres späteren Lebens, ein Bild so lebendig wie das andere, als ob sie alle von gleicher Bedeutung wären oder alle zusammen nur Spiel. Es war eine Instinkthandlung ihres Geistes, sich durch das Versenken in diese Traumgebilde von der grausamen Last und Härte der Wirklichkeit zu befreien.

Sei dem wie immer, die Plattform des Prangers war für Hester Prynne wie ein Aussichtsturm, von dem aus sie den ganzen Weg überblicken konnte, den sie seit ihrer glücklichen Kindheit zurückgelegt hatte. Sie blickte zurück in ihren Geburtsort drüben im alten England und auf ihr Vaterhaus, ein von Armut gezeichnetes, verfallenes Gebäude aus grauem Stein, doch mit einem halb verwitterten Wappenschild über der Eingangspforte, das von altem Adel zeugte. Sie sah das Gesicht ihres Vaters mit seiner kahlen Stirne und dem ehrwürdigen, weißen Bart, der über die altmodische elisabethanische Halskrause herabwallte, sie sah auch das Antlitz der Mutter mit dem Ausdruck sorgsamer, ängstlicher Liebe, den es immer in ihrer Erinnerung trug und der sich schon oftmals, auch nach der Mutter Tod, der Tochter als sanfte Mahnung in den

Weg gestellt hatte. Sie erblickte ihr eigenes Gesicht, wie es in mädchenhafter Schönheit aus dem trüben Spiegelglase leuchtete, in dem sie sich damals zu betrachten pflegte, und dann gewahrte sie ein anderes Antlitz, die Züge eines Mannes von vorgeschrittenem Alter, blaß, schmal und durchgeistigt, mit schwachen Augen, die bei trübem Lampenlicht allzulang über mächtigen Büchern gesessen waren. Doch diese schwachen Augen hatten eine seltsam durchdringende Kraft, wenn es die Absicht ihres Besitzers war, in der menschlichen Seele zu lesen. Die Gestalt dieses klösterlichen Gelehrten war etwas entstellt – wie Hester Prynnes weibliches Erinnerungsvermögen nicht vergaß –, er trug die linke Schulter etwas höher als die rechte.

Und wieder andere Bilder stiegen vor ihr auf: die winkeligen, engen Straßen, die hohen, grauen Häuser, riesigen Kathedralen und öffentlichen Gebäude einer Stadt des Festlandes, wo ein neues Leben auf sie gewartet hatte an der Seite des mißgestalteten Gelehrten. Ein neues Leben – doch auf absterbendem Boden, wie grünes Moos, das auf abbröckelndem Mauerwerk wächst. Endlich, nach all diesen wechselnden Bildern, kam wieder der schmucklose Marktplatz der puritanischen Ansiedlung zurück, die versammelte Menge, die ihre finsternen Blicke auf Hester Prynne richtete – ja, auf sie, die hier zur öffentlichen Schande am Pranger stand, mit einem Kind auf dem Arm und dem scharlachroten, golddurchwirkten Buchstaben an ihrer Brust!

War es denn möglich? Sie preßte das Kind so heftig an ihre Brust, daß es aufschrie. Sie richtete ihre Augen nieder auf den scharlachroten Buchstaben und berührte ihn mit ihrem Finger, um sich zu überzeugen, ob das Kind und die Schmach denn Wirklichkeit wären. Ja! – dies war nun ihre Wirklichkeit – alles übrige war verschwunden.

3. DAS ERKENNEN

Von diesem qualvollen Bewußtsein, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Verachtung zu sein, wurde Hester Prynne mit einem Male befreit. Sie bemerkte plötzlich im Hintergrunde der Menge eine Gestalt, die all ihre Gedanken unwiderstehlich in Anspruch nahm. Ein Indianer stand dort in seiner einheimischen Tracht und ihm zur Seite – offenbar in seiner Begleitung – ein Weißer, dessen Kleidung ein seltsames Gemisch von bürgerlich-zivilisierter und indianischer Tracht war.

Er war klein von Gestalt und sein Gesicht, obwohl noch nicht ausgesprochen alt, zeigte tiefe Furchen. Seine Züge trugen unverkennbar den Stempel beachtenswerter

intellektueller Fähigkeiten, wie bei einem Menschen, dessen geistige Kräfte auch sein körperliches Aussehen eindeutig bestimmen. Obwohl seine Gestalt durch den anscheinend sorglos zusammengewürfelten, seltsamen Anzug merkwürdig verhüllt war, bemerkte Hester Prynne doch deutlich, daß eine seiner Schultern etwas höher war als die andere. Als ihr dieser kleine Körperfehler bewußt wurde und ihr Blick daraufhin nochmals auf das schmale, scharfe Gesicht fiel, preßte sie ihr Kind mit so krampfhafter Gewalt an ihre Brust, daß dieses von neuem vor Schmerz aufschrie. Doch die Mutter schien es nicht zu hören.

Schon beim Betreten des Marktplatzes hatte der Fremde seinen Blick auf Hester Prynne gerichtet. Zuerst geschah dies gleichgültig, wie bei einem Manne, der gewohnt ist, hauptsächlich nach innen zu schauen, und für den die äußeren Dinge nur von geringem Wert und Interesse sind, wenn sie nicht gerade zu seinem Inneren in irgendeiner Beziehung stehen. Sehr bald aber wurde sein Blick scharf und durchdringend und ein qualvolles Entsetzen verzerrte seine Züge. Sein Gesicht verdunkelte sich unter dem Eindruck einer überwältigenden Gemütsbewegung, doch bezwang er diese durch eine Anstrengung seines Willens so schnell, daß er schon im Augenblick darauf wieder vollkommen ruhig schien. Die Zuckungen seines Gesichtes wurden fast unmerklich und versanken schließlich ganz in den Tiefen seines Wesens. Als er nun plötzlich Hester Prynnes Augen auf sich gerichtet sah und bemerkte, daß auch sie ihn erkannt hatte, hob er langsam und ruhig seinen Finger, machte ihr damit ein Zeichen und legte ihn dann an seine Lippen.

Darauf klopfte er einem neben ihm stehenden Bürger auf die Schulter und fragte ihn mit förmlicher Höflichkeit:

„Ich bitte Euch, werter Herr, wer ist dieses Weib? Und weshalb ist sie hier der öffentlichen Schande preisgegeben?“

„Ihr müßt wohl fremd sein in dieser Gegend, mein Freund“, antwortete der Städter, während er neugierig den Mann und den ihn begleitenden Indianer betrachtete, „sonst würdet Ihr sicherlich von Hester Prynne gehört haben und ihrem üblen Wandel. Sie hat schändliches Ärgernis erregt, das kann ich Euch versichern.“

„Ihr vermutet richtig“, antwortete der Mann, „ich bin fremd hier und war lange auf der Wanderschaft, gegen meinen Willen. Zu Lande und zur See hatte ich viel Mißgeschick zu erdulden und wurde zuletzt von den Eingeborenen im Süden gefangengehalten. Nun hat mich dieser Indianer hierher begleitet, damit ich mich aus meiner Gefangenschaft loskaufen kann. Erzählt mir daher, wenn es Euch beliebt, mehr von

Hester Prynne – habe ich ihren Namen recht gehört? – von ihrem Vergehen und weshalb sie nun dort auf jenem Pranger steht!“

„Das will ich, Freund, und ich glaube, es wird Euch nach all den Fährnissen und der Gefangenschaft in der Wildnis erfreuen, wieder in einem Lande zu sein, wo das Unrecht verfolgt und angesichts von Richter und Volk bestraft wird, wie hier bei uns. Jenes Weib, müßt Ihr wissen, war die Gattin eines gewissen Gelehrten, der, obwohl Engländer von Geburt, lange Zeit in Amsterdam gelebt hatte, bis er sich vor geraumer Zeit entschloß, überzufahren und sich hier in Massachusetts niederzulassen. In dieser Absicht schickte er sein Weib voraus, während er zurückblieb, um noch einige notwendige Angelegenheiten zu ordnen. Doch in diesen nun fast zwei Jahren, während die Frau hier in Boston wohnte, kam keinerlei Nachricht mehr von dem Gelehrten, Herrn Prynne. Sein junges Weib aber, Ihr seht ja, kaum sich selbst überlassen ...“

„Aha – ich verstehe!“ sagte der Fremde bitter lächelnd. „Ein so gelehrter Herr, wie Ihr ihn nennt, hätte allerdings auch das aus seinen Büchern lernen sollen! Doch wer, mit Verlaub, mag wohl der Vater jenes Kindes sein, das Frau Prynne in ihren Armen hält? Es ist etwa drei oder vier Monate alt, schätze ich.“

„Ja, mein Freund, diese Frage bleibt ein Rätsel“, antwortete der Bürgersmann. „Madame Hester verweigert darüber absolut jede Auskunft und die Richter haben sich schon umsonst die Köpfe zerbrochen. Wer weiß, ob der Schuldige nicht als Zuschauer dieses traurigen Schauspiels hier in der Menge steht, unerkannt von den Menschen, doch ebenso schuldig wie jenes Weib vor den Augen Gottes!“

„Der Gelehrte“, bemerkte der Fremde abermals lächelnd, „sollte eben selbst kommen, um das Geheimnis zu lüften.“

„Das stünde ihm wohl zu, wenn er noch am Leben ist“, gab der andere zurück. „Unsere Richter aber haben gedacht, daß dieses junge und hübsche Weib zweifellos starken Versuchungen erlegen ist und außerdem ihr Gatte höchstwahrscheinlich längst am Grunde des Meeres ruht. So haben sie nicht die ganze Strenge unseres Gesetzes gegen sie in Anwendung gebracht. Die Strafe für ihr Vergehen war der Tod. Doch in ihrer Barmherzigkeit und Milde haben unsere weisen Richter Hester Prynne bloß dazu verurteilt, drei Stunden lang zur öffentlichen Schande am Pranger zu stehen und dann für den Rest ihres Lebens ein Zeichen der Schmach an ihrer Brust zu tragen.“

„Ein weises Urteil!“ äußerte sich der Fremde und nickte ernst. „So wird sie eine lebendige Predigt gegen die Sünde sein, bis der schimpfliche Buchstabe dereinst in ihren Grabstein eingemeißelt wird. Nichtsdestoweniger, es ärgert mich, daß ihr

Mitschuldiger nicht wenigstens auch an ihrer Seite am Schandplatze steht. Doch man wird ihn finden! – Er wird erkannt werden! – Er wird erkannt werden!“

Er verbeugte sich höflich gegen den gesprächigen Bürger und flüsterte seinem Begleiter einige Worte zu, dann bahnten sich beide einen Weg durch die Menge.

Indessen war Hester Prynne, die Augen unverwandt auf den Fremden gerichtet, in völliger Versunkenheit dagestanden. Alle Welt um sie schien ausgelöscht und nur er blieb übrig, er und sie. Doch ein solches Zusammentreffen wäre wohl noch schrecklicher gewesen als das gegenwärtige: mit der glühenden Mittagssonne über ihr, die auf ihr Gesicht herniederbrannte, um ihre Schmach zu beleuchten, mit dem scharlachroten Zeichen der Schande an ihrer Brust und dem in Sünde geborenen Kinde in ihren Armen, mit dem ganzen gaffenden Volk um sie, das wie zu einem Feste versammelt war, um in ihr Gesicht zu starren, ihr Gesicht, das sie doch nur in der glücklichen Geborgenheit ihres Heimes oder hinter dem züchtigen Schleier in der Kirche hätte zur Schau tragen dürfen. So furchtbar es war, fühlte sie sich in der Gegenwart dieser tausend Zeugen doch irgendwie beschirmt. Es war besser, so dazustehen mit der Menge zwischen ihm und ihr, als ihm allein von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Der öffentliche Schandpfahl war ihr eine Zufluchtsstätte und sie bangte vor dem Augenblick, wo ihr dieser Schutz entzogen würde.

In solche Gedanken eingesponnen, hörte sie kaum auf die Stimme, die hinter ihr schon mehrmals ihren Namen gerufen hatte und die sich nun mit lautem, ernstem Tone, hörbar der ganzen Zuhörerschaft, abermals an sie wandte:

„Hört auf mich, Hester Prynne!“

Wie schon erwähnt, befand sich unmittelbar über dem Podest, auf dem Hester Prynne stand, ein balkonähnlicher Vorbau der Kirche. Von dieser Stelle aus pflegten im Beisein der Ratsherren der Stadt und mit all dem feierlichen Zeremoniell jener Tage öffentliche Bekanntmachungen verkündet zu werden. Nun saß hier der Gouverneur Bellingham, von vier Wächtern mit Hellebarden umgeben, um in eigener Person dem Schauspiel beizuwohnen. Er trug eine dunkle Feder auf seinem Hute, einen Mantel mit breitem, gesticktem Saum und ein schwarzes Samtwams darunter, ein Mann von vorgeschrittenem Alter, dessen Züge die Spuren harter Lebenserfahrung trugen. Er war wohl geeignet, Oberhaupt und Vertreter dieses Gemeinwesens zu sein, welches seinen Ursprung und seine gegenwärtige, gedeihliche Entwicklung nicht so sehr der Kraft der Jugend, als der strengen und maßvollen Tätigkeit weisen Mannestumes und der ernstesten Verständigkeit des Alters verdankte. Auch die anderen hohen Persönlichkeiten, die den Gouverneur umgaben, zeichneten sich durch eine würdevolle Haltung aus, wie

sie jene Zeit forderte, welche die obrigkeitliche Gewalt völlig aus der Heiligkeit göttlicher Gesetzgebung herleitete. Es waren ohne Zweifel gute, gerechte und weise Männer; aber es wäre wohl nicht leicht gewesen, aus der ganzen menschlichen Familie noch einmal eine solche Auswahl weiser und tugendhafter Persönlichkeiten zu treffen, die weniger geeignet gewesen wären, über den Irrtum eines weiblichen Herzens zu Gericht zu sitzen und Gutes vom Bösen zu scheiden, als jene Richter, denen Hester Prynne nun ihr Antlitz zuwandte. Sie war sich dessen wohl auch bewußt, daß sie eher bei der gaffenden Menge auf ein warmes, mitfühlendes Hera rechnen dürfte als hier, denn als sie jetzt ihre Augen zum Balkon emporhob, erblaßte sie jäh und ein Zittern befahl sie.

Die Stimme, die sie gerufen hatte, war die des hochwürdigen und berühmten John Wilson, des ältesten Predigers der Stadt. Er war ein großer Gelehrter, wie die meisten seiner geistlichen Zeitgenossen, und dabei ein Mann von freundlicher, liebenswürdiger Gemütsart, jedoch glaubte er, diese letztere Eigenschaft weit weniger pflegen zu müssen als seine geistigen Fähigkeiten und hielt sie fast für eine tadelnswerte Schwäche. Da stand er, einen Kranz ergrauter Locken unter seinem Samtkäppchen, während seine grauen Augen, die an das gedämpfte Licht des Studierzimmers gewöhnt waren, in der grellen Sonne blinzelten wie die Augen von Hesters Kind. Er sah aus wie einer jener ehrwürdigen, dunklen Kupferstiche, die wir auf dem Titelblatte alter Predigtbücher sehen können, und hätte im Grunde genommen nicht mehr Recht gehabt als jene, sich in die Schuld, Qual und Leidenschaft eines lebendigen Menschenherzens einzumischen.

„Hester Prynne“, begann er, „Ihr hattet das Vorrecht, der kirchlichen Gemeinde meines jungen Amtsbruders hier anzugehören.“ Dabei legte er seine Hand auf die Schulter eines blassen, jungen Mannes, der an seiner Seite stand. „Ich habe ihn zu überreden versucht, Euch hier, angesichts des Himmels und im Beisein der weisen und gerechten Richter dieser Stadt sowie des versammelten Volkes die ganze Verworfenheit Eurer Sünde vorzuhalten. Er kennt Eure Gemütsart besser als ich und wird wissen, wie er, ob mit Milde oder Strenge, am ehesten Euren Trotz und Eure Verstocktheit zu überwinden vermag, so daß Ihr nicht mehr länger den Namen dessen verschweigt, der Euch in solche Schande gestürzt hat. In seiner übergroßen Milde jedoch entgegnete er mir, daß es der weiblichen Natur ein Unrecht antun hieße, wollte man Euch zwingen, Euer Geheimnis hier im hellen Tageslicht und vor dieser zahlreichen Menge preiszugeben. Doch die Schande liegt in der Begehung der Sünde, nicht in ihrem Bekenntnis! So frage ich noch einmal, Bruder Dimmesdale: wollt Ihr selbst Euch der Seele dieser armen Sünderin annehmen – oder soll ich es tun?“

Unter den würdigen Herren auf dem Balkon erhob sich ein Gemurmel, dem Gouverneur Bellingham alsbald Ausdruck verlieh, indem er sich mit gebieterischer, doch respektvoller Stimme an den jungen Prediger wandte:

„Euer Hochwürden“, sagte er, „die Verantwortung für die Seele dieser Frau liegt bei Euch! Euch geziemt es daher auch vor allen anderen, sie zur Buße zu bewegen und als deren Beweis und Folge zu dem Bekenntnis, das sie uns noch schuldet.“

Diese unmittelbare Anrede richtete die Augen der ganzen Menge nun auf den ehrwürdigen Bruder Dimmesdale, einen jungen Geistlichen, der, mit der ganzen Gelehrsamkeit seiner Zeit ausgerüstet, von einer der großen englischen Universitäten in dieses unwirtliche Waldland gekommen war. Seine Beredsamkeit und religiöse Glut hatten ihm bereits einen weit über sein Alter hinausgehenden Ruf gewonnen. Er war ein Mann von ungewöhnlichem Äußeren, mit einer weißen, hochgewölbten Stirn, dunkelbraunen, melancholischen Augen und einem Mund, dessen kaum merkliches Beben sowohl Tiefe des Empfindens wie Kraft der Selbstbeherrschung ausdrückte. Trotz seiner hohen, natürlichen Gaben und erworbenen Kenntnissen jedoch lag in dem Wesen dieses jungen Predigers etwas Ängstliches, Erschrecktes, Furchtsames – als fühle er sich im Irrgarten des menschlichen Lebens völlig verloren und könne sich nur in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt wiederfinden. Soweit seine Pflichten es gestatteten, hielt er sich auf schattigen Nebenpfaden und blieb einfach und kindhaft. Trat er dann aber bei Gelegenheit hervor, dann strömte eine solche Frische, Klarheit und Reinheit der Gedanken aus seinen Worten, daß seine Zuhörer sich wie von einem Engel angesprochen fühlten.

Dies war der junge Mann, auf den Pastor Wilson und der Gouverneur nun so offen die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hatten, indem sie ihn aufforderten, vor aller Ohren in das Geheimnis jener Frauenseele zu dringen, das selbst auf dem Pranger noch unantastbar war. Die peinliche Lage, in der er sich befand, trieb ihm das Blut aus den Wangen und ließ seine Lippen beben.

„Sprecht zu dem Weibe, Bruder!“ wiederholte Pastor Wilson. „Es geht um das Heil ihrer Seele und daher auch um Eures, dessen Obhut sie empfohlen ist. Ermahnt sie, die Wahrheit zu bekennen!“

Pastor Dimmesdale senkte seine Augen wie zu einem stillen Gebet, dann trat er vor.

„Hester Prynne“, begann er, während er sich über den Balkon herabbeugte und ihr fest in die Augen blickte, „du hörst diese Worte und siehst die Verantwortung, die auf mir lastet. Wenn du fühlst, daß es dem Frieden deiner Seele dient und deine irdische Strafe

dadurch mehr zu deiner Erlösung beiträgt, dann sprich ihn aus, den Namen deines Mitschuldigen und Mitleidenden! Schweig nicht aus falschem Mitleid und Zärtlichkeit für ihn, denn glaube mir, sollte er auch von einem hohen Platze herabsteigen müssen, um neben dir auf dem Schandpfahle zu stehen, es wäre besser für ihn, als sein schuldbeladenes Herz sein Leben lang zu verbergen. Was kann dein Schweigen ihm nützen, als daß es ihn zwingt, seine Sünde noch durch Heuchelei zu vergrößern? Der Himmel hat dir diese öffentliche Schmach gewährt, daß du dadurch über das Böse in dir und den äußeren Schmerz triumphieren mögest. Bedenke es wohl, deinem Mitschuldigen diesen bitteren, doch heilsamen Kelch vorzuenthalten, den du nun leeren mußt, während er nicht den Mut besitzt, ihn zu ergreifen!“

Die tiefe, wohltuende Stimme des jungen Pastors zitterte und klang wie gebrochen. Das Mitgefühl, das er so offen zum Ausdruck brachte, erweckte mehr noch als die Worte selbst in den Herzen der Zuhörer einen Strom warmer Teilnahme. Selbst das Kind an Hesters Brust schien diesen Einfluß zu empfinden, denn es richtete seinen bisher unsteten Blick nach oben und streckte mit einem halb frohen, halb kläglichen Laut seine Händchen nach Pastor Dimmesdale aus. So übermächtig wirkten die Worte des Predigers nach, daß die Menge nichts anderes glauben konnte, als daß Hester Prynne nun den Namen des Schuldigen aussprechen werde, wenn nicht dieser selbst, auf welchem hohem oder niederem Platz er auch stehen mochte, von einer inneren, unwiderstehlichen Gewalt getrieben, das Schandgerüst besteigen würde.

Doch Hester Prynne schüttelte ihren Kopf.

„Weib, versuche nicht die Geduld des Himmels!“ rief Pastor Wilson zornig aus. „Dein Kind selbst hat seine Stimme erhoben und den Rat bekräftigt, den du hörtest. Nenne den Namen! Dies allein und deine Reue vermögen vielleicht, den scharlachroten Buchstaben der Schande wieder von deiner Brust zu nehmen!“

„Niemals!“ antwortete Hester Prynne, während ihr Blick in die tiefen, bekümmerten Augen des jungen Geistlichen tauchte. „Zu tief ist das Zeichen in mir eingebrannt, als daß Ihr es wieder von mir nehmen könntet – Oh, könnte ich doch auch seine Pein ihm von der Seele nehmen!“

„Sprich, Weib!“ rief kalt und streng eine andere Stimme aus der Menge der Zuschauer. „Sprich und gib deinem Kinde einen Vater!“

„Ich will nicht sprechen!“ antwortete Hester, zu Tode erblassend, denn sie hatte die Stimme nur zu gut erkannt. „Mein Kind muß sich einen himmlischen Vater suchen, einen irdischen wird es nie kennen!“

„Sie will nicht sprechen!“ murmelte Pastor Dimmesdale. Über den Balkon gelehnt und mit der Hand auf seinem Herzen, hatte er den Erfolg seiner Ansprache abgewartet. Nun holte er tief Atem und trat zurück. „Welch wunderbare Kraft eines Frauenherzens! Sie will nicht sprechen!“

Als der älteste Geistliche einsehen mußte, daß die Sünderin in ihrer Verstocktheit beharrte, ergriff er das Wort zu einer eindringlichen Predigt, die er wohl vorbereitet hatte. Immer wieder wies er dabei auf das scharlachrote Symbol an Hesters Brust hin und mit solchem Nachdruck verweilte er während der ganzen; Predigt bei diesem Zeichen der Schande, daß dieses in der Vorstellung der Zuhörer aufs neue ein Gegenstand des Entsetzens und Abscheus wurde und sein flammendes Rot direkt von den Gluten der Hölle entzündet zu sein schien.

Unterdessen stand Hester Prynne auf ihrem Gerüst mit starren Augen und einem Ausdruck müder, hoffnungsloser Gleichgültigkeit. Sie hatte an diesem Morgen alles ertragen, was menschliche Natur zu ertragen vermag. Da sie jedoch nicht von solcher Gemütsart war, die aus allzu tiefem Leid in einer Ohnmacht Erleichterung findet, konnte sich ihr Geist nur hinter einer steinernen Wand von Gefühllosigkeit retten, während ihr Körper empfindungslos weiterlebte. In diesem Zustande donnerte die Stimme des Predigers erbarmungslos, doch völlig unbeachtet an ihr Ohr. So näherte sich die Prüfung ihrem Ende. Das Kind erfüllte die Luft mit kläglichem Weinen, mechanisch versuchte sie es zu beruhigen, doch schien sie kaum an seinen Schmerzen teilzunehmen.

Mit demselben harten, wie versteinerten Ausdruck wurde Hester Prynne dann ins Gefängnis zurückgeführt. Das eisenbeschlagene Tor schloß sich hinter ihr und verbarg sie endlich vor den Blicken der Menge. Diejenigen aber, die ihr bis zuletzt nachblickten, flüsterten noch einander zu, daß der scharlachrote Buchstabe in den dunklen Gängen aufgeleuchtet habe wie von höllischem Feuer.

4. DIE UNTERREDUNG

Nach ihrer Rückkehr ins Gefängnis befand sich Hester Prynne in einem solchen Zustand nervöser Erregung, daß sie dauernder Beobachtung bedurfte, damit sie nicht sich selbst oder dem armen Kinde in ihrer grenzenlosen Verzweiflung ein Unheil zufüge. Als jedoch dann die Nacht hereinbrach und es sich immer noch als unmöglich erwies, sie zu beschwichtigen, hielt es Meister Brackett, der Gefängniswärter, für das beste, einen Arzt herbeizurufen, der glücklicherweise gerade zur Hand war. Er beschrieb ihn als einen Mann von großem Können in allen Zweigen gelehrter Arzneikunst, doch ebenso vertraut mit allem, was die eingeborenen Stämme über die Heilkraft der Kräuter und Wurzeln wußten, die in den Wäldern wuchsen.

Es war auch tatsächlich höchst notwendig, ärztliche Hilfe zu Rate zu ziehen, nicht nur für Hester selbst, sondern dringender noch für das Kind, welches mit seiner Nahrung aus der mütterlichen Brust zugleich auch alle Unruhe, Angst und Verzweiflung in sich hineingetrunkener zu haben schien, die das Gemüt der Mutter erfüllte. Nun krümmte es sich in schmerzhaften Krämpfen und sein kleiner Körper war ein eindringliches Sinnbild der unsäglichen Qual, die Hester Prynne den ganzen Tag über erduldet hatte.

Dem Kerkermeister auf dem Fuße folgend, erschien jene kleine, hagere Gestalt in dem düsteren Gemache, deren Anwesenheit unter der Menge für Hester eine so furchtbare Überraschung gewesen war. Man hatte diesen Mann im Gefängnis untergebracht, nicht weil der Verdacht irgendeines Verbrechens auf ihm lastete, sondern weil dies die bequemste Art war, über ihn zu verfügen, bis die Stadtbehörde mit den indianischen Häuptlingen über sein Lösegeld verhandelt haben würde. Er nannte sich Roger Chillingworth. Der Kerkermeister, der ihn eingelassen hatte, verweilte noch einen Augenblick und staunte über die augenblickliche Ruhe, die seinem Eintreten folgte. Hester Prynne war plötzlich totenstill geworden, nur das Kind fuhr noch fort zu stöhnen.

„Ich bitte Euch, guter Freund, laßt mich mit der Kranken allein“, sagte der Arzt. „Vertraut mir, Ihr werdet bald Ruhe haben in Eurem Hause. Und ich verspreche Euch, daß sich Frau Prynne der gerechten Autorität gegenüber dann fügsamer erweisen wird, als Ihr sie bisher gefunden habt.“

„Nein – wenn Euer Gnaden das zustande bringen“, antwortete Brackett, „will ich Eure Kunst wahrhaftig loben. Das Weib hat sich gebärdet wie besessen und es hat wenig gefehlt, daß ich ihr den Satan mit der Peitsche ausgetrieben hätte.“

Der Fremde hatte den Raum mit jener ruhigen Gelassenheit betreten, die dem Stande eigentümlich ist, dem er, seiner Aussage nach, angehörte. Sein Benehmen änderte sich auch nicht, als er, nachdem sich der Gefängniswärter zurückgezogen hatte, von Angesicht zu Angesicht der Frau allein gegenüberstand, deren Benehmen engste Beziehungen zwischen ihnen beiden vermuten ließ. Seine erste Sorge galt der Beruhigung des Kindes, das sich schreiend in seiner Wiege wand und dessen Zustand es in der Tat erforderlich machte, alles andere aufzuschieben. Er untersuchte die Kleine genau, dann nahm er aus seiner Brusttasche eine Lederkapsel und öffnete sie. Sie schien verschiedene Arzneien zu enthalten und er mischte eine davon in einem Becher mit Wasser.

„Meine alten Studien der Alchemie“, bemerkte er, „und mein mehr als einjähriger Aufenthalt unter einem Volke, das mit den Heilkräften der Pflanzensäfte wohl vertraut ist, haben aus mir einen besseren Arzt gemacht als manchen, der den Doktorgrad beansprucht. Hier, Weib! Das Kind ist dein – es hat nichts von mir – weder meiner Stimme noch meinem Aussehen nach wird es mich als Vater erkennen. So gib ihm denn mit deiner eigenen Hand diesen Trank ein!“

Hester wies die dargebotene Medizin zurück, mit deutlich ausgeprägter Furcht starrte sie in sein Gesicht.

„Willst du dich an dem unschuldigen Kinde rächen?“ stieß sie hervor.

„Törichtes Weib!“ gab er zurück, halb kühl, halb besänftigend. „Was sollte mich bewegen, diesem in Schande empfangenen, elenden Wurm ein Leid anzutun? Die Arznei ist gut, und wäre es mein eigenes Kind – ja, mein Fleisch und Blut sowohl wie deines! – ich könnte ihm keine bessere geben!“

Da Hester jedoch, in ihrem Zustand keiner vernünftigen Überlegung fähig, immer noch zögerte, nahm er schließlich das Kind in seine Arme und flößte ihm selbst den Trank ein. Und bald bewies dieser seine versprochene Wirksamkeit. Das Stöhnen der Kleinen ließ nach, ihre krampfhaften Zuckungen hörten allmählich auf und schon nach wenigen Augenblicken versank sie, wie es bei kleinen Kindern nach ihrer Befreiung von einem Schmerz gewöhnlich der Fall ist, in einen tiefen, kräftigenden Schlaf.

Nun wandte der Doktor – wie wir ihn wohl mit Recht nennen dürfen – sein ganzes Interesse der Mutter zu. Mit ruhiger und bedächtiger Aufmerksamkeit prüfte er ihren

Puls und sah in ihre Augen – ihr Herz zog sich vor diesem Blick schaudernd zurück, so fremd und kalt war er und doch so vertraut. Zufrieden mit seiner Untersuchung, machte er sich schließlich daran, einen neuen Trank zu mischen.

„Hier – trinke es!“ sprach er. „Mag sein, daß es nicht so besänftigend wirkt wie ein schuldloses Gewissen – dies kann ich dir nicht geben. Aber es wird wenigstens den Aufruhr deiner Leidenschaften beruhigen wie Öl, das sich auf die Wogen einer stürmischen See ergießt.“

Er reichte ihr den Becher; sie nahm ihn entgegen und sah ihn mit einem langen, ernstesten Blick an. In ihren Augen war nicht gerade Furcht, doch ein banger Zweifel, was wohl seine Absicht sein möge. Dann blickte sie auf ihr schlummerndes Kind.

„Ich habe schon manchemal an den Tod gedacht“, sagte sie, „– und ihn herbeigewünscht. Vielleicht halte ich sogar Gott um ihn angefleht, wenn ein Weib wie ich es überhaupt wagen dürfte, im Gebet um etwas zu bitten. Doch – wenn wirklich der Tod in diesem Becher wäre, ich bitte dich, bedenke es noch einmal, eh' du ihn mich trinken läßt. Sieh, schon setze ich ihn an meine Lippen –.“

„Trinke immerhin“, antwortete er mit unveränderter Kälte. „Kennst du mich so wenig, Hester Prynne? Pfliegten meine Absichten je so seicht zu sein? Wenn ich wirklich einen Plan der Rache hegte, was könnte ich Besseres tun, als dich leben zu lassen, mit meinen Arzneien jede Gefahr von deinem Lehen abzuwenden – damit diese Schande sich tiefer und immer tiefer in deine Brust einbrenne?“ Bei diesen Worten berührte er den scharlachroten Buchstaben mit seinem Finger und ein sengender Schmerz durchzuckte rotglühend Hesters Brust. Er bemerkte ihre unwillkürliche Gebärde des Schmerzes und lächelte. „Lebe daher und trage dein Schicksal vor den Augen aller Welt – vor den Augen dessen, den du deinen Gatten nanntest – und vor den Augen jenes Kindes dort! Auf daß du leben mögest, leere den Becher bis zur Neige!“

Ohne weiteres Klagen oder Zögern leerte Hester Prynne den Becher und setzte sich auf den Rand des Bettes, in dem das Kind schlief, während der Mann auf dem einzigen Stuhle, der sich im Raum befand, ihr gegenüber Platz nahm. Sie zitterte bei diesen Vorbereitungen, fühlte sie doch, daß er nun, nachdem er ihre physischen Schmerzen gemildert und alles getan hatte, was ihm die Menschlichkeit, seine Grundsätze oder auch eine ausgesuchte Grausamkeit zu tun geboten, zu ihr nur noch als Mann sprechen würde, als der Mann, dem sie den tiefsten und unauslöschlichsten Schimpf angetan hatte.

„Ich frage nicht, Hester, wie noch weshalb du so tief gefallen oder besser auf jenen Schandpfahl emporgestiegen bist, auf dem ich dich fand“, sprach er. „Die Ursache ist nicht schwer zu finden: es war meine eigene Torheit und deine Schwäche! Ich, ein Mann der Wissenschaft, ein Bücherwurm, der seine besten Jahre hingegeben hatte, um den Drang der Erkenntnis zu stillen, dessen Kraft schon im Schwinden war – was hatte ich zu schaffen mit deiner Jugend und Schönheit? Mißgestaltet seit meiner Geburt, wie konnte ich mich so sehr täuschen, daß ich zu hoffen wagte, die Gaben meines Geistes würden meine körperlichen Gebrechen vor den Augen eines jungen Mädchens verbergen? Man nennt mich weise! Wenn Weise je vernünftig wären, sobald es sie selbst betrifft, hätte ich all dies voraussehen können, voraussehen müssen! Als ich aus dem Urwald heraustrat, um mich dieser Ansiedlung zu nähern, hätte ich wissen müssen, daß das erste, was meine Augen erblicken würden, *du* sein würdest, Hester Prynne, als lebendes Standbild der Schande aufgerichtet vor allem Volke. Nein, von dem Augenblick an, wo wir als verheiratetes Paar mitsammen die Stufen jener alten Kirche herabschritten, hätte ich am Ende unseres Pfades das schmachvolle Feuer dieses scharlachroten Buchstabens brennen sehen müssen!“

„Du weißt“, wandte Hester ein – denn wie bedrückt sie auch war, sie konnte diesen letzten Hinweis auf das Zeichen ihrer Schande nicht ertragen –, „du weißt, daß ich stets offen zu dir war. Ich fühlte keine Liebe, noch täuschte ich welche vor.“

„Ich weiß es“, antwortete er, „es war mein Fehler. Doch bis zu jenem Augenblick meines Lebens hatte ich umsonst gelebt. Die Welt war so leer an Freude gewesen! Mein Haus, groß genug für viele Gäste, war so einsam und kalt, es fehlte ihm ein wärmendes Feuer. Wie sehnte ich mich danach, eines zu entzünden! War ich auch alt, mürrisch und mißgestaltet, so träumte ich doch, daß das einfache, menschliche Glück, das überall in Fern und Nah zu finden und jedermann zugänglich ist, auch für mich bestimmt sein möge. Und so, Hester, schloß ich dich in mein Herz! Schloß dich tief in mein Innerstes ein und suchte dich dort zu erwärmen durch die Glut, die deine Gegenwart in mir entzündete!“

„Ich habe dir schweres Unrecht angetan“, murmelte Hester.

„Wir haben beide aneinander gefehlt“, antwortete er. „Ich tat zuerst Unrecht an dir, als ich deine blühende Jugend zu einer falschen, unnatürlichen Verbindung mit meinem welkenden Alter verleitete. Darum – als ein Mann, der nicht umsonst darüber nachgedacht und philosophiert hat, suche ich keine Rache, plane ich nichts Böses gegen dich. Zwischen dir und mir ist die Waage des Schicksals ausgeglichen. Doch, Hester, es lebt der Mann, der sich an uns beiden verging! Wer ist es?“

„Frage mich nicht!“ antwortete Hester Prynne, während sie ihm fest ins Gesicht sah. „Du wirst es niemals erfahren!“

„Niemals, sagst du?“ entgegnete er und über sein Antlitz huschte ein dunkles, hintergründiges Lächeln. „Ihn niemals kennen? – Glaube mir, Hester, es gibt nur wenige Dinge – sowohl in der äußeren Welt als auch, zu einem gewissen Grade, in der unsichtbaren Sphäre der Gedanken –, die einem Manne, der sich ernsthaft und rückhaltlos ihrer Lösung widmet, ein Geheimnis zu bleiben vermögen. Vor der neugierigen Menge magst du dein Geheimnis hüten. Du kannst es auch vor den Geistlichen und der Obrigkeit verbergen, die heute den Namen aus deinem Herzen zu pressen versuchten, um dir einen Partner auf deinen Schandpfahl zu geben. Ich aber trete mit anderen Kräften an das Geheimnis heran! Ich werde diesen Mann suchen, wie ich die Wahrheit in den Büchern suchte. Der Zusammenhang, der zwischen uns besteht, wird mein Bewußtsein unvermeidlich auf ihn lenken. Ich werde ihn zittern sehen und ein Schaudern fühlen, plötzlich und unvermutet – und früher oder später *muß* er mein sein!“

Die Augen des Gelehrten glühten bei diesen Worten so durchbohrend auf Hester Prynne, daß diese die Hände über ihrer Brust kreuzte, als fürchte sie, er könne das Geheimnis dort sogleich lösen.

„So willst du seinen Namen nicht preisgeben? Nichtsdestoweniger ist er mein!“ fuhr er fort und auf seinen Zügen lag ein Ausdruck solcher Zuversicht, als wäre das Schicksal selbst mit ihm. „Zwar trägt er keinen Buchstaben der Schande auf seinem Kleide wie du, aber ich werde ihn in seinem Herzen finden. Fürchte jedoch nichts für ihn – glaube nicht, daß ich die Vergeltung des Himmels stören oder ihn zu meinem eigenen Schaden dem Zugriff menschlichen Gesetzes überliefern werde! Fürchte auch nicht, daß ich etwas gegen sein Leben oder seinen guten Ruf unternehmen werde, wenn er, wie ich annehme, ein Mann von höherem Ansehen ist. Laß ihn leben! Laß ihn sich verbergen hinter äußeren Ehren, wenn er mag – er gehört dennoch mir!“

„Deine Taten scheinen Erbarmen auszudrücken“, sagte Hester, verwirrt und entsetzt, „doch deine Worte deuten sie als Schrecken!“

„Eines will ich von dir, die du mein Weib warst, noch verlangen“, fuhr der Gelehrte fort. „Du hast das Geheimnis deines Geliebten bewahrt – bewahre in gleicher Weise meines! Niemand in diesem Lande kennt mich. Verrate keiner menschlichen Seele, daß du mich je deinen Gatten genannt hast! Hier in diesem entlegenen, wilden Winkel der Erde will ich mich niederlassen, denn, überall sonst ein unsteter Wanderer, ausgeschlossen von menschlichen Interessen, hier finde ich ein Weib, einen Mann, ein

Kind, mit denen mich die engsten Beziehungen verbinden – gleichviel, ob in Liebe oder Haß, im Guten oder Bösen! Du und die Deinen, Hester Prynne, ihr gehört zu mir. Meine Heimat ist dort, wo du bist – und er! Doch bewahre mein Geheimnis, verrate mich nicht!“

„Weshalb verlangst du dies?“ fragte Hester. Sie schauderte voll unbewußter Angst vor diesem Versprechen zurück. „Warum willst du dich nicht offen zu erkennen geben und mich von dir stoßen?“

„Vielleicht“, entgegnete er, „weil ich der Schande nicht begegnen will, die den Gatten eines treulosen Weibes besudelt – vielleicht auch aus anderen Gründen. Genug – es ist meine Absicht, unerkant hier zu leben und zu sterben. Laß daher die Welt in dem Glauben, daß dein Gatte längst tot ist und keine Kunde mehr von ihm kommt. Zeige weder durch Worte noch Blicke, daß du mich kennst! Vor allen aber: bewahre das Geheimnis vor jenem Manne, den du nicht nennen magst! Solltest du mich darin hintergehen, dann hüte dich! Sein Ruf, seine Stellung, sein Leben sind in meiner Gewalt! Hüte dich!“

„Ich will dein Geheimnis bewahren wie seines“, sagte Hester.

„Schwöre es!“ forderte er.

Und sie leistete den Eid.

„Und nun will ich dich verlassen, Hester Prynne“, sagte Roger Chillingworth, wie wir ihn fortan nennen müssen. „Ich lasse dich allein, allein mit deinem Kinde – und dem scharlachroten Buchstaben! Wie ist es eigentlich, Hester, zwingt dich dein Urteil, das Zeichen auch im Schlafe zu tragen? Hast du keine Angst vor Nachtgespenstern und gräßlichen Träumen?“

„Warum willst du mich verspotten?“ fragte Hester, beunruhigt über den Ausdruck seiner Augen. „Bist du ein Unhold, der die Wälder ringsum heimsucht? Hast du mich in einen Bund verstrickt, der meine Seele ins Verderben führen wird?“

„Nicht *deine* Seele“, antwortete er mit unergründlichem Lächeln, „nein, nicht deine – – –!“

5. DIE FREIHEIT

Hester Prynnes Gefängnisstrafe war nun zu Ende. Die Tür des Kerkers öffnete sich ihr und sie trat in den Sonnenschein hinaus, der allen Menschen in gleicher Weise

leuchtet. Doch ihrem kranken, gequälten Herzen schien es, als sollte damit nur das Zeichen der Schande an ihrer Brust um so deutlicher vor aller Welt sichtbar gemacht werden. Vielleicht waren diese ersten Schritte, die sie von der Schwelle des Gefängnisses wegführten, qualvoller als selbst jener Weg zum Pranger und die öffentliche Preisgabe ihrer Schmach auf dem Marktplatze, wo die Menge mit Fingern auf sie gezeigt hatte! Denn damals hatte eine übermenschliche Anspannung ihrer Nerven sie Aufrechterhalten, die Widerstandskraft ihres Charakters den Auftritt fast in eine Art grausigen Triumphes verwandelt. Doch war dies ein einmaliges Ereignis gewesen, zu dessen Überwindung sie alle körperlichen und seelischen Kräfte hatte einsetzen können, die sonst für viele ruhige Jahre gereicht hätten. Das Gesetz selbst, das sie verdammt hatte – jener Riese mit undurchdringlichen Zügen, der sowohl die Macht hatte zu vernichten als auch wieder aufzurichten – hatte ihr in jener schwersten Stunde ihrer Prüfung Hilfe gewährt.

Nun aber, mit diesen ersten Schritten aus dem Gefängnis, begann der Alltag, den sie entweder mit dem Rest der ihr verbliebenen Kräfte ertragen oder unter dessen Last sie zusammenbrechen mußte. Sie sah vor sich die Reihe der kommenden Tage: jeder würde seine eigene Prüfung bringen, täglich neu und doch immer dasselbe Elend, das so namenlos schwer auf ihr lag. Bis in die Tage der fernsten Zukunft würde sie diese Bürde mit sich schleppen, sie niemals abwerfen können, und jeder Tag, jedes Jahr würde die Größe ihrer Schande unbarmherzig vermehren. Kaum noch ein Schatten ihrer selbst, würde sie schlechthin zum Sinnbild weiblicher Schwachheit und sündiger Leidenschaft werden, und Prediger wie Lehrer würden als abschreckendes Beispiel auf sie mit Fingern weisen! Mit dem flammenden Buchstaben an ihrer Brust würde sie vor den Augen der unschuldigen Kinder stehen – sie, das Kind ehrbarer Eltern – sie, die Mutter eines Kindes, das selbst einmal hier zum Weibe heranwachsen würde – sie, die einst so heiter und unschuldig war, ein lebendes Gleichnis der Sünde! Und selbst über ihrem Grabe würde dereinst kein anderes Denkmal stehen als jenes Zeichen der Schande, das sie bis dorthin tragen mußte ...

Es mag seltsam erscheinen, daß diese Frau, die durch keine Bestimmung ihres Urteils an diesen Ort gebunden war, der die Welt vollkommen offen stand, um in ihre einstige Heimat oder ein anderes der europäischen Länder zurückzukehren und dort alle Schmach von sich abzustreifen und ein neues Dasein zu beginnen, daß diese Frau immer noch jenen Ort ihre Heimat nannte, an dem sie zur unauslöschlichen Schande verdammt war. Standen ihr nicht auch die Pfade in die Wälder offen, wo sich die Wildheit ihrer Natur mit einem Volke mischen konnte, dessen Sitten und Gebräuche jenes Gesetz nicht kannten, das sie verurteilt hatte? Doch ein rätselhafter Zwang hielt

sie fest, ein Gefühl, unwiderstehlich und unausweichlich wie ein schicksalhafter Verhängnis, welches den Menschen immer wieder an den Ort bannt und zu der Stelle führt, wo er etwas Schweres, Entscheidendes erlebt hat, das seinem Dasein die bestimmende Farbe aufdrückte. Und je düsterer dieser Stempel seines Schicksals, um so unwiderstehlicher ist dieser Drang.

So fühlte sich auch Hester Prynne durch ihre Schande mit diesem Boden verwurzelt. Es war, als ob sie durch eine neue Geburt in dies Leben und diesen Ort hineingestellt worden wäre, alle anderen Schauplätze ihres früheren Daseins, selbst das friedliche Dörfchen drüben in England, wo sie eine glückliche Kindheit und Jugend verbracht hatte, schienen ihr fremd wie längst abgelegte, ungewohnte Kleider. Es waren eiserne Ketten, die sie hier festhielten, und ihre innerste Seele riß sich daran wund – doch zerreißen konnte sie sie nicht.

Mag sein, daß auch noch ein anderes Gefühl sie an diesem Orte festhielt, obwohl sie dieses wie ein Geheimnis vor sich selbst verbarg, wenn es sich je aus Ihrem Herzen hervordrängte. Hier lebte und wandelte jener Mensch, mit dem sie sich durch einen Bund verknüpft fühlte, der zwar auf Erden nicht anerkannt wurde, der sie jedoch vor den Schranken des ewigen Gerichtes dereinst zusammenführen würde zu immerwährender Gemeinsamkeit. Immer und immer wieder rief der Versucher diese Vorstellung in ihr wach und lachte über die leidenschaftliche und zugleich verzweifelte Freude, mit der sie sich daran klammerte, um sie gleich darauf wieder von sich zu stoßen. Was sie schließlich selbst glaubte und als die Ursache ihres weiteren Verbleibens an diesem Orte ihrer Schande betrachtete, war halb Wahrheit, halb Selbsttäuschung. Hier war der Schauplatz ihrer Schuld gewesen, hier wollte sie also auch – so sagte sie sich – ihre irdische Strafe verbüßen, um durch die Qual ihrer täglichen Schande ihre Seele reinzuwaschen und einen Frieden zu gewinnen, der heiliger war als jener, den sie verloren, weil er so bitter erkämpft war.

Hester Prynne floh daher nicht. Am Rande der Stadt, doch abseits von den anderen Wohnbauten, stand ein kleines, strohbedecktes Häuschen. Ein früherer Ansiedler hatte es erbaut, doch bald wieder aufgegeben, da einerseits der umgebende Boden zu unfruchtbar, andererseits der Platz doch zu abgelegen war, um noch an dem wirtschaftlichen Leben der Stadt teilzuhaben, das sich damals bereits entwickelte. So stand es einsam unmittelbar an der Küste und schaute mit seinen Fenstern über die Bucht hinweg auf die waldbedeckten, fernen Hügel im Westen. Eine Gruppe kümmerlicher Bäume, wie sie nur auf der Halbinsel wuchsen, vermochte die Hütte weniger zu verbergen, als die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß hier etwas war, was wohl am besten überhaupt nicht ans Licht käme.

In dieser kleinen, einsamen Behausung richtete sich nun Hester mit ihrem Kinde mit Erlaubnis der Obrigkeit, die immer noch ein wachsames Auge auf sie hielt, wohnlich ein. Ein geheimnisvoller Schatten von Mißtrauen und Scheu legte sich fast augenblicklich über den Ort. Kinder, noch zu jung, um zu verstehen, warum diese Frau aus der Sphäre menschlicher Gemeinschaft ausgeschlossen war, schlichen sich neugierig heran, um sie bei ihrer Näharbeit am Fenster oder bei ihrer Arbeit in dem kleinen Garten zu beobachten. Sobald sie aber des scharlachroten Buchstabens an ihrer Brust ansichtig wurden, flohen sie in wilder Hast, von seltsamer, unheimlicher Furcht ergriffen, davon.

Obgleich Hester in ihrer einsamen Lage niemanden hatte, der ihr freundlich beizustehen wagte, brauchte sie doch keinen Mangel zu fürchten. Sie verstand eine Kunst, die selbst in jener schmucklosen, äußerlich so nüchternen Zeit vollkommen ausreichte, um sich und ihr Kind zu ernähren. Es war die Geschicklichkeit ihrer Nadel, die einzige Kunstfertigkeit, die einer Frau in früherer Zeit zugänglich war. An ihrer Brust trug sie ja in dem so prächtig verzierten Buchstaben ein hervorragendes Beispiel ihres Geschmackes und ihres Könnens, dessen sich wohl selbst die Damen bei Hofe gerne bedient hätten, um die Seide und das Gold ihrer Roben mit dem edleren Geschmeide menschlichen Erfindungsgeistes zu schmücken. Hier freilich, in der düsteren Einfachheit des puritanischen Lebens, gab es nur selten Gelegenheit, solche Kunstfertigkeit anzuwenden, doch bei gewissen Anlässen mußte auch die strenge Nüchternheit der Vorväter dem Zeitgeschmacke Rechnung tragen, der gerade auf diesem Gebiet so hervorragende Leistungen aufzuweisen hatte. Öffentliche Zeremonien, wie die Ernennung und Einsetzung der städtischen Obrigkeit und alles, was mit deren Auftreten vor der Öffentlichkeit zusammenhing, waren von äußerster Pracht und Feierlichkeit. Breite Halskrausen, sorgfältig gestickte Bänder und üppig verzierte Handschuhe waren unbedingt notwendige Bestandteile der Kleidung jener Würdenträger, die daran teilnahmen. Auch anderen durch Rang oder Reichtum ausgezeichneten Persönlichkeiten war es gestattet, sie zu tragen, während gleichzeitig den weniger wohlhabenden Schichten ein solcher Aufwand durch strenge Gesetze untersagt war. Eine weitere starke Nachfrage nach Hester Prynnes Arbeit herrschte auch bei großen Leichenbegängnissen, sei es, um die Würde des Verstorbenen besser zu unterstreichen, sei es auch, um durch mannigfaltige Verwendung von schwarzem Tuch und weißem Mull den schuldigen Schmerz der Überlebenden stärker zum Ausdruck zu bringen. Schließlich boten auch Kinderkleidchen noch eine Möglichkeit für Arbeit und Verdienst, trugen doch die kleinen Kinder zu besonderen Gelegenheiten damals wahre Staatsroben mit reichem, kunstvollem Zierat.

Nach und nach kamen Hester Prynnes Handarbeiten – wie wir heute sagen würden – immer mehr in Mode. Ob aus Mitleid mit ihr, die ein so elendes Schicksal zu ertragen hatte, ob aus einer krankhaften Neugierde heraus oder infolge irgendwelcher anderer, unwägbarer Umstände – Hester hatte jedenfalls so viel einträgliche Arbeit für ihre Nadel, als sie nur bewerkstelligen konnte. Vielleicht füllte sie auch wirklich eine Lücke aus und diente einem Bedürfnisse, das sonst unbefriedigt geblieben wäre. Die Eitelkeit schien sich selbst demütigen zu wollen, indem sie bei prunkvollen Gelegenheiten die Gewänder zur Schau trug, die von ihrer sündigen Hand angefertigt waren. Die Halskrause des Gouverneurs, die Schärpen der Offiziere und die Kragen der Geistlichen waren Zeugen ihrer Kunstfertigkeit. Sie schmückte Kinderhäubchen und Totenhemdchen, nur in einem einzigen Falle wurde ihre Kunst niemals verlangt: wenn es nämlich galt, den weißen Schleier einer Braut zu schmücken. Diese Ausnahme bewies in ihrer Unbarmherzigkeit deutlich, daß sie aus der Gemeinschaft ausgeschlossen war und blieb.

Für sich selbst suchte Hester nicht mehr zu erwerben als die bescheidenste Notdurft. Ihrem Kinde aber gönnte sie doch ein wenig Pracht und Überfluß. Während ihre eigene Bekleidung, aus grobem Stoff und von dunkler Farbe, keinen anderen Zierat aufwies als den scharlachroten Buchstaben, den zu tragen ihr Schicksal war, zeigten die Kleidchen ihres Kindes eine geradezu phantastische Erfindungsgabe, die viel dazu beitrug, das seltsam luftige Wesen zu verstärken, das sich schon früh in dem kleinen Mädchen zu entwickeln begann. Außer diesem kleinen Aufwand für die Bekleidung ihres Kindes verwandte Hester alles, was sie entbehren konnte, als Almosen für Notleidende und Arme, obwohl diese oft lange nicht so elend waren wie sie selbst und nicht selten die Hand, welche ihnen Speise gab, noch schmähten. Oft verbrachte sie auch ihre Zeit damit, für die Armen derbe Kleidungsstücke zu nähen, während sie diese Stunden doch viel besser ihrer Kunst hätte widmen können.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Beschäftigung Hester Prynne eine Art selbstaufgelegter Buße war, brachte sie doch bei dieser rauhen Arbeit ein wirkliches Opfer an Freude, die ihr die Ausübung ihrer Kunstfertigkeit sonst gewährt hätte. Ihre Natur war von einer sinnlichen Empfänglichkeit für üppige, reiche Schönheit, die ihr das Leben sonst nirgends gewährte als in ihrer eigenen Kunstfertigkeit, wie ja viele Frauen aus der Geschicklichkeit und Zierlichkeit ihrer Nadelarbeit ein Vergnügen schöpfen, das dem anderen Geschlecht unverständlich bleibt. Für Hester bedeutete dies zugleich in gewissem Sinne eine Befriedigung und Beschwichtigung ihres leidenschaftlichen Gemütes, doch gab es auch Augenblicke, wo sie – wie vor jeder anderen Freude – davor wie in scheuer Furcht zurückschreckte, als dürfe sie ihrer

Seele eine solche Freude nicht gewähren. Freilich war diese krankhafte Reizbarkeit ihres Gewissens weniger ein Zeichen der Bußfertigkeit, als der Unklarheit und Aufgewühltheit ihrer gequälten Seele.

So hatte also Hester Prynne doch noch eine Aufgabe, der sie ihr Leben widmen konnte. Die Welt konnte ihre seltene Fähigkeit und natürliche Tatkraft nicht von sich stoßen, wengleich sie sie mit einem Zeichen gebrandmarkt hatte, das einem weiblichen Herzen unerträglicher sein mußte als das Brandmal Kains. Ihr ganzer Verkehr mit den Bewohnern der Stadt zeigte deutlich, daß sie nicht mehr zu ihnen gehörte. Jede Geste, jedes Wort, selbst das Schweigen derer, mit denen sie in Ausübung ihrer Tätigkeit zu tun hatte, war ein Ausdruck ihrer völligen Verstoßenheit aus der menschlichen Gemeinschaft. Sie war so allein, als lebte sie in einer eigenen Sphäre und wäre durch andere Kräfte und Sinne mit dieser Welt verbunden als die übrigen Menschen. Sie lebte jenseits der Gesetze menschlicher Gemeinsamkeit und doch in ihrer nächsten Nähe, wie ein Geist, der die vertrauten Stätten seines früheren Lebens heimsucht und doch ausgeschlossen bleibt von Freude wie von Leid. Gelänge es ihm je, sich sichtbar oder bemerkbar zu machen, er würde nur Schrecken und Entsetzen hervorrufen.

Solche Gefühle, vermischt mit bitterer Verachtung, bildeten die einzige Art der Anteilnahme der Menschen an Hester Prynnes Dasein. Es war kein zartfühlendes Zeitalter. Obgleich sie selbst ihre Stellung nur zu gut kannte und keine Gefahr lief, sie je zu vergessen, wurde sie ihr doch immer wieder mit neuer, beißender Qual ins Bewußtsein gebracht. Oft stießen die Armen, denen sie eine Wohltat erweisen wollte, ihre helfende Hand voll Verachtung zurück. Oft träufelten ihr auch die Damen der Gesellschaft, mit denen sie bei ihrer Arbeit zu tun hatte, neue Bitterkeit ins Herz, vermischt mit jener versteckten Bosheit, deren nur haßerfüllte Weiber fähig sind, oder es traf sie ein roher Ausdruck wie ein Keulenschlag auf die schmerzende Wunde. Doch Hester hatte gelernt, sich zu beherrschen. Auf alle diese Angriffe blieb sie stumm, nur eine tiefe Röte stieg in ihre sonst blassen Wangen und versank erst nach einigen Augenblicken wieder in der Tiefe ihrer Brust. Mit übermenschlicher Geduld ertrug sie alles – doch unterließ sie es, für ihre Spötter zu beten, damit nicht die Worte des Gebetes sich unwillkürlich in ihrem Munde in einen Fluch verwandelten.

Unausgesetzt und auf tausenderlei Art wirkte das Urteil, das puritanische Findigkeit für sie ersonnen hatte, nach. Geistliche blieben auf der Straße stehen, um Worte der Ermahnung an sie zu richten, bis sich eine hohnlächelnde, finster blickende Schar um das unglückliche Weib versammelte. Betrat sie am Sonntag eine Kirche, um teilzuhaben an der Gnade und Barmherzigkeit des allmächtigen Vaters, so fand sie

nicht selten, daß *sie* selbst Gegenstand der Predigt war. Vor Kindern hatte sie eine förmliche Angst, denn diese, die von ihren Eltern wohl die Vorstellung gewonnen hatten, daß der stummen Frauengestalt, die so scheu und allein oder höchstens in Begleitung ihres kleinen Kindes durch die Straßen eilte, etwas Grausiges, Verbrecherisches anhaften müsse, folgten ihr stets in einiger Entfernung schreiend durch die Straßen und ihre schrillen Stimmen stießen ein Schimpfwort aus, dessen Sinn sie zwar nicht verstanden, das aber dem unglücklichen Weib dafür nur um so gräßlicher ins Herz schnitt. Wie weit mußte ihre Schande verbreitet sein, daß alle, alle davon wußten! Es hätte sie nicht tiefer treffen können, wenn selbst die Blätter der Bäume es geflüstert, das Brausen des Sturmes es in alle Welt hinausgeschrien hätte! Eine besondere Qual bereitete jedesmal der neugierige Blick eines Fremden auf das Zeichen an ihrer Brust. Kaum vermochte sie zu widerstehen, es mit ihrer Hand zu verbergen, doch tat sie es nicht. Von Morgen bis zum Abend, unaufhörlich hatte Hester Prynne das Gefühl, als starre ein spöttisches Auge auf ihre Brust, die dennoch gegen die Pein nicht unempfindlicher wurde, im Gegenteil, das tägliche Maß an Bitterkeit und Scham schien ihre Empfindlichkeit nur noch zu vermehret!

Manchmal jedoch, einmal in vielen Tagen oder auch Monaten, fühlte sie einen Blick, einen menschlichen Blick auf jenem Zeichen ruhen, der ihr einen Augenblick lang Erleichterung brachte. Es war, als ob die Hälfte ihrer Qual von ihr genommen würde. Doch im nächsten Augenblick schon kam alles mit doppeltem Schmerz zurück und ein Gefühl neuer Schuld lastete auf ihr. Hatte sie denn allein gesündigt? –

Die schwere Last ihres Schicksals blieb nicht ohne Auswirkung auf ihr Gemüt. Auf ihren einsamen Wegen durch die kleine Welt, die ihr verblieben, schien es ihr manchmal – und war es auch nur ein Spiel ihrer Phantasie, so war es doch zu mächtig, um unterdrückt werden zu können –, als würde mit dem scharlachroten Buchstaben ein neuer Sinn verliehen, eine seltsame, geheime Kenntnis der verborgenen Sünden im Herzen anderer Menschen. Sie schauderte vor dieser Erkenntnis zurück – und konnte doch nicht anders, als daran zu glauben. Die Offenbarungen, die sich ihr aufdrängten, erfüllten sie mit Grauen und Entsetzen. War denn der äußere Schein von Reinheit nichts als Lüge? War es möglich, daß, wenn je die Wahrheit ans Licht käme, manch scharlachroter Buchstabe die Brust anderer Menschen zieren würde? In all ihrem Elend war nichts so peinvoll für sie, wie dieses sich aufdrängende, dunkle Wissen um die Schuld so vieler anderer Menschen. Die Gelegenheiten, bei denen jenes seltsame Gefühl in ihr lebendig wurde, verwirrten sie vollkommen: oft war ihr, als poche das rote Zeichen an ihrer Brust voll mitfühlenden Einverständnisses, wenn sie einem ehrwürdigen Geistlichen oder Richter der Stadt begegnete, der von seinen

Zeitgenossen als wahres Muster der Gerechtigkeit und Frömmigkeit betrachtet und verehrt wurde. Blickte sie dann erschreckt und erstaunt auf, dann sah sie freilich nichts als die Gestalt jenes Würdenträgers an sich vorüberschreiten. Ein andermal machte sich solch geheimnisvolle Zusammengehörigkeit hartnäckig fühlbar, wenn eine würdige Matrone mit frommem Stirnrunzeln vorüberging, die nach allem, was man von ihr zu sagen wußte, ihr Leben lang rein und kalt geblieben war wie frischer Schnee. Jene unberührte Kälte – und Hesters glühende Schande, was hatten sie miteinander zu tun? Und wieder einmal durchzuckte es Hester wie ein elektrischer Schlag: „Sieh doch, eine Genossin deiner Schuld!“ Sie blickte auf und bemerkte, wie ein junges Mädchen mit scheuem Blick den scharlachroten Buchstaben streifte und mit leichtem Erröten sich schnell wieder abwandte, als fürchte es, sich zu beflecken. Welch böser Zauber wirkte in Hester, der ihr alles Vertrauen in menschliche Tugend, sei es in jung oder alt, so grausam zerstören wollte? Sie, die ihrer eigenen Schwachheit und dem harten Gesetz ihrer Zeit zum Opfer gefallen war, rang um den Glauben an die Tugendhaftigkeit der anderen mit der ganzen Kraft ihrer gequälten Seele.

Das Volk, das in jenen düsteren, alten Tagen seiner Einbildungskraft gerne die Zügel schießen ließ, wußte von dem scharlachroten Buchstaben bald eine Geschichte zu erzählen, die zu einer schaurigen Legende wurde. Man glaubte, daß das Zeichen nicht aus gewöhnlichem Stoffe wäre, mit irdischer Farbe getränkt, sondern daß es von höllischem Feuer erglühe und weithin gesehen werden könne, wann immer Hester Prynne durch die dunkle Nacht ginge. Und fürwahr, es brannte so tief in Hesters Brust, daß in diesem Gerüchte mehr Wahrheit war, als wir vielleicht heute glauben würden.

6. DAS KIND

Wir haben bisher noch kaum von dem Kinde gesprochen, dem kleinen Geschöpf, dessen unschuldiges Leben wie eine zarte Blüte üppiger Fruchtbarkeit jener dunklen Leidenschaft entsprossen war. Wie wunderbar war es doch für die einsame Frau, das Wachstum dieses Kindes zu beobachten, seine Schönheit, die mit jedem Tage strahlender wurde, seine Vernunft, deren erste Anzeichen bereits wie spielende Sonnenstrahlen über das zarte Gesichtchen huschten. Ihr Kind, ihre Perle! – Denn so hatte Hester das Mädchen benannt, nicht weil sein Aussehen etwa dem sanften, leidenschaftslosen Glanz einer Perle glich, sondern um auszudrücken, daß es ihr einziger und köstlichster Besitz war, für den sie alles hingegeben hatte, was einst ihr Eigen gewesen war. – Wie wunderbar! Die Menschen hatten dieser Frau für ihre

Schuld das Zeichen der Schmach an die Brust geheftet, dessen mächtige und unheilvolle Gewalt keine Teilnahme, kein Mitgefühl an sie heranließ. Gott aber hatte aus derselben Sünde heraus, die von den Menschen so hart bestraft worden war, dieses Kind zum Leben erweckt und es ihr an die entehrte Brust gelegt, um sie dadurch für immer mit dem Geschlecht der Sterblichen zu verbinden und schließlich teilhaben zu lassen an der himmlischen und ewigen Gnade! Doch solche Gedanken erregten in Hester Prynne bisweilen mehr Befürchtungen als Hoffnungen. War doch ihr Tun böse gewesen, wie konnte sie da glauben, daß dessen Folgen zum Guten gedeihen würden? Tag um Tag beobachtete sie daher die sich entwickelnde kindliche Natur mit wachsender Besorgnis, immer fürchtend, eine dunkle, seltsame Eigentümlichkeit zu entdecken, die seiner schuldbeladenen Herkunft entspräche.

Von einem körperlichen Gebrechen zeigte sich indes keine Spur, das gesunde, kräftige Körperchen und die schön geformten Glieder waren voll natürlicher Behendigkeit und ließen keinen Wunsch offen. Dazu besaß das Kind jene seltsame Anmut, die keineswegs immer mit körperlicher Schönheit gepaart ist. Auch im einfachsten Kleidchen sah es so hübsch aus, als könnte ihm nichts anderes besser stehen. Doch brauchte es keine ärmlichen Kleider zu tragen. Seine Mutter kaufte ihm die ausgesuchtesten Stoffe und ließ bei der Herstellung der Kleidchen ihrer kunstvollen Phantasie völlig freies Spiel, so daß das Kind in seiner frischen Schönheit stets wie von einem Leuchten umgeben war, welches das dunkle Wohngemach strahlend erhellte. Das Wesen dieses Mädchens zeugte von einer unendlichen Mannigfaltigkeit und umspannte alle Stufen des Liebreizes, von der wilden Frische eines Bauernmädchens angefangen bis zur kindlichen Würde einer kleinen Prinzessin. In allem aber war ein gewisser Zug von Leidenschaftlichkeit, ein tiefes Glühen der Farbe, das sich nie verlor. Wäre sie in einer ihrer Verwandlungen einmal blasser, weniger lebensvoll erschienen, sie wäre nicht mehr sie selbst, nicht mehr die kleine Perle gewesen.

Diese äußerliche Wandelbarkeit war im Grunde genommen nur das getreue Abbild ihres inneren Lebens. Es fehlte ihrer beweglichen Natur nicht an Tiefe, doch schien es Hesters besorgtem Herzen, als zeige sie nur wenig Neigung, sich der Welt, in der sie geboren war, einzufügen und anzupassen. Das Kind konnte nicht dazu gebracht werden, sich einem Gebote unterzuordnen. Am Ursprünge seines Seins stand die Mißachtung eines Gesetzes – nun war hier ein Wesen entstanden, dessen Elemente wohl schön und glänzend waren, das jedoch aller Ordnung widerstrebte – oder nach einer ihm eigenen Ordnung lebte, deren Gesetze unverständlich waren.

Hester konnte den Charakter des Kindes nur so zu ergründen versuchen, daß sie sich ihren eigenen Zustand während jener Zeit, da sie es ungeboren unter ihrem Herzen getragen hatte, in die Erinnerung zurückrief. Leidenschaftliche Erregung ihres Herzens, ihres ganzen Wesens, war der Mutterboden für das Wachstum dieser kindlichen Seele gewesen, die ganze zehrende Glut, die tiefen Schatten und grellen Lichter ihres damaligen Zustandes waren in dem Kinde wieder lebendig geworden. Sie erkannte ihre eigene wildtrotzige Verzweiflung und selbst die dunklen Schatten der Schwermut wieder, die damals auf ihrem Herzen gelastet hatten. Noch waren sie in dem Kinde vom Übermut der Jugend überdeckt, doch welche Stürme mochten daraus im weiteren Verlaufe dieses Lebens noch erwachsen?

Die Zucht innerhalb der Familie war zu jener Zeit bedeutend strenger als heutzutage. Ermahnungen, bitterer Tadel und selbst heftige Verwendung der Rute waren nicht nur ein Mittel der Strafe, sondern galten als wirksame Förderung der kindlichen Tugend überhaupt. Hester Prynne nun, diese einsamste Mutter eines einzigen Kindes, lief gewiß nicht Gefahr, in übertriebene Strenge zu verfallen, doch versuchte sie schon früh, eingedenk ihrer eigenen Schwäche und Fehler, die ihr anvertraute kindliche Seele mit mildem Ernste zu führen. Allein diese Aufgabe ging über ihre Kräfte. Nachdem sie sowohl Güte wie Strenge vergebens versucht hatte und weder auf die eine noch andere Weise einen beachtenswerten Einfluß hatte ausüben können, mußte sie das Kind schließlich seiner eignen Natur überlassen. Körperlicher Zwang und Strafen waren dabei zwar wirksam, doch nur so lange sie dauerten. Jeder anderen Beeinflussung jedoch, mochte es eine Bitte oder Ermahnung sein, zeigte sich das Kind bald zugänglich, bald völlig unzugänglich, je nach der Laune, die es gerade beherrschte.

Die Mutter kannte gar bald jenen eigentümlichen Ausdruck in seinem Gesichtchen, der ihr deutlich sagte, daß es nun völlig vergebens wäre, das Kind zu etwas überreden oder zwingen zu wollen. Es war ein seltsamer Ausdruck von Klugheit, unerklärlich und rätselhaft, manchmal widerspenstig und eigensinnig bis zur Bosheit, gewöhnlich jedoch begleitet von so ausgelassener Lustigkeit, daß sich Hester in solchen Augenblicken oft fragte, ob dies denn wirklich ein Menschenkind sei und nicht ein ungreifbarer, elfischer Spuk, der mit ihr seine neckischen Spiele trieb, um gleich darauf mit spöttischem Kichern zu entfliehen. Eine unerklärliche Fremdheit und Unnahbarkeit kam in solchen Augenblicken über das Kind, als gehöre es gar nicht dieser Erde an und würde im nächsten Augenblick verschwinden wie ein Lichtschimmer, der kommt und geht, niemand weiß, woher noch wohin. Hester stürzte dann wohl auf das Kind zu und preßte es unter glühenden Küssen an ihre Brust, nicht

so sehr aus überströmender Zärtlichkeit, sondern um sich zu vergewissern, daß Perle doch aus lebendigem Fleisch und Blute sei und nicht ein trügerischer Geist. Doch das elfische Lachen des Kindes, war es auch voll Munterkeit und Musik, führte Hester stets nur noch tiefer in ihre Angst hinein.

Verzweifelt über diesen ungreifbaren Spuk, der sich so oft zwischen sie und ihr Kind stellte, brach die Unglückliche manchmal in ein hoffnungsloses Weinen aus. Perles Züge nahmen dann nicht selten einen harten, verschlossenen Ausdruck an. Sie runzelte die Stirne und ballte ihre Händchen vor Zorn. Manchmal brach sie dann in ein lautes Gelächter aus, als wäre sie unfähig, menschlichen Kummer zu teilen, manchmal auch begann sie krampfhaft zu schluchzen und in abgerissenen Worten die Mutter ihrer Liebe zu versichern, während ihr eigenes Herzchen klopfte, als wollte es zerspringen. Wie immer aber auch die Tränen der Mutter auf sie wirkten, stets ging der Anfall so schnell vorüber, wie er gekommen war. Der Mutter aber war bei all dem zu Mute, als hätte sie einem Elfenkinde das Leben gegeben, doch das Zauberwort vergessen, das ihr die Macht darüber verlieh. Völlig ruhig und zufrieden fühlte sie sich nur, wenn das Kind im tiefen Schlummer lag. Dann allein war sie seiner sicher und genoß ein paar Stunden stillen, zarten Glückes, bis das Kind die Augen wieder öffnete und vielleicht schon beim Erwachen ihr wieder entschwand.

Wie bald jedoch und mit welcher für jede Mutter unbegreiflichen Schnelligkeit kam die Zeit heran, wo Perle alt und klug genug war, um über mütterliches Lächeln und Tändeln hinaus auch an anderer menschlicher Gesellschaft teilzuhaben. Welches Glück hätte es für Hester Prynne bedeuten können, wenn ihr helles Stimmchen sich nun in den Jubel anderer Kinder gemischt, aus dem Freudengeschrei der Spielenden herausgeklungen hätte! Doch dies war gänzlich unmöglich, Perle war ausgestoßen aus dieser kindlichen Welt. Mit merkwürdigem Instinkt begriff sie früh ihre Einsamkeit und die ganze Eigentümlichkeit ihres Verhältnisses zu den anderen Kindern, von denen sie eine unüberwindliche Scheidewand trennte.

Nie noch, seit ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse, hatte sich Hester ohne das Kind in der Öffentlichkeit gezeigt, bei all ihren Gängen in die Stadt nahm sie es mit. Zuerst trug sie Perle als Säugling auf dem Arm, später trippelte die Kleine mit eifrigen Schritten neben ihr her, während ihr Händchen einen Finger der Mutter ängstlich umklammert hielt. Sie sah die Kinder der Ansiedlung auf der Straße oder vor der Haustüre bei ihren seltsamen Spielen, wie sie die puritanische Erziehung erlaubte: Bald zogen sie feierlich in die Kirche oder peitschten einen Quäker aus, bald kämpften sie mit Indianern oder schreckten einander mit allerlei kindlichen Hexereien. Perle wandte kein Auge von diesen Spielen, doch versuchte sie nie, daran teilzunehmen.

Wurde sie von den Kindern angesprochen, so gab sie keine Antwort, ja, sie konnte in schrecklichen Zorn geraten, wenn sich die Kinder, wie es manchmal geschah, um sie herumscharten. Dann packte sie wohl Steine, warf nach ihnen und stieß zornige Schreie aus, die wie Flüche in einer unbekanntem Sprache klangen, so daß ihre Mutter, von Angst erfüllt, sie schnell wieder mit sich fortzog.

Diese kleinen Puritaner, echte Kinder ihres Zeitalters, gehörten auch zu der unduldsamsten Sippe, die je gelebt hat. Sie fühlten irgendwie das Fremde, Unheimliche um Hester Prynne und ihr Kind, etwas, was von den gewohnten Verhältnissen völlig abwich, und sie verachteten sie dafür von Herzensgrund und verhöhnten sie nicht selten mit lauten Schmährufen. Perle spürte diese Feindseligkeit nur zu gut und beantwortete sie mit dem bittersten Hasse, dessen ein Kind fähig ist. Solche Ausbrüche ihres leidenschaftlichen Temperamentes waren für ihre Mutter in gewisser Hinsicht ein Trost, waren es doch verständliche Regungen, fern von jener elfischen Besessenheit, welche sie so ängstigte. Nichtsdestoweniger erschrak Hester über diesen Widerschein ihres eigenen schuldbeladenen Daseins, der sich darin offenbarte, Allen Groll, alle Leidenschaftlichkeit, alle jene Elemente der Unrast und Unruhe, die sie selbst vor der Geburt des Kindes in so hohem Maße erfüllt hatten und die erst unter dem Einflüsse ihrer Mutterschaft etwas gemildert worden waren, fand sie so in dem Kinde wieder. Ja, sie waren beide, Mutter und Kind, gleichermaßen ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft!

Zu Hause, in der Mutter Hütte und deren nächster Umgebung, verlangte Perle nach keiner weiteren Gesellschaft. Ihre schöpferische Phantasie wußte alle Dinge um sie zu beleben, so wie die Fackel überall Flammen zu entzünden vermag, wo man sie hinbringt. Die unscheinbarsten Gegenstände, einen Stock, einige Lappen, eine Blume verwandelte sie mit ihrer Zauberkraft, ohne die geringste äußere Veränderung an ihnen vorzunehmen, in jedwede Gestalt, die ihre innere Welt, ihr Spiel forderte. Ihre kindliche Stimme diente dabei all diesen Phantasiegestalten, ob alt oder jung, zum Gespräch. Die ernsten, dunklen Tannen, die so feierlich dastanden und leise im Winde stöhnten, stellten puritanische Kirchenälteste vor, das häßliche Unkraut im Garten deren Kinder, welche Perle in unbarmherzigster Weise umhieb oder samt der Wurzel ausriß. Es war bewundernswert, welche mannigfaltige Fülle der Gestalten ihre kindliche Einbildungskraft hervorrief. Doch geschah dies nicht in einer ruhigen Aufeinanderfolge, sondern es war wie ein Taumeln von einer Höhe fieberhafter Erregung in die andere, nur unterbrochen von kurzen Pausen der Erschöpfung. Zwar mag man ein ähnliches Spiel der Phantasie auch an anderen begabten Kindern beobachten, doch Perle, in Ermangelung menschlicher Spielgefährten, war

ausschließlich auf diese Gestalten ihrer eigenen Erfindungskraft angewiesen. Die Absonderlichkeit lag in der unbewußten Feindschaft, die sie all diesen Schöpfungen ihrer eigenen Phantasie entgegenbrachte. Niemals schuf sie sich einen Freund, stets schien es, als wüchsen aus den Drachenzähnen ihrer Saat immer neue Scharen von Feinden empor, mit denen sie dann zu kämpfen hatte. Es war für die Mutter unaussprechlich schmerzlich, dies Bewußtsein einer absolut feindlichen Umwelt in dem Kinde wachsen zu sehen und die kindlichen Kämpfe zu beobachten, in denen Perle ihre Kräfte und ihren Widerstandswillen für den späteren Lebenskampf stärkte.

Wenn Hester Prynne solchen Spielen des Kindes zusah, ließ sie gar oft ihre Arbeit sinken und ein qualvolles Flüstern rang sich aus ihrer Brust: „O Vater im Himmel, was ist das doch für ein Wesen, das ich zur Welt gebracht habe!“ Und Perle, welche diese Worte hörte oder vielleicht auch unbewußt die Kümmeris der Mutter ahnen mochte, wandte ihr das lebhafteste, schöne Gesichtchen zu und ein unergründliches Lächeln huschte über ihre feinen Züge.

Eine besondere Eigenheit im Betragen des Kindes soll noch erzählt werden. Das erste, was im Leben seine Aufmerksamkeit erregte, war keineswegs, wie dies bei anderen Kindern der Fall ist, etwa das Lächeln der Mutter, das sich in einem feinen Lächeln des Kindes widerspiegelt und so als glückhaftes Zeichen des erwachenden Bewußtseins gelten darf. Nein, der erste Gegenstand, den Perle erfaßte, war – der scharlachrote Buchstabe an Hesters Brust! Als sich ihre Mutter eines Tages über die Wiege beugte, wurde der Blick des Kindes vom Glanze der prächtigen Stickerei gefesselt. Die kleinen Händchen griffen danach und über das Gesichtchen huschte ein befriedigtes, fast verständnisvolles Lächeln. Hester rang nach Atem. Ihre Hand faßte nach dem Zeichen, als wolle sie es mit einer ungestümen Bewegung von ihrer Brust reißen, so tief war der Schmerz, den ihr die Berührung der Kinderhand verursachte. Doch Perle hielt diese Bewegung der Hand wohl nur für heiteren Scherz, ihr Blick suchte die Augen der Mutter und ein neues Lächeln spielte um ihre Züge. Von diesem Augenblick an fühlte sich Hester vor dem Kinde keinen Augenblick mehr sicher, keinen Augenblick mehr vermochte sie sich ruhig an dem Kinde zu freuen, außer wenn es schlief. Zwar vergingen oft Wochen, in denen Perle dem scharlachroten Buchstaben keine Beachtung schenkte, dann aber, völlig unvermutet, fiel ihr Blick wieder darauf und in ihre Augen trat zugleich jener sonderbar lächelnde Ausdruck, der ihre Mutter so vernichtend traf.

An einem Sommernachmittag, als Perle schon groß genug war, um allein herumzulaufen, sammelte sie eine Handvoll wilder Blumen und warf sie, eine nach der anderen, nach der Brust ihrer Mutter. Wie ein Kobold tanzte sie dabei auf und ab,

so oft sie den roten Buchstaben traf. Im ersten Augenblick wollte Hester ihre Brust mit den Händen bedecken, doch sei es aus Stolz oder Ergebenheit, vielleicht auch aus dem Gefühl heraus, diese unaussprechliche Pein ertragen zu müssen – sie widerstand dieser Regung und saß aufrecht still, totenblaß, nur ihre Augen suchten angstvoll den Blick des Kindes. Schließlich hatte dieses alle Blumen weggeschleudert und stand einen Augenblick lang still, während der lächelnde Dämon des Bösen wieder aus seinen Augen blickte.

„Kind!“ rief da die Mutter schmerzvoll aus, „wer bist du eigentlich?“

„Deine kleine Perle, Mutter!“ lachte das Kind als Antwort und tanzte dabei mit so seltsamen Gebärden um sie herum, daß es Hester nicht verwundert hätte, wenn der Kobold im nächsten Augenblick durch den Schornstein davongeflogen wäre.

„Bist du denn wirklich und wahrhaftig mein Kind?“ Die Frage war halb im Scherz gestellt, halb in einem unbewußten Ernst, als könnte das rätselhafte Kind wirklich im nächsten Augenblick das Geheimnis seines Wesens offenbaren.

„Ja, freilich bin ich deine Perle!“ wiederholte das Kind und tanzte weiter.

„O nein, du bist nicht mein Kind!“ sagte Hester nun scherzend, einer plötzlichen Neigung zu Spiel und Zärtlichkeit folgend, die sie oft in ihrem tiefsten Leid überkam.

„Du bist nicht meine Perle – sag mir doch, wer du bist und wer dich zu mir sandte!“

„Sag du es mir, Mutter!“ rief das Kind aber nun mit plötzlichem Ernst, während es herankam und sich eng an Hesters Schoß schmiegte. „Erzähl' es mir doch, bitte!“

„Dein himmlischer Vater hat dich mir geschickt!“ antwortete Hester, doch in ihrer Stimme lag ein leises Zögern, das der gespannten Aufmerksamkeit des Kindes nicht entging.

Mit seinem kleinen Finger berührte dieses daraufhin den roten Buchstaben – von kindlichem Scherz oder einem bösen Geist getrieben – und rief: „Nein, nein, der hat mich nicht geschickt! Ich habe keinen Vater im Himmel!“

„Still, Perle, still! So darfst du nicht reden!“ antwortete die Mutter, einen tiefen Seufzer unterdrückend. „Er sandte uns alle in die Welt, sogar mich, deine Mutter, um wieviel mehr also dich. Woher kämst du denn sonst, du seltsames Geistchen, woher?“

„Sag' mir's doch, bitte! Sag' mir's doch!“ wiederholte Perle, nun wieder lachend und voll kindlichem Übermut. „Ja, du mußt es mir wirklich sagen!“

Doch Hester wußte keine Antwort auf die Frage, wurde sie doch selbst von tausend Zweifeln erschüttert. Halb lächelnd, halb schauernd dachte sie an das Gerede der Leute, die, vergebens den natürlichen Vater des Kindes suchend und erstaunt über dessen wunderlich-seltsames Wesen, nur zu gerne an seine übernatürliche, dämonische Herkunft glauben wollten. Hatten es doch die Menschen schon immer für möglich gehalten, daß das Böse von Zeit zu Zeit in sündiger Buhlschaft mit einem Weibe menschliche Gestalt annehme, um seine teuflischen Absichten auf dieser Welt besser verfolgen zu können. Selbst von Luther hatten seine mönchischen Widersacher dies behauptet, und hier in der Beschränktheit dieser puritanischen Kolonie war Perle keineswegs das einzige Wesen, von dem man solches glaubte.

7. IM HAUSE DES GOUVERNEURS

Eines Tages begab sich Hester Prynne zum Hause des Gouverneurs Bellingham, um ein paar gestickte Handschuhe abzuliefern, die bei ihr bestellt worden waren. Der Gouverneur wollte sie anlässlich einer öffentlichen Festlichkeit tragen, denn bei solchen Gelegenheiten achtete er strenge darauf, seine Erhabenheit und Würde auch recht zum Ausdruck zu bringen.

Hester hatte jedoch noch einen anderen und weit wichtigeren Beweggrund, den Mann aufzusuchen, der einen so großen Einfluß auf alle Angelegenheiten der Gemeinde hatte. Es war ihr nämlich zu Ohren gekommen, daß bei einem Teil der angesehensten Bürger der Stadt, die es mit den Vorschriften der Religion und öffentlichen Ordnung am strengsten nahmen, die Absicht bestand, sie von ihrem Kinde zu trennen. Wenn die Vermutung richtig war, daß Perle, wie man vielfach sagte, von dämonischer Abkunft sei, forderte es dann nicht christliche Fürsorge für das Seelenheil der Mutter, eine solche immerwährende Versuchung von ihr zu nehmen? Sollte aber das Kind moralischen und religiösen Unterweisungen zugänglich sein und wie jedes andere menschliche Wesen sich der göttlichen und menschlichen Ordnung fügen, dann war es sicherlich besser, es um seiner selbst willen einer weiseren und besseren Obhut anzuvertrauen, als es die ihrer Mutter war. Dies waren die Gründe, welche für eine Trennung von Hester und ihrem Kind angeführt wurden, und der Gouverneur war, wie man sagte, einer ihrer eifrigsten Verfechter. Es mag uns heute sonderbar, wenn nicht lächerlich erscheinen, daß zu jener Zeit sich die höchsten Würdenträger des Staates mit solch einer Angelegenheit beschäftigten und die ganze öffentliche Meinung daran teilnahm. In jenen altväterlichen Zeiten jedoch wurden selbst noch geringere Dinge als

Hester Prynnes und ihres Kindes Wohlfahrt zum Gegenstand öffentlicher Erörterung gemacht, war es doch sogar schon einmal bloß wegen eines Schweines in der gesetzgebenden Versammlung zu erbitterten Streitigkeiten gekommen, die eine nicht unwesentliche Abänderung der Verfassung nach sich zogen.

Von Sorge erfüllt, doch im Bewußtsein ihres guten Rechtes, das ihr von der Natur selbst verliehen worden war und welches sie auch gegen alle Forderungen der Öffentlichkeit zu verteidigen gedachte, verließ Hester Prynne ihr einsames Häuschen. Die kleine Perle war – wie immer – ihr Begleiter. Diese war nun in einem Alter, wo sie schon flink an der Seite ihrer Mutter einherlaufen und selbst einen noch längeren Weg mühelos hätte zurücklegen können, war sie doch stets vom Morgen bis zum Abend in Bewegung. Zwar verlangte sie manchmal aus bloßer Laune, auf den Arm genommen zu werden, ebenso plötzlich aber wollte sie dann auch wieder hinunter und trippelte und stolperte behende auf dem grasigen Wege vor ihrer Mutter einher. Wir haben von der reichen, auffallenden Schönheit des Kindes bereits gesprochen, die aus seinem blühenden Gesichtchen, seinen tiefen, glänzenden Augen und dem weichen, dunklen Haare aufleuchtete. Sein ganzes Wesen war von Feuer und Leben erfüllt, als wäre es unmittelbar einer leidenschaftlichen Aufwallung des Gefühles entsprossen. Dazu trug es ein rotes Samtkleidchen von eigenartigem Schnitt und so kunstvoller, reicher Verzierung, daß ein weniger blühendes Köpfchen darin blaß und unscheinbar erschienen wäre. Perles einmalige Schönheit aber wurde dadurch nur noch mehr hervorgehoben und unterstrichen, so daß sie fürwahr das leuchtendste Flämmchen war, das je auf dieser Welt erglühete.

Das Merkwürdigste jedoch an diesem Prachtkleidchen und an der ganzen Erscheinung des Kindes war die Tatsache, daß sich jeder Beschauer unwillkürlich und unvermeidlich dadurch an jenes Zeichen erinnert fühlte, das Hester Prynne zu ewiger Schmach an ihrer Brust trug. Hier war der scharlachrote Buchstabe in anderer Form, ein lebendig gewordenes Mal der Schande! Die Mutter selbst hatte in stundenlangem, krankhaftem Bemühen jene Ähnlichkeit zwischen dem Gegenstand ihrer Liebe und dem Zeichen ihrer Schmach zu veranschaulichen gesucht – war denn das Kind nicht tatsächlich das eine wie das andere zugleich? Und so war es nur eine Folge dieser inneren Wesensgleichheit, daß Perle auch in ihrer äußeren Erscheinung ein Abbild des scharlachroten Buchstabens zu sein schien.

Als die beiden Wanderer die Straßen der Stadt betraten, unterbrachen selbst die Kinder dort ihre freudlosen, kleinen Spiele und blickten den beiden überrascht nach.

„Seht doch“, riefen sie einander zu, „da geht das Weib mit dem scharlachroten Buchstaben! Und ein lebendiger roter Buchstabe läuft stolz neben ihr her! Kommt! Auf! Wir wollen sie mit Schmutz bewerfen!“

Doch Perle, von solchen Drohungen keineswegs eingeschüchtert, zog ihre Stirne in Falten, stampfte mit ihrem Fuße und ballte ihre Händchen zu zorniger Abwehr. Dann stürzte sie plötzlich, kreischend und tobend wie ein Racheengel, mitten in die Schar hinein, so daß diese, von heilloser Furcht ergriffen, schleunigst das Weite suchte. Einen Augenblick lang genoß Perle ihren Triumph, dann kehrte sie wieder ruhig zu ihrer Mutter zurück und blickte lächelnd zu ihr auf.

Unangefochten erreichten die beiden nun das Haus des Gouverneurs. Es war dies ein großes, hölzernes Gebäude, in einem Stile erbaut, von dem man noch heute in den älteren Städten einige Beispiele finden mag; moosüberwachsen und halb verfallen, voller Erinnerung an die ernsten und heiteren Begebenheiten, die sich zwischen ihren Wänden zugetragen haben, stehen diese Häuser heute als Denkmäler einer längst vergangenen Zeit vor uns. Damals aber waren sie voll Leben und Frische und aus ihren Fenstern strahlte eine Heiterkeit, die noch niemals vom Tode eines ihrer Bewohner getrübt worden war. Das Haus des Gouverneurs, erst vor kurzem fertiggestellt, sah in der Tat äußerst prächtig aus. Seine Wände waren mit einer Art Stuck verkleidet, in den man Glassplitter von allen möglichen Farben hineingemengt hatte. Wenn nun die Sonnenstrahlen schräg darauffielen, glänzte es wie aus tausend Diamanten und Edelsteinen, die eine Zauberhand darüber ausgeschüttet hatte. So schien das Haus eher einem Palaste aus Tausend-und-einer-Nacht zu gleichen als der schlichten Wohnung eines puritanischen Würdenträgers. In einigem Gegensatz dazu standen die seltsamen, kabalistischen Figuren und Linien, die, dem absonderlichen Geschmacke der Zeit entsprechend, in den Stuck eingezeichnet waren. Doch auch sie schienen nicht nur geheimnisvolle Bedeutung für die Gegenwart zu besitzen, sondern ebenso die Bewunderung der Nachwelt erheischen zu wollen.

Beim Anblick dieses prächtigen Hauses, das sie zuvor noch nie gesehen hatte, begann Perle vor Vergnügen und Erstaunen herumzutanzten und verlangte ungestüm, man solle ihr die ganze Pracht der glitzernden Sonnenstrahlen von dem Hause herunterholen und zum Spielen geben.

„Aber Kind!“ antwortete ihre Mutter, „du mußt dir schon selbst deinen Sonnenschein suchen, ich kann dir keinen geben!“

Sie näherten sich nun der gewölbten Eingangstüre, die zu beiden Seiten von kleinen, vorspringenden Türmchen flankiert wurde, deren schmale Fenster mit Gitterwerk und

hölzernen Läden versehen waren. Hester ergriff den eisernen Klopfer, der an der Türe hing, und pochte an, worauf sich die Türe halb öffnete und ein Diener des Gouverneurs nach ihrem Begehren fragte. Er trug die blaue Kleidung eines Leibeigenen, wie sie von alters her üblich war, obwohl er unverkennbar einst ein freigeborener Engländer war.

„Sind Ihre Gnaden, der Herr Gouverneur, zu Hause?“ fragte Hester.

„Ja, dies wohl“, antwortete der Diener, während er mit weit geöffneten Augen den scharlachroten Buchstaben anstarrte, den er, ein Neuankömmling, vorher noch nie gesehen hatte. „Der Herr Gouverneur ist wohl hier, aber Ihr könnt ihn jetzt nicht sprechen. Es sind einige hochwürdige Herren sowie ein Arzt bei ihm.“

„Ich will aber trotzdem eintreten und warten“, erwiderte Hester, worauf der Diener, von ihrem sicheren Auftreten und dem glänzenden Zeichen an ihrer Brust wohl in den Glauben versetzt, eine vornehme und einflußreiche Dame vor sich zu haben, sie ohne Widerspruch gewähren ließ.

So betraten also Mutter und Kind die Vorhalle. Das Haus war im allgemeinen nach demselben Plane erbaut, der die Landsitze begüterter Edelleute in der alten Heimat kennzeichnete, doch hatte die besondere Art des Materials sowie die Verschiedenheit des Klimas und der Lebensweise eine ganze Reihe von Abweichungen notwendig gemacht. Durch die ganze Tiefe des Hauses erstreckte sich eine weite, hohe Halle, die gewissermaßen den Mittelpunkt des Gebäudes bildete und mit allen anderen Gemächern mehr oder weniger direkt in Verbindung stand. An der einen Seite empfing dieser Saal sein Licht durch die beiden Fenster der Türme, die den Eingang vorspringend flankierten. An der gegenüberliegenden Seite jedoch strömte bedeutend helleres Licht durch eine hohe Glastüre herein, welche von einem schweren Vorhang zum Teil bedeckt war und zu deren beiden Seiten sich bequeme Polstersitze befanden. Auf einem davon lag ein mächtiger Folioband, wahrscheinlich eine Chronik von England oder ähnliche gewichtige Literatur, die, wie das auch heute noch üblich ist, gelegentlich Gästen zum angenehmen Zeitvertreib dienen sollte. Die Ausstattung der Halle bestand aus mehreren schweren Eichenstühlen, deren Rückenlehnen mit kunstvollem Schnitzwerk verziert waren, und einem abzapassenden Tisch, Erbstück aus der elisabethanischen Zeit, die aus dem Elternhause des Gouverneurs mit herübergebracht worden waren. Auf dem Tische aber – zum Zeichen, daß auch die altenglische Gastlichkeit nicht zurückgeblieben war – stand ein hoher, zinnener Bierkrug, der erst vor kurzem geleert worden sein mußte, denn auf seinem Boden perlte noch der Schaum vom letzten Trunke.

An den Wänden hing eine Reihe von Bildern, welche die Ahnen des Gouverneurs darstellten. Einige von ihnen trugen einen Brustharnisch, andere mächtige Halskrausen und würdevolle Staatsroben, sie alle aber hatten jenen strengen, finsternen Gesichtsausdruck, der alten Gemälden so unvermeidlich eigen ist, gleichsam als wären es nicht die Bilder, sondern die Geister jener Verstorbenen, die hier zürnend und unduldsam auf das Leben und Treiben ihrer Nachkommen herabschauten.

Etwa in der Mitte der Halle war an der eichenen Tafelung, welche die Wände umgab, eine Rüstung aufgehängt, die im Gegensatz zu den altertümlichen Harnischen auf den Gemälden aus allerneuester Zeit stammte. Ein kunstvoller Waffenschmied in London hatte sie im selben Jahre angefertigt, in dem Gouverneur Bellingham seine alte Heimat verlassen hatte. Da war das Heimstück aus hartem Stahl, der Brustharnisch, Arm- und Beinschienen sowie das Schwert, alles, besonders aber Helm und Harnisch, so glänzend poliert, daß es wie aus Silber strahlte und ringsum einen hellen Schein auf den Fußboden warf. Doch war diese glänzende Rüstung kein bloßes Schaustück, der Gouverneur hatte sie nicht selten bei Truppenübungen auf dem Exerzierfeld getragen und während der hartnäckigen Kämpfe gegen die Indianer hatte sie, weithin sichtbar, an der Spitze eines ganzen Regiments geblitzt. Denn war der Gouverneur auch ursprünglich ein Rechtsgelehrter gewesen, so hatten ihn die Notwendigkeiten dieses neuen Landes gar bald auch in einen Krieger verwandelt, der dem Staatsmann in nichts nachstand.

Die kleine Perle, welche die glänzende Rüstung mit ebensoviel Verwunderung anstaunte wie vorhin die glitzernde Vorderseite des Hauses, konnte sich von dem Spiegel des blanken Harnisches gar nicht trennen.

„Mutter“, rief sie, „schau doch, ich sehe dich ja hier!“

Hester beugte sich hin, um dem Kinde den Gefallen zu tun, da bemerkte sie, wie der gewölbte Harnisch den roten Buchstaben an ihrer Brust so übermäßig verkörperte und verzerrte, daß er zum beherrschenden Teil ihres ganzen Spiegelbildes wurde. Lächelnd deutete Perle nach oben, wo ein ähnliches Bildnis aus dem Helmstück herabblickte, und das Gesicht des Kindes trug dabei jenen Ausdruck boshafter Freude, den Hester nur zu gut kannte. Das Spiegelbild Perles selbst war dabei zu einer so boshaft lachenden, dämonischen Fratze verzerrt, daß Hester unwillkürlich zurückschauderte. Dies konnte nicht das Antlitz ihres Kindes sein – war es nicht ein Spuk, der sie zu äffen versuchte?

Angstvoll zog sie Perle mit sich fort: „Komm, laß uns doch lieber den Garten betrachten. Vielleicht sehen wir hier Blumen, schönere, als je im Walde wachsen!“

Perle lief voraus zu der Glastüre, welche eine gute Aussicht auf den sich dahinter erstreckenden Garten bot. Ein mit kurzem Rasen bedeckter Weg führte zwischen niedrigem Buschwerk dahin. Doch der Eigentümer hatte wohl den Versuch, auf dem harten Boden einen geschmackvollen Ziergarten altenglischer Art anzulegen, als hoffnungslos aufgegeben. Kohl- und Gemüsepflanzen bedeckten dafür die Beete und ein Kürbis breitete sich mit einer riesigen, goldgelben Frucht unmittelbar unter dem Fenster aus, als wollte er damit dem Beherrscher des Landes die köstlichste Frucht dieses kargen Bodens anbieten. Etwas abseits jedoch standen auch einige Rosensträucher und Apfelbäume, Ableger jener sagenhaften Obstbäume vermutlich, die der erste Besiedler der Halbinsel, Pfarrer Blackstone, gepflanzt haben soll, jene fast mythologische Persönlichkeit, die, auf dem Rücken eines Stieres reitend, uns noch heute in den ältesten Chroniken des Landes begegnet.

Als Perle diese Rosensträucher sah, wollte sie unbedingt eine der roten Rosen haben und war kaum zu beschwichtigen.

„Sei doch still, Kind! Hör auf zu weinen!“ versuchte sie Hester mit ernster Mahnung zu beruhigen. „Ich höre Stimmen – hörst du sie nicht auch? Der Gouverneur kommt und mehrere Herren mit ihm!“

In der Tat näherte sich vom Garten her auf dem grasbewachsenen Wege eine Gruppe von Personen dem Hause. Voll Zorn über die Beschwichtigungsversuche ihrer Mutter stieß Perle noch einen gellenden Schrei aus, dann aber wurde sie mit einem Male still – nicht aus Gehorsam, sondern weil die Aufmerksamkeit ihres beweglichen Geistes nun völlig von den neu ankommenden Personen gefesselt wurde.

8. DER PREDIGER UND DAS KIND

Im bequemen Hausrock und Käppchen, wie es ältere Herren daheim gerne zu tragen pflegten, schritt der Gouverneur seinen Gästen etwas voran, während er ihnen sein Besitztum zeigte und von einigen geplanten Verschönerungen und Verbesserungen sprach, die er auszuführen gedachte. Die hohe, kunstvolle, doch etwas altertümliche Krause unter seinem grauen Barte verlieh seinem Kopfe ein seltsam versteinertes Aussehen. Sein Gesichtsausdruck war so ernst und düster, daß er sich mit all den Gegenständen weltlicher Behaglichkeit, die ihn in diesem Hause so zahlreich umgaben, nur schwer in Einklang bringen ließ. Doch es ist ein Irrtum zu glauben, daß unsere strengen Vorfäter – mochten sie auch sonst das Leben nur als Kampf und

Prüfung auffassen und jederzeit bereit sein, Gut und Blut dem Gebote der Pflicht aufzuopfern – die Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens deshalb verachteten. Der ehrwürdige Pastor Wilson selbst, dessen schneeweißer Bart eben hinter der Schulter des Gouverneurs zum Vorschein kam, gab dafür ein beredtes Beispiel, als er eifrig die Behauptung vertrat, daß in dem Klima Neu-Englands auch Birnen und Pflirsiche und an der sonnigen Gartenmauer vielleicht sogar süße Trauben reifen würden. Dieser alte Prediger, hervorgegangen aus dem reichen Schoße der Englischen Kirche, hatte ein angeborenes und höchst berechtigtes Gefühl für alles Gute und Angenehme. Wie streng er sich von der Kanzel herab auch zeigen mochte – wir erinnern uns seiner Mitwirkung bei Hester Prynnes öffentlicher Verurteilung! – sein Privatleben war doch von einer Atmosphäre milden Wohlwollens gegen sich selbst wie auch gegen die anderen erfüllt, und dies gewann ihm eine bedeutend herzlichere allgemeine Zuneigung, als sie irgend einem anderen seiner Amtsgenossen zuteil wurde.

Hinter dem Gouverneur und Pastor Wilson folgten noch zwei weitere Gäste. Der eine war Arthur Dimmesdale, jener junge Geistliche, der ebenfalls, wie wir uns erinnern, bei Hester Prynnes schimpflicher Zurschaustellung eine kurze, wenn auch widerwillig übernommene Rolle gespielt hatte. Ihm zur Seite aber ging der alte Roger Chillingworth, der sich als gelehrter Arzt seit etwa drei Jahren in der Stadt niedergelassen hatte und sowohl als ärztlicher Berater wie als Freund des jungen Geistlichen galt, dessen Gesundheit in den letzten Jahren infolge allzu völliger Hingabe an die schweren Aufgaben und Pflichten seines Berufes sehr gelitten hatte.

Als der Gouverneur nun die wenigen Stufen emporstieg, die vom Garten her zu der hohen Glastüre führten, und deren Flügel öffnete, sah er sich mit Erstaunen plötzlich der kleinen Perle gegenüber, während der Schatten des Vorhanges Hester Prynnes Gestalt vor ihm verdeckte.

„Ja, wen haben wir denn hier?“ rief er überrascht aus und betrachtete verwundert die kleine, scharlachrote Gestalt. „Ich muß gestehen, seit den Maskeraden meiner Jugendzeit am Hofe König Jakobs habe ich so etwas nicht mehr gesehen! Damals pflegte eine ganze Schar solch kleiner Phantasiegestalten herumzuschwirren, sie gehörten zum Gefolge des Narrenkönigs. Doch wie kommt solch ein Besuch hier in mein Haus?“

„Wahrhaftig“, stimmte der gute Pastor Wilson ein, „welch seltsamer, roter Vogel mag das sein? Das glitzert und leuchtet ja in allen Farben, als wenn die Sonne durch bunte Fenster schiene. Sag einmal, Kind, wer bist du denn und was hat deine Mutter

bewogen, dich so seltsam herauszuputzen? Bist du überhaupt von christlicher Herkunft, ha? Kannst du deinen Katechismus hersagen? Oder bist du eine jener elfischen Spukgestalten, die wir mit all dem anderen papistischen Teufelskram drüben im alten England zurückgelassen zu haben glaubten?“

„Ich gehöre meiner Mutter“, antwortete darauf das scharlachrote Geschöpfchen, „und heiße Perle.“

„Perle? – Warum nicht lieber Rubin oder Koralle – oder wenigstens Rosenrot, nach deiner Farbe zu schließen?“ erwiderte darauf der alte Herr, während er vergeblich versuchte, die Wangen des Kindes zu streicheln. „Aber wo ist denn deine Mutter? – Ah! Ich verstehe“, fuhr er, zu Bellingham gewandt, fort. „Es ist dasselbe Kind, über welches wir soeben gesprochen haben. Und dort ist auch das unselige Weib, Hester Prynne, seine Mutter!“

„Wirklich?“ rief der Gouverneur aus. „Wir hätten es uns denken können, daß die Mutter eines solchen Kindes selbst das scharlachrote Zeichen trägt! Ein würdiges Abbild Babylons! Doch sie kommt eben zur rechten Zeit, wir wollen diese Sache gleich zu Ende führen.“

Damit trat Gouverneur Bellingham in die Halle und seine drei Gäste folgten ihm. Sein kalter, prüfender Blick fiel auf die Trägerin des roten Buchstabens, während er sich mit ernster Stimme an sie wandte:

„Hester Prynne, es war in letzter Zeit viel von dir die Rede. Wir, die wir die Gewalt und Verantwortung tragen, haben schon wiederholt die Frage erwogen, ob wir es vor unserem Gewissen verantworten können, jenes Kind der Obhut eines Menschen zu überlassen, der den Versuchungen der Welt erlegen und so tief gefallen ist wie du! Nun rede als des Kindes eigene Mutter – wäre es nicht für das zeitliche und ewige Wohl der Kleinen besser, wenn sie von dir genommen, einfach gekleidet und streng nach den Wahrheiten des Himmels und der Erde erzogen würde? Was kannst du in dieser Hinsicht für das Kind tun?“

„Ich kann meine kleine Perle lehren, was mich dies Zeichen lehrte!“ antwortete Hester Prynne und legte ihre Finger an die Brust.

„Weib, dies ist das Zeichen deiner Schande!“ rief der Gouverneur empört und in strengem Tone. „Eben deshalb soll das Kind von dir genommen werden, damit es nicht auch befleckt werde von der Schuld, die auf dir liegt!“

Die Mutter erblaßte. „Und doch hat mich dies Zeichen vieles gelehrt – täglich und immer wieder – was meinem Kinde, mag es mir auch selbst nichts mehr nützen, zum Vorteil gereichen und es weiser und besser machen wird.“

„Wir werden gerecht verfahren und genau erwägen, was zu tun ist“, erwiderte der Gouverneur. „Ich bitte Euch, ehrwürdiger Herr“, wandte er sich an Pastor Wilson, „prüft das Mädchen, ob es im christlichen Sinne erzogen ist, wie es sich für ein Kind seines Alters geziemt!“

Der alte Prediger nahm in einem der bequemen Stühle Platz und versuchte, Perle an sich heranzuziehen und zwischen seine Knie zu nehmen. Das Kind jedoch, solch vertrauten Umganges mit fremden Personen völlig ungewohnt, entschlüpfte ihm und eilte der offenen Glastüre zu, wie ein scheuer, fremder Vogel, bereit, sich im nächsten Augenblick in die Luft zu erheben. Der alte Herr war über diesen Fluchtversuch höchst überrascht, war er doch im allgemeinen wegen seiner großväterlich-gütigen Art gerade bei den Kindern sehr beliebt. Doch gab er seinen Versuch noch nicht auf und wandte sich in freundlich-ernstem Tone an das Kind:

„Perle, nun gib einmal gut acht, damit du dich deines Namens würdig erweist! Kannst du mir sagen, wer dich erschaffen hat?“

Das Kind hätte die Frage zweifellos im erwarteten Sinne beantworten können, denn seine Mutter, die selbst aus frommem Hause stammte, hatte schon längst begonnen, es jene religiösen Wahrheiten zu lehren, welche Kinder gerade in diesem Alter so begierig aufnehmen. Doch die allen Kindern eigentümliche Launenhaftigkeit, die wohl in der kindlichen Natur überhaupt begründet, in Perles Wesen aber in so überreichem Maße vorhanden war, befiel sie gerade jetzt in diesem kritischen Augenblicke. Sie verschloß ihre Lippen jeder vernünftigen Antwort, steckte ungezogen den Finger in den Mund und weigerte sich überhaupt, eine Auskunft zu geben, bis sie von ihrem eigenen Trotz und Eigensinn in solchen Übermut getrieben wurde, daß sie schließlich lachend ausrief, sie sei überhaupt nicht erschaffen worden, sondern ihre Mutter habe sie von dem wilden Rosenstrauche gepflückt, der neben der Gefängnistüre wachse.

Vermutlich hatte der Anblick der roten Rosen im Garten die Erinnerung an jenen Rosenstrauch vor dem Gefängnisse und damit den ganzen phantastischen Gedanken hervorgerufen.

„Entsetzlich!“ rief der Gouverneur aus, der sich über die Äußerung des Kindes kaum beherrschen konnte. „Ein Kind von drei Jahren, das nicht einmal sagen kann, wer es erschaffen hat! Ohne Zweifel weiß es ebenso wenig über seine Seele, deren

offensichtliche Verderbtheit und drohende Verdammnis! Ich glaube, meine Herren, es bedarf keiner weiteren Prüfung mehr!“

Da zog Hester das Kind an sich und preßte es verzweifelt in ihre Arme. Ausgestoßen von aller Welt und nur noch im Besitze dieses einzigen Schatzes, an dem ihr ganzes Leben hing, trat sie dem Gouverneur mit einer wilden Entschlossenheit gegenüber. Sie hatte ein unantastbares Recht auf dieses Kind, das fühlte sie, und wollte es bis zum Letzten verteidigen.

„Gott hat mir das Kind gegeben!“ schrie sie mit qualvoller Stimme, „nachdem mir alles andere genommen wurde. Es ist mein Glück und meine Qual zugleich, mein Leben und meine immerwährende Strafe. Seht Ihr denn nicht, daß dieses Kindes Leben in viel höherem Maße mir zur Buße meiner Schuld gereicht als das tote Zeichen, das Ihr mir an die Brust geheftet habt? Ich lasse das Kind nicht von mir nehmen, nein! – Eher sterbe ich hier!“

„Armes Weib“, erwiderte der alte Pastor in nicht unfreundlichem Tone, „für das Kind wird gut gesorgt werden, besser als du es je vermöchtest.“

„Gott hat es meiner Obhut anvertraut, ich gebe es nicht her!“ wiederholte Hester, nun der Verzweiflung nahe. Und einem plötzlichen Impulse folgend, wandte sie sich an den jüngeren Geistlichen, Pastor Dimmesdale, auf den sie bis jetzt kaum einmal ihre Augen gerichtet hatte:

„Sprecht Ihr für mich!“ rief sie, „Ihr seid mein Seelsorger gewesen und kennt mich besser als diese Männer hier. Sprecht für mich – ich darf das Kind nicht verlieren! Ihr wißt, wie es in meinem Herzen aussieht, denn Ihr habt Mitgefühl – Ihr wißt um die Rechte einer Mutter und wieviel stärker diese Rechte werden, wenn eine Mutter nichts anderes mehr besitzt als ihr Kind und diese brennrote Schande! Sprecht doch, ich bitte Euch – sprecht! Ich darf das Kind nicht verlieren –!“

Auf diesen wilden, verzweifelten Ausbruch, der es deutlich erkennen ließ, daß Hester Prynne dem Wahnsinn nahe war, wandte sich der junge Pastor mit bleichem Antlitz ihr zu. Seine Hand hielt er ans Herz gepreßt, wie er es stets zu tun pflegte, wenn sein erregbares Gemüt so heftig erschüttert wurde, und aus seinen tiefen, dunklen Augen blickte eine Welt voll Pein und Kummernis.

„Es ist etwas Wahres in den Worten dieser Frau und in dem Gefühl, das sie bewegt!“ sprach er, zu Pastor Wilson und dem Gouverneur gewandt. Seine Stimme klang bewegt, doch wohltönend und kräftig. „Gott gab ihr das Kind und verlieh ihr zugleich ein so tiefes Gefühl für dessen Natur und Bedürfnisse, wie es kein anderer Mensch in

gleicher Weise besitzen kann. Doch mehr noch – besteht nicht gerade zwischen dieser Mutter und ihrem Kinde ein geheimnisvoll-heiliges Band, das unantastbar ist?“

„Ich bitte Euch, werter Herr“, unterbrach ihn hier der Gouverneur, „erklärt uns dies deutlicher – ich versteh' Euch nicht!“

„Wäre es nicht so, dann müßten wir wohl glauben, der ewige Schöpfer sehe keinen Unterschied zwischen geheiligter Liebe und ehebrecherischer Lust, da er aus beidem in gleicher Weise neues Leben erweckt. Nein! Dieses Kind, aus seines Vaters Schuld und seiner Mutter Schande geboren, kam aus Gottes Hand, um auf tausenderlei Weise auf das Herz jenes Weibes zu wirken, das hier so verzweifelt um sein Recht kämpft. Dies Kind ist ihr zum Segen geboren, zum einzigen Segen ihres trüben Daseins, gleichzeitig aber auch zur Buße, wie er selbst uns schon sagte. Eine ständige Vorstellung ihrer Schuld, eine immerwährende Qual und Anklage – bringt nicht schon das scharlachrote Kleid, jene Wiedergabe des Zeichens der Schande, diesen Gedanken der Buße vor aller Welt zum Ausdruck?“

„Wahrhaftig, Ihr habt recht!“ rief Pastor Wilson aus. „Ich fürchtete schon, das Weib hätte dabei nichts anderes im Sinn gehabt als eitle Prunksucht!“

„Seht sie doch an“, fuhr Dimmesdale fort, „sie erkennt, glaubt mir, das hohe Wunder, welches das Dasein dieses Kindes bedeutet! Sie fühlt auch, des bin ich gewiß, daß ihr diese Gnade nur deshalb verliehen wurde, um ihre Seele am Leben zu erhalten und vor noch tieferem Fall und dunklerer Schuld zu bewahren! Ihr als Mutter ist die Obhut über ein unsterbliches Wesen anvertraut, das zu Freuden und Schmerzen geschaffen ist. Sie soll es den Weg der Gerechtigkeit führen, und wenngleich es ein immerwährendes Mahnmal der eigenen Schande ist, ist es doch auch ein Ausdruck des göttlichen Versprechens, daß dereinst um des Kindes willen auch der Mutter vergeben werden wird! Laßt uns nicht auseinanderreißen, was göttlicher Wille so offenbar zusammenfügte – laßt diesem Weibe sein Recht auf das Kind!“

„Ihr sprecht mit seltsamem Eifer, werter Freund“, bemerkte Roger Chillingworth mit feinem Lächeln.

„Und in den Worten meines jungen Bruders liegt ein tiefer Sinn!“ fügte Pastor Wilson hinzu. „Müssen wir solcher Fürsprache nicht Gehör geben?“

„Fürwahr, er hat recht!“ antwortete nun auch der Gouverneur, „und seine Argumente haben mich bewogen, die Sache fallen zu lassen, so lange wenigstens, als jenes Weib kein neues Ärgernis gibt. Sie mag das Kind behalten, doch soll das Mädchen von Zeit zu Zeit durch Euch, Ehrwürden, oder Pastor Dimmesdale im Katechismus überprüft

werden. Zu gegebener Zeit soll auch der Kirchenaufseher darauf achten, daß es regelmäßig die Schule und den Gottesdienst besucht.“

Pastor Dimmesdale hatte sich nach den letzten Worten seiner Rede einige Schritte von der Gruppe zurückgezogen und stand verborgen hinter den schweren Falten des Vorhanges. Das leise Zittern seines Schattens jedoch, den das Sonnenlicht auf den Fußboden zeichnete, verriet noch deutlich die Heftigkeit seiner Erregung.

In diesem Augenblick stahl sich Perle, das sonst so scheue, wilde Kind, leise zu ihm hin, umfaßte seine Rechte mit beiden Händchen und schmiegte sanft ihre Wange daran. Es war eine so zärtliche, unaufdringliche Liebkosung, daß selbst die Mutter, welche das Ganze mitansah, sich verwundert fragte: Ist denn dies mein Kind? Doch kannte sie das Herz ihres Kindes gut genug, um zu wissen, daß auch Liebe darinnen wohnte, wengleich sich diese meist hinter Leidenschaftlichkeit und Wildheit scheu verbarg und vielleicht noch nie in solch zarter Regung geoffenbart hatte wie eben jetzt. Der Prediger aber, von dieser kindlichen Zuneigung zutiefst im Herzen berührt – gibt es doch außer der Liebe eines Weibes nichts, was uns seliger stimmen könnte als solch reine Zärtlichkeit eines Kindes – antwortete darauf ganz unbewußt mit ebenso warmer Empfindung, welche die liebenswerteste Seite seines Wesens zum Ausdruck brachte. Er blickte sich um, legte dem Kinde die Hand auf das Köpfchen und küßte es, nachdem er einen Augenblick lang gezögert hatte, mitten auf die Stirn. Aber die ungewohnte, zärtliche Stimmung des Kindes war damit auch schon wieder vorbei. Es lachte hell auf, machte sich los und tanzte so leichtfüßig davon, daß Pastor Wilson schmunzelnd die Frage stellte, ob seine Füßchen denn überhaupt den Boden berührten.

„Das kleine Gespenst hat Zauberkraft in sich“, meinte er lächelnd zu Pastor Dimmesdale, „es braucht nicht einmal einen Besenstiel, um fliegen zu können!“

„Wirklich, ein seltsames Kind!“ fügte Roger Chillingworth hinzu. „Der mütterliche Teil in ihm ist leicht zu erkennen – wäre es nicht möglich, durch eine genaue, philosophische Analyse seines Wesens auch einen Schluß auf den Vater zu ziehen, meine Herren?“

„Das laßt nur lieber sein, in solchen Dingen scheint es mir eher sündig, allzusehr den Schlüssen der Wissenschaft zu vertrauen!“ wandte Pastor Wilson ein. „Laßt dieses Geheimnis unberührt, wenn nicht das Schicksal selbst es offenbart! So gewinnt jeder christliche Mann ein Recht, dem armen Wurm väterliche Liebe zu erweisen.“

Nachdem die Angelegenheit damit in so zufriedenstellender Weise geregelt worden war, verließ Hester Prynne mit Perle das Haus. Als sie die Stufen vor der Türe

hinabstiegen, öffnete sich, wie berichtet wird, eines der Fenster und das häßliche Gesicht von Madame Hibbins, Gouverneur Bellinghams böser Schwester, die wenige Jahre später als Hexe verbrannt wurde, kam darin zum Vorschein. „Pst! Pst!“ flüsterte sie und ihre unheimliche Gestalt schien einen dunklen Schatten auf den frischen Glanz des neuen Hauses zu werfen. „Willst du nicht heute nacht mit uns kommen? Wir haben eine lustige Versammlung im Walde draußen und ich versprach dem Meister, die hübsche Hester Prynne einmal mitzubringen!“

„Da müßt Ihr mich schon entschuldigen, ich bitte Euch sehr!“ antwortete Hester mit triumphierendem Lächeln. „Ich muß zu Hause bleiben bei meinem Kinde! Hätte man mir meine Perle genommen, so wäre ich wohl mit Euch gegangen und hätte meinen Namen in das Buch Eures Meisters eingetragen, doch mit rotem Blute!“

„Früher oder später kommst du ja doch!“ zürnte die alte Hexe und schloß mürrisch das Fenster.

Und so bewies es sich hier bereits – wenn diese Unterredung zwischen Hester Prynne und Madame Hibbins überhaupt auf Wahrheit beruhte – wie richtig Pastor Dimmesdales Behauptung gewesen war, als er sagte, daß das Leben des Kindes der Mutter zum Segen gereichen und sie vor weiterer Schuld bewahren werde.

9. DER ARZT

Wir wissen bereits, daß sich unter dem Namen Roger Chillingworth ein Mann verbarg, der früher ganz anders geheißen hatte. Als er damals am Tage von Hester Prynnes öffentlicher Verurteilung plötzlich aus der Wildnis aufgetaucht war, ermüdet von den monatelangen Gefahren und Anstrengungen, die hinter ihm lagen, doch im Herzen eine unsagbare Sehnsucht und Erwartung, als er dann die Frau, die für ihn der Inbegriff aller Lebenswärme, Freude und Heimat war, so wiedersah – da stürzte für ihn eine Welt in Trümmer. Hier stand sie, die die Hüterin seines häuslichen Herdes hätte sein sollen, vor aller Welt der Schande öffentlicher Verachtung preisgegeben, ihre Frauenwürde von Füßen getreten, ihr Name in aller Mund als ein Sinnbild der Schmach! Es war selbstverständlich, daß alle Angehörigen und Gefährten ihres früheren Lebens, sofern die Kunde von dem Geschehen sie überhaupt erreichte, ebenfalls nichts anderes zu erwarten hatten als ihren wohlbemessenen Anteil an der Schande. Und in je näherem Verhältnisse sie zu ihr gestanden, in um so stärkerem Maße würden sie von der Schmach mit befleckt werden. Sollte unter diesen

Umständen der Mann, der ihr von allen Menschen am nächsten gestanden war, jetzt vortreten und sich für sein ganzes Leben lang zum Genossen ihre Schande machen? Er hatte ja die Wahl und die Möglichkeit, so – – – oder anders zu wählen.

Und er wählte anders. Unbekannt allen Menschen in der Stadt mit Ausnahme seines Weibes, dessen Schweigen er sich wohl erzwingen konnte, beschloß er, seinen Namen aus der Liste der Lebenden auszutilgen und all seine früheren Beziehungen und Interessen so völlig abzurechnen, als ob er wirklich auf dem Grunde des Meeres läge, wie das Gerücht schon lange von ihm behauptete. Hatte er auf diese Weise sein früheres Leben abgeschlossen, dann konnte er sich neuen Zielen und Interessen widmen, die zwar dunkel genug waren, aber alle Kräfte und Fähigkeiten seines Geistes so voll in Anspruch nahmen, daß er in ihnen gänzlich aufging.

Als Roger Chillingworth ließ er sich also in dieser puritanischen Stadt nieder, ohne weitere Empfehlungen zu haben als seine Gelehrsamkeit und die reichen Kenntnisse, die er in ungewöhnlichem Maße besaß. Da ihn seine ausgedehnten Studien in den zurückliegenden Jahren auch mit der medizinischen Wissenschaft seiner Zeit völlig vertraut gemacht hatten, gab er sich einfach als Arzt aus und wurde als solcher in der Stadt auf das freundlichste aufgenommen. Gerade Vertreter dieses Berufes waren ja in der jungen Kolonie äußerst selten. Ob es ihnen überhaupt an jenem religiösen Eifer mangelte, der die anderen Auswanderer über den Ozean trieb, oder ob sie durch ihre Erforschung des menschlichen Körpers zu einer weniger mystischen Auffassung des Daseins überhaupt gelangten, da ihnen das körperliche Leben ohnehin Wunder genug bot, sei dahingestellt. Jedenfalls lag auch die Wohlfahrt der guten Stadt Boston, soweit sie die Heilkunde betraf, lediglich in den Händen eines alten Apothekers, der seine Eignung hierfür mehr durch seine Frömmigkeit und einen gottgefälligen Lebenswandel zu erbringen versuchte als durch irgend ein Diplom. Der einzige Wundarzt aber verband die gelegentliche Ausübung seiner hohen Kunst mit dem einträglicheren Gewerbe eines Barbiers. Für eine solche medizinische Körperschaft bedeutete Roger Chillingworth in der Tat einen glänzenden Zuwachs. Gar bald bewies er seine Vertrautheit mit den höchst schwierigen geheimnisvollen Verfahren der Arzneikunde seiner Zeit, die jedes Heilmittel aus einer Anzahl seltsamster und verschiedenster Bestandteile zusammenbraute, als gälte es, ein Lebenselixier herzustellen. Außerdem aber hatte er sich während seiner Gefangenschaft bei den Indianern eine hohe Kenntnis der Eigenschaften vieler heilkräftiger Wurzeln und Pflanzen angeeignet, und er verhehlte es seinen Patienten keineswegs, daß er diesen einfachen Heilkräften, welche die Natur den Wilden so freimütig zu Verfügung stellte, kein geringeres Vertrauen schenke als der ganzen medizinischen Wissenschaft.

In religiöser Beziehung, wenigstens was die äußeren Formen des religiösen Lebens betraf, zeigte jedoch der fremde Arzt keinerlei Geringschätzung der überlieferten Gepflogenheiten, im Gegenteil, schon bald nach seiner Ankunft wählte er sich den ehrwürdigen Pastor Dimmesdale zu seinem geistlichen Beistand. Dieser junge Gottesgelehrte galt bei seinen Bewunderern ja fast für einen vom Himmel gesandten Apostel, dazu bestimmt, in der noch schwachen Kirche Neuenglands dereinst dieselbe Rolle zu spielen wie die Kirchenväter in der Frühzeit des Christentums. Doch gerade in dieser Zeit begann Pastor Dimmesdales Gesundheit offensichtlich dahinzuschwinden. Diejenigen, die seine Lebensgewohnheiten genau kannten, schrieben die zunehmende Blässe seiner Wangen nichts anderem zu als der allzu strengen Erfüllung seiner Pflichten sowie den Fasten und Nachtwachen, die er sich selbst auferlegte, damit die Schwachheit seines Fleisches nicht über seinen Geist obsiege. Einige äußerten auch die Vermutung, daß die Welt seiner wohl nicht mehr würdig sei, weshalb ihn Gott zu sich rufen werde. Er selbst aber bekannte mit der ihm eigenen Bescheidenheit, daß, wenn Gottes Ratschluß ihn wirklich abberufen sollte, es nur seiner eigenen Unwürdigkeit zuzuschreiben sei, dem Reiche Gottes zu dienen. So verschieden aber auch die Meinungen darüber waren, so unbestreitbar war die Tatsache. Pastor Dimmesdale magerte zusehends ab und seine Stimme, obgleich noch immer reich und wohlklingend, hatte einen Grundton von Trauer, der wie Todesahnung klang. Oft auch, wenn ihn ein plötzlicher Schrecken traf, fuhr er mit der Hand nach seinem Herzen und wurde bald tiefrot, bald leichenblaß, als quäle ihn ein peiniger Schmerz.

In solchem Zustande befand sich der junge Geistliche, als Roger Chillingworth in der Stadt auftauchte. Wohl war sein Erscheinen von einem Geheimnis umhüllt, das niemand zu lüften vermochte, doch bald sah man ihn heilsame Kräuter sammeln, wilde Wurzeln graben oder gewisse Zweige der Waldbäume abbrechen, als wären ihm geheime Kräfte offenbar, die allen anderen verborgen blieben. Man wußte von seiner Gelehrsamkeit und seinen reichen Kenntnissen, doch welche Gründe auch immer einen solchen Mann hierher in die Wildnis geführt haben mochten, für den jungen Geistlichen war er jedenfalls gerade im rechten Augenblick gekommen, wenn es nicht überhaupt eine göttliche Fügung war, welche diese beiden Männer zusammenführte.

Dieser Gedanke wurde noch durch das ungewöhnliche Interesse bekräftigt, welches der Arzt von Anfang an für den jungen Geistlichen an den Tag legte. Er wurde nicht nur ein Mitglied seiner Gemeinde, sondern suchte auch, trotz Dimmesdales natürlicher Zurückhaltung, sein Wohlwollen und freundschaftliches Vertrauen zu gewinnen. Über den Gesundheitszustand des Pastors zeigte er sich sehr erschrocken, doch bot er sich

sogleich an, ihn einer Kur zu unterziehen, deren Erfolg bei rechtzeitiger Anwendung so gut wie sicher war. Die Amtsgenossen des Geistlichen, die Kirchenältesten samt den besorgten Frauen und Mädchen aus seiner Gemeinde bestürmten nun den Pastor, dem ärztlichen Rate zu folgen, doch Dimmesdale wies ihr Drängen sanft zurück.

„Ich brauche keine Medizin“, sagte er. Dabei wurden seine Wangen von Sonntag zu Sonntag abgezehrt und blasser, seine Stimme zitternder. Und während man es früher nur gelegentlich bemerken konnte, daß er seine Hand auf das Herz preßte, als wolle er dort einen Schmerz unterdrücken, wurde dies nun zu einer regelmäßigen Gewohnheit. War er seiner Pflichten, seines Lebens müde? Immer drängender wurden die Mahnungen seiner Amtsbrüder und der Ältesten seiner Kirche, bis sie ihm schließlich den Vorwurf nicht ersparen konnten, daß es geradezu sündhaft wäre, eine so offensichtlich von der Vorsehung gesandte Hilfe zurückzuweisen. Schweigend hörte er diese Worte an und versprach dann endlich, sich an den Arzt zu wenden.

Als er bald darauf in Erfüllung dieses Versprechens Roger Chillingworth hatte zu sich bitten lassen, sprach er zu ihm: „Wenn ich wüßte, daß es Gottes Wille ist, meinem sündhaften Leben ein Ende zu machen, so wäre es wohl besser, Ihre Kunst nicht zu bemühen.“

„Solche Worte stehen einem jungen Geistlichen wohl an“, antwortete der Arzt mit jener natürlichen oder angenommenen Ruhe, die sein ganzes Betragen kennzeichnete. „Junge Menschen, die noch keine tiefen Wurzeln geschlagen haben, geben ihr Leben leicht auf, besonders wenn sie Gottes Lohnes so sicher sein dürfen wie Ihr!“

„Nein!“ entgegnete darauf der junge Geistliche, während er seine Hand auf das Herz preßte und ein Erröten über sein Antlitz huschte. „Wäre ich dessen so sicher, so würde ich gerne noch länger hier meinen Pflichten nachkommen!“

„Gute Menschen denken stete zu gering von sich“, gab der Arzt unbeirrt zurück.

Und so geschah es, daß Roger Chillingworth der ärztliche Berater des ehrwürdigen Pastors Dimmesdale wurde. Da ihn dabei nicht nur die Krankheit seines Patienten interessierte, sondern eine persönliche Neigung auch dazu trieb, den Charakter und die Persönlichkeit des jungen Geistlichen kennenzulernen, verbrachten diese beiden im Alter so verschiedenen Männer allmählich einen großen Teil ihrer Zeit miteinander. Sie unternahmen gemeinsame, weite Spaziergänge am Strande oder im Walde, die sowohl der Gesundheit des Pastors dienten wie auch dem Arzte Gelegenheit gaben, heilkräftige Pflanzen zu sammeln, oder sie besuchten einander in ihren Studierzimmern. Die Gesellschaft des Arztes war für Dimmesdale von besonderer

Anziehungskraft, erkannte er doch bald in diesem einen Mann von so tiefer und umfassender Geistesbildung und einer Vielseitigkeit und Freiheit der Gedanken, wie er sie bei den Angehörigen seines Berufsstandes wohl vergebens gesucht hätte. Pastor Dimmesdale, von Natur aus religiös, war von einem starken Gefühl der Ehrfurcht vor den überlieferten Wahrheiten und Anschauungen seines Glaubens erfüllt, die in zunehmendem Maße seine ganze Denkungsart bestimmten. In keiner Gesellschaftsordnung wäre er das gewesen, was man einen Mann von liberalen Grundsätzen nennt, zu stark war in ihm das Bedürfnis verankert, sich nach den festen Regeln seines Glaubens zu richten, mochten sie ihn gleichzeitig auch in seiner Gedankenfreiheit beschränken. Trotzdem empfand er es aber mit zitterndem Vergnügen wie eine Art Befreiung, die Welt auch einmal von einem anderen geistigen Standpunkte aus zu betrachten. Es war ihm, als würde ein Fenster aufgestoßen, durch welches eine frischere Luft in die Dumpfheit und Enge seines Studierzimmers strömte, in dem er bei Lampenlicht und dem leichten Moder alter Bücher sein Leben bisher verbracht hatte. Doch oft war die Luft zu frisch und kühl, um lange mit Behagen eingeatmet zu werden, und sie kehrten beide, der Geistliche wie der Arzt, wieder in die Grenzen orthodoxer Überlieferung zurück.

Roger Chillingworth prüfte seinen Patienten auf diese Weise sorgfältig, sowohl in den Bahnen seiner gewohnten Lebenshaltung wie auch unter dem Einflusse völlig neuer, geistiger Situationen, die vielleicht auch eine neue Seite seines Wesens offenbaren würden. Er hielt es für wesentlich, den Mann vorher genau zu kennen, ehe er ihn zu heilen versuchte. Denn Arthur Dimmesdale war von solcher Empfindsamkeit des Gemütes und Lebendigkeit des Geistes, daß sein körperliches Leiden unzweifelhaft hierin seine Wurzeln hatte. Roger Chillingworth, der gütige, freundliche Arzt, strebte daher, das Wesen seines Patienten bis auf den Grund zu durchforschen. Er prüfte seine Grundsätze, wühlte in seinen Erinnerungen und tastete wie ein Schatzgräber durch die Dunkelheiten seines Innern, um sie zu ergründen. Einem Manne, der sich auf diese Weise einer solchen Aufgabe unterzieht, werden nur wenige Geheimnisse verborgen bleiben können. Wenn er außer den dazu nötigen geistigen Fähigkeiten so viel natürliches Einfühlungsvermögen besitzt, daß ihm die geistige Welt seines Patienten wie die eigene wird und dieser unbewußt ausspricht, was er nur zu denken glaubt, wenn er dann, ohne in stürmische Verwunderung zu verfallen, durch stille, behutsame Worte und Gesten den Geist des anderen weiterhin lenkt und lockt und bei all dem die wohlwollende Absicht seines ärztlichen Bemühens klug auszunützen versteht, dann wird einmal unvermeidlich der Augenblick kommen, wo die Seele des Kranken wie ein dunkler Strom über ihre Ufer bricht und alle, auch die tiefsten Geheimnisse ans Tageslicht spült.

Roger Chillingworth besaß diese erwähnten Fähigkeiten gewiß in hohem Maße. Zwischen den beiden gebildeten Männern entstand auch eine Vertraulichkeit, die das ganze weite Gebiet menschlicher Gedanken und persönlichen Erlebens umfaßte, und sie sprachen miteinander über alle Fragen der Wissenschaft und Religion, alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Doch jenes Geheimnis, dessen Vorhandensein der Arzt in dem anderen so sicher vermutete, kam nicht über dessen Lippen. Ja, Roger Chillingworth hegte sogar den Verdacht, daß er nicht einmal über die Natur des körperlichen Leidens seines Patienten völlig unterrichtet sei – eine wahrhaft seltsame Zurückhaltung.

Nach einiger Zeit bewirkten die Freunde des Pastors auf Veranlassung des Arztes, daß sie sich beide in ein und demselben Hause einmieteten, so daß der ganze Ablauf des täglichen Lebens des Geistlichen sich nun unter den Augen seines besorgten Freundes abspielte. Man hielt dies allgemein für die beste Lösung im Sinne des verehrten Predigers, wenn es dieser nicht lieber vorzöge, eine der ehrbaren Jungfrauen, die ihn als Seelsorger so innig verehrten, zum Weibe zu nehmen. So oft ihm aber ein solcher Schritt auch angeraten wurde, Pastor Dimmesdale zeigte nicht die geringste Neigung, ihn zu befolgen. Es war, als verstoße eine solche Zumutung gegen die Grundsätze seines geistlichen Berufes selbst. Da er also durch eigene Wahl einmal dazu verurteilt war, sein Leben lang von einem fremden Tische zu essen und sich an fremdem Feuer zu wärmen, schien in der Tat ein möglichst enges Zusammenleben mit dem erfahrenen, wohlmeinenden, alten Arzt, der mit so väterlicher und fürsorglicher Liebe an ihm hing, das beste zu sein.

Die beiden Freunde nahmen also bei einer frommen, angesehenen Witwe Wohnung, deren Haus unmittelbar neben dem Friedhofe lag. In ihrer mütterlichen Fürsorge hatte die gute Frau für den Pastor ein sonniges Vorderzimmer bestimmt, dessen schwere Fenstervorhänge gleichwohl angenehmen Schatten boten, wenn es die Mittagshitze forderte. Die Wände waren mit gestickten Wandteppichen bedeckt, auf denen die Geschichte von David und Bathseba und Nathan, dem Propheten, in immer noch unverblichenen Farben dargestellt war, doch war die Gestalt des verführerischen Weibes dabei fast ebenso schauerlich anzusehen wie der unheilverkündende Seher. In diesem Raume stellte Dimmesdale seine Bibliothek auf, die aus Pergamentbänden der Kirchenväter und anderer rabbinischer und mönchischer Gelehrsamkeit bestand, deren sich die protestantischen Geistlichen jener Zeit häufig bedienen mußten, mochten sie auch ihre Verfasser schmähen und ablehnen. Auf der anderen Seite des Hauses richtete Roger Chillingworth sein Laboratorium ein, das zwar einem modernen Arzt von heute höchst unvollkommen erschienen wäre, trotzdem aber mit einem Destillierapparat und

allen möglichen Vorrichtungen versehen war, deren ein erfahrener Alchimist jener Zeit zur Herstellung seiner Arzneien und Säftchen bedurfte. Türe an Türe und doch jeder in seinem eigenen Bereiche, wohnten die beiden Gelehrten also nun beisammen, und da sie sich gegenseitig völlig freien Zutritt gewährten, gewannen sie auch einen genauen Einblick in die Beschäftigung des anderen, soweit ihr beiderseitiges Interesse sie dazu führte.

Dimmesdales Freunde waren unter diesen Umständen mehr als je der Meinung, daß die Hand des Schicksals selbst die Verhältnisse so gestaltet habe, um das Leben ihres Schützlings zu retten. Doch es kann nicht länger verschwiegen werden, daß ein anderer Teil der Gemeinde sich allmählich über das Verhältnis zwischen dem Prediger und dem geheimnisvollen alten Arzt eine ganz andere Ansicht bildete. Wenn die Menge etwas nach ihrem Verstande zu beurteilen versucht, täuscht sie sich ja nur allzu leicht. Folgt sie aber dem Ahnungsvermögen ihres warmen und großen Herzens, dann trifft sie oft so unbeirrbar das Richtige, daß man fast an Offenbarungen glauben möchte. So war es auch in unserem Falle. Das Volk konnte seine wachsende Abneigung gegen Roger Chillingworth durch keinerlei Tatsachen oder ernste Erwägungen begründen, dennoch wuchs das Mißtrauen gegen ihn fort und fort. Ein alter Handwerker, der vor mehr als 30 Jahren noch in London gelebt hatte, glaubte sich zu erinnern, ihn damals unter einem anderen Namen in London in sehr fragwürdiger Gesellschaft gesehen zu haben. Einige andere wollten wissen, daß Roger Chillingworth während seiner Gefangenschaft bei den Indianern seine geheimnisvollen Kenntnisse nur von den heidnischen Priestern und Medizinmännern erworben habe, die, wie man wußte, mit Hilfe des Bösen oft wahre Wunderkuren verrichteten und als große Zauberer galten. Sehr vielen aber fiel es auf – und darunter waren auch Männer, deren Meinung sonst durchaus Gewicht und Geltung hatte – wie sehr sich das Aussehen des alten Arztes während seines Aufenthaltes in der Stadt, besonders aber seit seinem Zusammenleben mit Pastor Dimmesdale verändert hatte. Während er früher wie ein ruhiger, besonnener Gelehrter ausgesehen hatte, trug nun sein Gesicht einen merkwürdig häßlichen, bösen Ausdruck, der von einem zum anderen Male deutlicher wurde. Durfte man dem Volksglauben Beachtung schenken, dann stammte auch das Feuer in seinem Laboratorium keineswegs aus dieser Welt, sondern wurde von höllischen Kräften genährt. War es ein Wunder, wenn dabei sein Antlitz dunkel und häßlich wurde, als wäre es von beißendem Rauche geschwärzt?

Kurz und gut, es wurde alsbald eine weitverbreitete Meinung, daß der ehrwürdige Pastor Dimmesdale entweder vom Satan selbst oder einem seiner Diener in der Gestalt des Roger Chillingworth heimgesucht werde, wie es ja schon oft besonders

gottbegnadete Diener der Kirche hatten erdulden müssen, um die Kraft und Stärke ihres Glaubens so recht zu erproben. Und es bestand kein Zweifel, auf wessen Seite schließlich der Sieg sein würde, das Volk wartete mit unerschütterlicher Zuversicht auf den Tag, an dem Arthur Dimmesdale aus dem schweren Kampfe mit glorreichem Triumphe hervorgehen würde.

Doch noch war der Tag in weiter Ferne, immer düsterer und schmerzvoller wurde der Blick des armen Geistlichen. Wahrlich, es war ein harter und schwerer Kampf!

10. DER ARZT UND SEIN PATIENT

Roger Chillingworth war sein Leben lang ein ruhiger, freundlicher Mann gewesen, wenn auch ohne besondere Gefühlswärme. Nun hatte er sich die Lösung eines Geheimnisses zur Aufgabe gestellt und dachte, sie mit der ganzen strengen Unparteilichkeit eines Richters durchzuführen, dem es nur und ausschließlich um die Wahrheit zu tun war, ungeachtet der menschlichen Leidenschaften und des eigenen, tiefen Unrechtes, das ihm dabei widerfahren war. Je mehr er sich aber in seine Untersuchung vertiefte, um so stärker wurde er von einer furchtbaren Gewalt, einer Besessenheit erfaßt, die ihn ruhelos und mit unerbittlicher Notwendigkeit weitertrieb, bis er nicht mehr Richter, sondern Rächer war. Wie ein Totengräber, der, von Goldgier getrieben, zwischen Moder und Verwesung nach Juwelen sucht, durchwühlte er erbarmungslos das Herz des Predigers nach den dunklen Spuren, die er suchte.

Manchmal glaubte er, sie gefunden zu haben, und ein gespenstisches Leuchten blitzte dabei in seinen Augen auf. „Dieser Mann“, sagte er einmal zu sich selbst, „so vergeistigt er zu sein scheint, hat einen starken, sinnlichen Zug geerbt. Man muß in dieser Richtung ein wenig weiter spüren.“

Und so forschte er unermüdlich weiter und brachte in der Seele seines Opfers manch kostbares Gut zutage: ein hohes Streben nach Menschenwohl und eine warme Liebe zu den Nächsten, eine Reinheit der Gefühle und natürliche Frömmigkeit, durch ehrliches Bemühen und göttliche Erleuchtung noch vertieft – doch all dies war es nicht, was er suchte. Enttäuscht, doch nicht entmutigt, begann er von einem anderen Punkte aus von neuem. Verstohlen und heimlich und mit der Vorsicht eines Diebes, der sich aufmacht, einen ängstlich behüteten Schatz zu rauben, tastete er sich vorwärts. Doch trotz aller Sorgfalt knarrte unter dem Tritt des Diebes manchmal der Boden, fiel der Schatten seiner Gegenwart wie eine leise Ahnung in das Bewußtsein seines

Opfers. Mit anderen Worten, Pastor Dimmesdale, dessen überreizte Nerven ihm zweifellos ein gewisses Ahnungsvermögen verliehen, empfand manches Mal ein unbestimmtes Gefühl, daß sich etwas Feindliches ihm genähert habe und seinen Frieden zu zerstören drohe. Doch ehe sich dieses Gefühl zu einem bestimmten Argwohn verdichten konnte, hatte auch Roger Chillingworth seine Unvorsichtigkeit bemerkt. Traf ihn dann der bange Blick des Geistlichen, suchte dieser fragend in seinen Zügen zu lesen, dann sah er in ihm wieder nur den freundlich teilnehmenden und besorgten, doch nie aufdringlichen Freund.

Vielleicht hätte Pastor Dimmesdale den verborgenen Charakter seines Freundes eher durchschaut, wenn ihn nicht ein gewisser krankhafter Argwohn allen Menschen gegenüber erfüllt hätte. Doch wie dies bei Menschen, deren Herz eine heimliche Schuld trägt, häufig der Fall ist, mißtraute er bis zu einem gewissen Grade jedem, der sich ihm näherte, und konnte daher auch seinen wirklichen Feind nicht erkennen. So fuhr er fort, mit dem Arzt in vertrautester Weise zu verkehren, empfing ihn in seinem Studierzimmer oder besuchte ihn selbst im Laboratorium, und trotz der fühlbar wachsenden inneren Spannung blieb äußerlich alles beim alten.

Eines Tages – es war im Laboratorium und Pastor Dimmesdale stand an der Brüstung des offenen Fensters, das auf den Friedhof hinausging – hatte Chillingworth ein Bündel unscheinbarer, doch seltsamer Pflanzen vor sich liegen, die er aufmerksam betrachtete. Dimmesdale warf einen scheuen Blick darauf, es war ihm in letzter Zeit zur Gewohnheit geworden, weder Menschen noch Dinge gerade und offen anzuschauen.

„Wo habt Ihr diese merkwürdigen Kräuter mit den dunklen, saftlosen Blättern gefunden?“ fragte er.

„Hier draußen auf dem Friedhofe“, antwortete der Arzt, ohne von seiner Beschäftigung aufzublicken. „Sie sind auch mir unbekannt. Ich fand sie auf einem Grabe, welches weder einen Grabstein noch ein anderes Zeichen der Erinnerung an den Verstorbenen trug. So haben es diese häßlichen Pflanzen wohl übernommen, sein Andenken lebendig zu halten – sie wuchern aus seinem Herzen heraus und kommen mir vor wie das Sinnbild eines schrecklichen Geheimnisses, das der Tote mit ins Grab nahm. Er hätte es besser bei Lebzeiten bekennen sollen.“

„Wer weiß, ob er es nicht gerne getan hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre“, erwiderte Dimmesdale.

„Wieso? Was sollte ihn daran gehindert haben?“ fragte der Arzt. „Drängen nicht alle Kräfte der Natur so mächtig darauf hin, daß selbst dieses dunkle Gewächs noch aus dem toten Herzen emporsproßt, um ein verborgenes Geheimnis ans Licht zu bringen?“

„Dies ist wohl nur Eure Phantasie“, entgegnete der Pastor. „Denn außer der göttlichen Gnade kann es keine Kraft geben, die imstande wäre, durch Worte oder Zeichen die Geheimnisse aufzudecken, die mit einem Menschen begraben wurden. Das Herz, das solch verborgene Schuld auf sich geladen hat, muß sie auch behalten bis zu dem Tage, an dem alle Geheimnisse und Rätsel dereinst offenbar werden. Ich glaube auch nicht – noch konnte ich die Heilige Schrift je so verstehen und auslegen –, daß die Enthüllung menschlicher Gedanken und Taten auf dieser Welt schon ein Teil der ewigen Vergeltung wäre. Dies scheint mir eine sehr oberflächliche Auffassung zu sein. Nein – solche Bekenntnisse dienen bloß der Befriedigung eines gewissen geistigen Bedürfnisses der Menschen, die voll Sehnsucht auf den Tag warten, der alle dunklen Rätsel des Lebens schließlich lösen wird. Und ich glaube, daß die Herzen an diesem Tage nicht mit Widerwillen, sondern mit unaussprechlicher Wonne ihre Schuld bekennen und sich davon befreien werden.“

„Warum suchen sie diese Befreiung dann nicht schon hier auf dieser Welt?“ fragte Roger Chillingworth, während er den Prediger voll anblickte. „Warum entbehren sie jenes Trostes, den ihnen das Bekenntnis ihrer Schuld gewähren würde?“

„Die meisten tun es ja“, antwortete Dimmesdale und preßte krampfhaft die Hand auf seine Brust, als fühle er einen peinigenden Schmerz. „Wie manche arme, gequälte Seele hat mir schon vertrauensvoll ein Bekenntnis abgelegt, nicht nur auf dem Totenbette, sondern auch mitten im Leben und im Vollbesitze ihres Ansehens vor der Welt. Und welche Erleichterung kam dann stets über sie! Als ob sie, nachdem sie lange in dumpfer Luft geschmachtet hätte, endlich wieder frei und tief atmen könnte. Wie könnte es auch anders sein? Wie sollte ein Mann, der – sagen wir – des Mordes schuldig ist, lieber den Leichnam in seinem Herzen begraben wollen, anstatt ihn von sich zu werfen und sich zu befreien?“

„Und doch gibt es Menschen, die ihre Geheimnisse so begraben“, bemerkte der Arzt gelassen.

„Ja, es gibt solche Unglückliche!“ antwortete der Prediger. „Doch – abgesehen von anderen Gründen – kann es nicht ihre Natur selbst sein, die sie zum Schweigen zwingt? Vielleicht auch wollen sie, von ihrer Schuld getrieben, nun mit um so heißerem Eifer Gott und ihren Nächsten dienen und scheuen deshalb davor zurück,

ihre Sünde vor den Menschen zu bekennen! Denn die menschliche Gerechtigkeit ist grausam, sie gibt den Gefallenen wenig Gelegenheit, durch wohlthätiges Wirken ihre Schuld abzubüßen!“

„Diese Menschen täuschen sich nur selbst!“ bemerkte Roger Chillingworth mit deutlichem Nachdruck in seiner Stimme. „Sie fürchten bloß die Schande, die ihnen gebührt! Ob sie daneben noch edlere Beweggründe haben oder nicht, mit unreinen Händen vermag niemand Gott die Ehre zu erweisen! Und ihren Nächsten könnten sie am besten dadurch dienen, daß sie in ruhiger Selbsterniedrigung die unwiderstehliche Macht des Gewissens offenbaren. Ihr wollt mich doch nicht überreden, mein weiser Freund, daß falscher Schein mehr dem Ruhme Gottes und der Menschen Wohl dient als die Wahrheit? Glaubt mir, sie täuschen sich, jene Menschen – sie täuschen sich nur selbst!“

„Kann sein“, antwortete der junge Geistliche darauf mit gleichgültiger Stimme, als wolle er damit das unfruchtbare Gespräch beenden, „kann wohl sein!“ Er hatte in der Tat eine besondere Fähigkeit, jedem Thema auszuweichen, das seinem empfindlichen Gemüt allzu nahe ging. „Doch nun erlaubt mir eine andere Frage: Glaubt Ihr, als erfahrener Arzt, daß sich mein Gesundheitszustand unter Eurer fürsorglichen Pflege schon zu bessern beginnt?“

Ehe Chillingworth jedoch diese Frage beantworten konnte, hörten sie beide vom Kirchhofe her das helle, ausgelassene Lachen eines Kindes erklingen.

Unwillkürlich blickte Pastor Dimmesdale beim offenen Fenster hinaus und bemerkte Hester Prynne, die mit Perle auf dem schmalen Fußpfade einherkam, der quer über den Friedhof führte. Das Kind sah aus wie der blühende Tag, doch war es in einer seiner wildesten Launen, die es allen mütterlichen Worten und Ermahnungen völlig unzugänglich machte. Übermütig hüpfte es von einem Grabe zum anderen, bis es auf dem breiten, flachen und mit einem reichen Wappen verzierten Grabstein eines längst verstorbenen Edlen ohne Scheu zu tanzen begann. Auf der Mutter tadelnde Worte hinauf stand das Kind einen Augenblick still, dann sprang es zur Seite und pflückte eine Handvoll stacheliger Kletten, die es mit wildem Lachen auf die Mutter zu werfen begann.

Grimmig lächelnd sah Roger Chillingworth, der inzwischen gleichfalls an das Fenster getreten war, der Szene zu. „Dieses Kind kennt kein Gesetz und keine Ehrfurcht“, bemerkte er mehr zu sich selbst als zu seinem Gefährten. „Vor kurzem sah ich, wie es am Brunnentrog sogar den vorbeigehenden Gouverneur mit Wasser bespritzte. Was für ein Geschöpf ist das doch! Ist denn gar nichts Gutes an dem Kinde? Hat es kein Herz,

kein Gefühl für Gut und Böse wie andere Kinder? Ich möchte wahrhaftig wissen, welchem Gesetze es sein Dasein verdankt!“

„Keinem – nur der Übertretung eines Gesetzes!“ antwortete Pastor Dimmesdale mit langsamer, ernster Stimme, als hätte er diese Frage schon oft bei sich selbst erwogen. „Doch ob seine Natur deshalb böse ist oder gut, weiß ich nicht.“

Das Kind hatte vermutlich das Gespräch der beiden Männer gehört, denn plötzlich wandte es sich um, blickte mit unergründlichem Lächeln zum Fenster empor und warf eine der stacheligen Kletten nach dem jungen Prediger, der erschreckt zurückfuhr. Belustigt über dieses Erschrecken, klatschte Perle in die Hände und brach erneut in lautes Gelächter aus. Nun sah auch Hester Prynne zum Fenster empor. Einen Augenblick lang traf sich schweigend ihr Blick mit dem des Pastors, dann rief das Kind plötzlich aus: „Mutter, komm fort! Der alte, schwarze Mann dort will dich fangen! Lauf doch schnell! Den Pastor hat er schon erwischt – komm mit – jetzt kann er uns nicht mehr fangen!“

Laufend und springend zog Perle ihre Mutter mit sich her, quer über Gräber und Hügel, als kenne sie keine Ehrfurcht vor den Toten noch Achtung vor den Lebenden. Und noch aus der Ferne klang hell ihr ausgelassenes Lachen herüber.

„Seht jenes Weib“, begann Roger Chillingworth nach einer Pause von neuem, „was immer ihre Schuld gewesen sein mag, sie wird von keinem verborgenen Geheimnis mehr bedrückt. Glaubt Ihr nicht auch, daß sie sich weniger elend fühlt, seit sie das Zeichen ihrer Schmach so offen vor aller Welt zur Schau trägt?“

„Ich glaube es wohl“, gab Dimmesdale zurück, „doch vermag ihr Herz das wohl nur selbst zu entscheiden. Es lag ein Zug von Schmerz in ihrem Gesicht, der tief und abgründig war. Dennoch glaube ich es, daß es besser für sie ist, ihre Qual offen zeigen zu können, als sie in ihrem Innern verbergen zu müssen.“

Wieder entstand eine kleine Pause und der Arzt fuhr mit der Prüfung der Pflanzen fort, die er gesammelt hatte.

„Ihr fragtet mich vorhin nach meiner Meinung über Euren Gesundheitszustand“, sagte er schließlich.

„Ja, und sagt es mir frei heraus, ob es gut oder schlecht mit mir steht“, entgegnete Dimmesdale, „ich möchte gerne Klarheit haben.“

„Offen gesagt“, antwortete der Arzt, während er seine Beschäftigung fortsetzte, dabei jedoch verstohlen den Pastor beobachtete, „Eure Krankheit scheint mir von seltsamer Art zu sein. Nach meiner langen und täglichen Beobachtung aller äußeren Symptome – wenigstens so weit ich diese beobachten konnte – halte ich Euch für einen schwerkranken Menschen, den jedoch ein kluger und wachsamer Arzt sicherlich noch zu heilen imstande wäre. Nur die Art Eures Leidens – wie soll ich mich ausdrücken? – ich glaube, sie zu kennen, und kenne sie doch nicht!“

„Ihr sprecht in Rätseln, verehrter Freund!“ sagte der Geistliche mit bleicher Miene und blickte scheu zum Fenster hinaus.

„So will ich mich denn deutlicher ausdrücken“, fuhr der Arzt fort, „doch bitte ich um Vergebung, wenn meine allzugroße Offenheit Euch verletzen sollte. Ich frage Euch als Freund – als Mann, dem vom Schicksal die Aufgabe übertragen wurde, über Euer Leben und Wohlergehen zu wachen: Habt Ihr mir den ganzen Verlauf und alle Erscheinungen Eurer Krankheit wirklich offen dargelegt, habt Ihr mir nichts verschwiegen?“

„Wie könnt Ihr daran zweifeln?“ erwiderte Dimmesdale erregt. „Es wäre allzu kindisch, einen Arzt zu rufen und die Wunde, die er heilen soll, zu verbergen!“

„So wollt Ihr damit sagen, daß ich alles weiß?“ antwortete Chillingworth und richtete seinen Blick fest auf sein Gegenüber. „Nun gut – doch bedenkt, wer nur die äußern Zeichen eines Leidens kennt, sieht oft nur die Hälfte des Übels, das er heilen soll! Eine körperliche Krankheit, die wir als Ursache eines Leidens zu betrachten gewohnt sind, kann ebenso gut nichts anderes sein als die Wirkung eines tieferen Leidens der Seele. Ich bitte abermals um Verzeihung, wenn meine Worte Euch im geringsten beleidigend klingen, doch von allen Menschen, die ich kenne, seid Ihr, verehrter Freund, derjenige, dessen Körper am innigsten mit der Seele verbunden ist, zu deren Werkzeug ihn die Natur bestimmte!“

„Dann brauche ich also nicht weiter zu fragen!“, rief der Prediger aus und erhob sich hastig von seinem Sitze, „denn Medizin für die Seele habt Ihr wohl nicht zu vergeben!“

Roger Chillingworth hatte sich gleichfalls erhoben – klein, dunkel und mißgestaltet stand er dem bleichen, abgezehrten Prediger gegenüber. Er schien die Unterbrechung gar nicht beachtet zu haben, denn mit gleichbleibender Stimme fuhr er fort: „Ich glaube daher fast, daß eine Krankheit Eurer Seele, ein Schatten Eures Gemütes sich in

Euerm körperlichen Befinden kundtut und die wahre Ursache Eures Leidens ist. Soll ich als Arzt dieses heilen, so müßt Ihr mir die Wunden Eurer Seele offenbaren!“

„Nein – niemals – keinem irdischen Arzt!“ rief Pastor Dimmesdale mit leidenschaftlicher Heftigkeit aus. Mit funkelnden, fast wilden Blicken sah er dem Alten voll ins Gesicht: „Niemals! Wenn es sich um die Wunden meiner Seele handelt, so werde ich sie nur dem einzigen Seelenarzte anvertrauen, nicht Euch! Er kann heilen – oder töten, wie es sein göttlicher Wille ist! Wer aber seid Ihr, daß Ihr Euch zwischen mich und meinen Gott zu drängen wagt! Daß Ihr mit grausamer Hand an diese tiefsten Dinge rührt?“

Mit der Gebärde eines Rasenden stürzte Pastor Dimmesdale aus dem Zimmer hinaus.

„Gut, daß ich diesen Schritt getan habe!“ sagte Roger Chillingworth zu sich selbst, während er mit leisem Lächeln dem Prediger nachblickte. „Noch ist nichts verloren, wir werden bald wieder Freunde sein. Doch sieh, wie plötzlich dieser Mensch von seiner Erregung überwältigt wird, daß sie ihn seiner selbst völlig entrückt! Ist dies bei *einer* Leidenschaft der Fall – oh, verehrter, frommer Herr, dann wird noch manche andere in der Tiefe Eures Herzens glühen!“

Es bereitete in der Tat keine Schwierigkeiten, den vertraulichen Verkehr der beiden Männer in der alten Weise wieder herzustellen. Nach wenigen Stunden einsamen Überlegens erkannte der junge Geistliche, daß er sich zu einem Zornesausbruch hatte hinreißen lassen, der durch nichts in den Worten des Arztes entschuldigt oder gerechtfertigt werden konnte. Er schämte sich seiner Heftigkeit, mit der er den freundlichen, alten Mann zurückgestoßen hatte, der ihm doch lediglich einen Rat gegeben, den er ihm als gewissenhafter Arzt hatte geben müssen und um den er ihn außerdem selbst gebeten hatte. Im Gefühl seines Unrechtes zögerte er nicht länger, den Arzt um Vergebung zu bitten. Er bat ihn, seine Heftigkeit zu entschuldigen und weiterhin mit seiner ärztlichen Fürsorge fortzufahren, die, wenn sie ihm schon nicht die volle Gesundheit wiederschenken könne, doch ohne Zweifel allein sein Leben bis zum heutigen Tage erhalten habe. Roger Chillingworth ging bereitwilligst auf das Ansuchen ein und sprach von dem Vorfall mit keinem Worte mehr. Sooft er aber in Zukunft von einem seiner Besuche bei dem Patienten zurückkehrte, spielte ein rätselhaftes Lächeln um seine Lippen.

„Ein seltsamer Fall!“ murmelte er dann, „eine merkwürdig enge Verbindung zwischen Leib und Seele! Doch dies Rätsel muß ich bis zum Grunde erforschen – und wäre es bloß meiner Kunst zuliebe!“

Nicht lange nach dem oben geschilderten Vorfall geschah es eines Tages, daß Pastor Dimmesdale um die Mittagszeit völlig unvermutet in einen tiefen Schlaf verfiel. Er saß in seinem Stuhle und vor ihm lag ein gewichtiges Buch, wohl ein Meisterwerk literarischer Einschläferungskunst. Dieser ungewöhnlich tiefe Schlaf war um so merkwürdiger, als Dimmesdale sonst zu den Menschen gehörte, deren Bewußtsein auch im Schlummer jede leise Bewegung von außen her wahrnahm. Nun aber störte es ihn nicht einmal, als Roger Chillingworth, ohne besondere Vorsicht zu üben, plötzlich das Zimmer betrat. Der Arzt wandte sich sofort dem Schlafenden zu, beugte sich über ihn und begann dessen Brust zu entblößen, welche bisher auch vor seinem Auge stets verborgen geblieben war.

In diesem Augenblicke ging es wie ein Schauer durch die Gestalt des Schlafenden und er machte eine unruhige Bewegung.

Als der Arzt kurze Zeit darauf zurücktrat, war es, als hätte ihn ein Fiebertaumel ergriffen. Erstaunen, Freude und Entsetzen zugleich spiegelte sich in seinem Antlitz wider und ein wilder Triumph erfüllte seine ganze häßliche Gestalt. Mit absurden Gebärden schlug er seine Hände zusammen und stampfte den Boden, ein Bausch wahnwitzigen Entzückens ging über ihn und es schien wahrhaftig, als wäre der alte Chillingworth von einem Teufel besessen.

Eines nur unterschied ihn von diesem – das tiefe, menschliche Erstaunen, das auf dem Grunde seiner verzerrten Züge lag.

11. QUAL EINES HERZENS

Nach der eben geschilderten Begebenheit blieb das Verhältnis zwischen dem Geistlichen und dem Arzt äußerlich zwar dasselbe, innerlich jedoch war es von Grund auf verändert. Der scharfe Verstand Roger Chillingworths hatte jetzt einen vollkommen klaren Weg vorgezeichnet, wenngleich es vielleicht nicht ganz derselbe war, den er ursprünglich zu gehen gedacht hatte. In unbarmherziger Bosheit hatte er die grausamste Rache üben wollen, die je ein Mensch an seinem Feinde genommen: Ihm als einzigem Freunde sollte sein Opfer all die Furcht, Reue und Gewissensqual anvertrauen, die es täglich und stündlich erlitt, ihm, dem der Anblick dieses gequälten, ahnungslosen Menschenherzens dann Triumph seiner Rache gewesen wäre! Ihm, dem Mitleidlosen, sollte der Prediger das Geheimnis seiner Schuld anvertrauen, das er so ängstlich vor der Welt verborgen hielt, ihm allein sollte der Anblick dieser gequälten,

vor sich selbst erniedrigten, erbärmlichen Menschenseele werden, deren Schmerz ihm eine Wonne war und die Erfüllung seines ganzen Strebens!

Die scheue und empfindsame Zurückhaltung des Predigers hatte jedoch diesen grausamen Plan unmöglich gemacht. Fast schien das Schicksal den Rächer und sein Opfer für seine eigenen Pläne benützen zu wollen und Gnade zu üben, während es zu strafen schien. Doch Roger Chillingworth war mit dieser neuen Wendung der Dinge fast ebenso zufrieden, als wenn ihm seine finstersten Absichten gelungen wären. Ihm war eine Offenbarung zuteil geworden – gleichgültig ob von guten oder bösen Mächten – welche Pastor Dimmesdales Wesen nicht nur äußerlich, sondern bis in seine innersten und geheimsten Beweggründe offen vor ihm ausbreitete, so daß er nicht nur am Anblick der vor seinen Augen sich abspielenden Qualen seine Rache kühlen, sondern auch jederzeit tätig miteingreifen konnte. Dimmesdale war vollständig seiner Gewalt und seiner Laune preisgegeben. Wollte er ihm Furcht, Angst vor Schande und Schmach oder lähmendes Entsetzen einjagen – er brauchte nur einen Finger zu rühren und tausend dunkle Schatten stiegen um den Unglücklichen auf.

All dies geschah jedoch mit so schlauer Vorsicht, daß der Prediger zwar nie ein unbestimmtes, drohendes Gefühl loswurde, über dessen eigentliche Natur aber keine Klarheit gewinnen konnte. Zwar erfüllte ihn der Anblick des mißgestalteten, alten Arztes oft mit Zweifel und Beklemmung, manchmal auch mit Abscheu und einem unbestimmten Haß. Seine Gesten, sein Gang, sein ergrauter Bart, ja die kleinste seiner Bewegungen und sogar der Schnitt seiner Kleider schienen ihm oft Mißlich und widerwärtig. Es hätte keines deutlicheren Zeichens mehr bedurft als dieser instinktiven und so heftigen Abneigung, doch Pastor Dimmesdale konnte sie mit keinem stichhaltigen Grunde rechtfertigen und glaubte deshalb darin bloß einen Beweis zu sehen, daß die verborgene Krankheit seines Herzens allmählich sein ganzes Wesen vergifte. Anstatt sich durch jenes Gefühl warnen zu lassen, machte er sich noch selbst Vorwürfe und bemühte sich nach besten Kräften, sich diese Abneigung aus dem Herzen zu reißen. Gelang ihm dies auch nicht ganz, so war es doch selbstverständlich, daß er alle Gewohnheiten seines vertrauten Verkehrs mit dem alten Manne beibehielt, wodurch dieser immer wieder Gelegenheit fand, seine Zwecke weiter zu verfolgen.

In eben dieser Zeit seiner körperlichen und seelischen Leiden erwarb sich Pastor Dimmesdale in seinem geistlichen Berufe immer größeren Ruhm. Er verdankte ihm im Grunde genommen gerade jenen inneren und äußeren Qualen, die wie ein Stachel alle seine geistigen und sittlichen Kräfte in fortwährender Spannung erhielten. So schöpfte er aus einer solchen Tiefe des Erlebens und ergriff aus dem eigenen Empfinden heraus das Gemüt seiner Zuhörer so nachhaltig, daß sein Ruhm gar bald den seiner

Amtsgenossen weit überstieg, mochten einige von diesen auch noch so würdig und bedeutend sein. Es waren Gelehrte darunter, die schon mehr Jahre dem Studium der theologischen Wissenschaft gewidmet hatten, als Pastor Dimmesdale überhaupt am Leben war. Andere wieder waren von weit stärkerer Geisteskraft als er und mit eisenhartem Verstande ausgestattet, und wieder andere führten bei unermüdlichem Studium der heiligen Bücher ein Leben voll so inbrünstiger Andacht, daß sie schon mehr jener besseren Welt anzugehören schienen als dieser. Was ihnen allen fehlte, war nur jene Kraft, die einst am Pfingstfeste in Gestalt von Flammenzungen über die Apostel herabgekommen war und ihnen die Gewalt verliehen hatte, nicht bloß in fremden Zungen, sondern vor allem in der Herzenssprache jedes Einzelnen zu ihren Mitmenschen zu reden. Sie hätten vergebens versucht – wenn ihnen der Gedanke je gekommen wäre – die göttlichen Wahrheiten durch einfache Worte und Bilder auszudrücken, undeutlich und schattenhaft kamen ihre Worte stets wie aus weiter Ferne auf die Menschen herab, die sich doch nach lebenswarmer Empfindung sehnten.

Vielleicht wäre auch Pastor Dimmesdale seiner ganzen Natur nach in jene Klasse weltferner Priester hineingewachsen, hätte ihn nicht die Last von Schuld und Qual, die er zu tragen hatte, so tief zu Boden gedrückt. So aber stand er mit den Niedrigsten seiner Gemeinde auf einer Stufe und aus dieser Verbundenheit im Leid erwuchs ihm ein so warmes Verständnis für die Not dieser Menschen, daß er ihre Ängste und Sorgen, ihre Furcht und ihre Hoffnungen aus vollem Herzen teilen und in ihrer Sprache mit ihnen sprechen konnte. Sie wußten freilich nicht, woher ihm die Gewalt solcher Rede kam, und hielten ihn für einen Auserwählten des Himmels, der gekommen war, ihnen Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe zu verkünden. Die Jungfrauen seiner Gemeinde waren von einer wahren Leidenschaft für ihn ergriffen, die sie in gutem Glauben für ein rein religiöses Gefühl hielten, die älteren Männer und Frauen aber, die infolge seiner schwindenden Gesundheit fürchten mußten, er würde vor ihnen noch das Zeitliche segnen, baten ihre Nachkommen, ihre Gebeine ja möglichst nahe dem Grabe jenes gottgeweihten Menschen zu bestatten.

Diese allgemein dargebrachte Verehrung bereitete dem Prediger unsagbare Qual. Es war ihm eine natürliche Liebe zur Wahrheit angeboren und er betrachtete alle Dinge, die nicht von ihr erfüllt waren, als eitle Schatten. Doch was war dann er? Ein Lügner – der wesenloseste aller Schatten! Oft sehnte er sich danach, den Leuten von seiner eigenen Kanzel herab die Wahrheit über sich selbst zuzurufen: Ich, den ihr im schwarzen Kleide des Priesters vor euch seht, der die Stufen zum Altare hinaufsteigt, um für euch zu beten, ich, dessen Fußstapfen – wie ihr glaubt – allen, die nach mir kommen, den Weg in die Seligkeit weisen werden, ich, der eure Kinder taufte und

euren Sterbenden die Augen zudrückte, ich, euer Pastor, dem ihr so viel Ehrfurcht und Vertrauen entgegenbringt – was bin ich in Wirklichkeit anderes als ein erbärmlicher Lügner vor Gott und der Welt?

Mehr als einmal schon hatte er seine Kanzel mit der festen Absicht bestiegen, nicht eher wieder die Stufen herabzusteigen, bis er solche Worte gesprochen. Mehr als einmal schon hatte er innegehalten und tief Atem geschöpft, um nun das Geheimnis seiner Seele preiszugeben. Mehr als einmal schon – nein, hundertmal! – hatte er tatsächlich gesprochen! Gesprochen – doch wie? Er hatte seinen Zuhörern erzählt, welch elender Mensch er sei, der Verworfenste unter den Sündern, der Schuldigste aller Schuldigen! Er hatte ihnen gesagt, daß es ein Wunder sei, wenn Gottes Zorn ihn nicht vor ihren eigenen Augen mit Flammen vernichte! Konnte er noch klarer sprechen? Mußten die Zuhörer nicht von ihren Sitzen aufspringen und ihn mit einem Aufschrei der Empörung von der Kanzel herunterzerren, die er geschändet hatte?

Nein und abermals nein! Sie hörten dies alles und verehrten ihn noch mehr. Sie ahnten nicht, welch furchtbare Wahrheit hinter dieser Selbstanklage steckte. „Welch göttliche Demut!“ sprachen sie zueinander, „welch frommes Gemüt! Wenn er in seiner eigenen reinen Seele solche Sündhaftigkeit findet, wie steht es dann erst mit uns?“ Dimmesdale wußte bei allem tatsächlichen Schuldbewußtsein nur zu gut, wie man sein öffentliches Bekenntnis auslegte. Und so, anstatt sein Gewissen zu erleichtern, belud er es nur mit neuer Schuld. Die Wahrheit selbst war in seinem Munde zur Lüge geworden und er verachtete sich mehr denn je.

In seiner Seelennot griff er schließlich zu allen möglichen Bußübungen, welche die geläuterte Kirche, in der er aufgewachsen und erzogen war, längst abgelegt hatte. In der Verborgenheit seines Zimmers verbarg er hinter Schloß und Riegel eine blutige Geißel, die er oft erbarmungslos gegen sich selbst schwang. Zwar lachte er dabei bitter über sein eigenes Tun, doch verdoppelte er gleichzeitig die Schläge um dieses Lachens willen. Auch strenge Fasten pflegte er zu halten, doch nicht so sehr zur inneren Reinigung, sondern als Strafe bis zur völligen Entkräftung. Dazu zwang er sich zu endlosen Nachtwachen, manches Mal in absoluter Dunkelheit, manchmal beim Schimmer einer Kerze oder auch in grellster Beleuchtung, wobei er dann unausgesetzt sein Gesicht im Spiegel prüfte – ein Sinnbild seiner quälerischen, doch unfruchtbaren Selbstbetrachtung. Oft geschah es in solchen Nächten, daß ihm die Sinne schwanden und allerlei Erscheinungen vor ihm aufstiegen, die bald in der dunklen Ecke des Zimmers schwebten, bald unmittelbar neben ihm aus dem Spiegel blickten. Teuflich grinsende Gestalten waren es, die ihn höhnisch aufforderten, mitzukommen, dann wieder strahlende Engel, die alle Last von ihm nahmen und damit zum Himmel

schwebten. Längst verstorbene Freunde seiner Jugend folgten dann und die weißbärtige Gestalt seines Vaters – die Erscheinung der Mutter ging vorüber und verhüllte ihr Antlitz, als sie ihn sah. Und dann, umgeben von der geisterhaften Schar dieser Erinnerungen, schritt Hester Prynne durch das Zimmer, an ihrer Hand die kleine Perle im scharlachroten Kleide. Mit der anderen Hand aber wies sie auf das rote A an ihrem Kleide – und zeigte dann auf Dimmesdales eigene Brust.

Keine dieser Erscheinungen täuschte übrigens seine Sinne ganz. In jedem Augenblick konnte er durch eine Anstrengung seines Willens sich davon überzeugen, daß es nur flüchtige Schemen waren, die nicht der Wirklichkeit angehörten, wie jener Eichentisch, vor dem er saß, oder der dicke Foliant, der darauf lag. Nichtsdestoweniger waren sie für ihn in gewisser Beziehung von einer tieferen Wirklichkeit als alles andere. Es kennzeichnet die unsagbare Armut eines so falschen Lebens wie das des Pastors, daß alle wirklichen Dinge darin, vom Himmel selbst dem Menschen zur Freude und Ergötzung gegeben, ihre natürliche Wesenheit verloren. Sie wurden zu bloßen Schatten und Trugbildern und vergingen unter festem Zugriff zu Nichts. Ja, er selbst, der in so heuchlerischem Lichte vor der Welt sich zeigte, war nichts anderes mehr als ein Schatten seines wahren Seins.

In einer der Nächte, die Pastor Dimmesdale in solcher Weise ruhelos durchwachte, befahl ihm plötzlich ein neuer Gedanke und er sprang erregt von seinem Stuhle auf. Rasch und mit großer Sorgfalt kleidete er sich an, als geschähe es zur Ausübung seines priesterlichen Amtes, dann schlich er sich leise die Treppe hinunter und trat durch die Türe in die Nacht hinaus.

12. NÄCHTLICHE ERSCHENUNG

Wie im Traume und vielleicht tatsächlich in einer Art von Schlafwandel schritt Pastor Dimmesdale durch die nächtlichen Straßen, bis er die Stätte erreichte, wo Hester Prynne vor so langer Zeit die ersten Stunden ihrer öffentlichen Schande durchlebt hatte. Dunkel und wettergezeichnet stand dort mit seinen vom Schritte vieler Opfer ausgetretenen Stufen derselbe drohende Pranger wie einst und hob sich düster in das nächtliche Dunkel empor.

Der Geistliche schritt die Stufen hinauf. Es war eine finstere Nacht anfangs Mai, dunkle Nebelwolken bedeckten den Himmel. Wäre jetzt auch dieselbe Menschenmenge wieder um den Pranger gestanden, die damals Hester Prynne gaffend

umdrängt hatte, sie hätte das menschliche Antlitz, das so zur Schau gestellt war, doch nicht erkannt, kaum die Umrisse einer menschlichen Gestalt in der Dunkelheit wahrgenommen. Die Stadt lag in tiefem Schläfe und es bestand keine Gefahr, entdeckt zu werden. Der Prediger mochte hier, wenn es ihm beliebte, bis zum Morgengrauen stehen, ohne mehr zu riskieren als Halsschmerzen oder Heiserkeit infolge der kühlen Nachtluft, was allerdings den erwartungsvollen Zuhörern der morgigen Sonntagspredigt eine arge Enttäuschung bereitet hätte. Kein Auge konnte ihn sehen außer dem einen, das ihn auch in der Stille seines Zimmers erblickt hatte, als er die blutige Geißel schwang. Warum also war er hierhergekommen? Wollte er seine eigene Buße zum Gespött machen? Denn ein Spott war es fürwahr, wenn er auch niemand anderen traf als sein eigenes, bebendes Gewissen!

Der plötzliche Drang, alles zu bekennen, hatte ihn hergetrieben, der ihn schon lange oft so übermächtig erfüllte. Doch unvermeidlich folgte ihm jene Feigheit, die ihn mit zitterndem Griff jedesmal zurückholte, wenn er eben dabei war, sich zu befreien. Welch jämmerlicher Schwächling war er doch! Freilich hatte es eiserner Nerven bedurft, einer solchen Belastung standzuhalten oder, wenn sie unerträglich wurde, sie mit einem Griff von sich zu werfen! Diese schwächliche, allzu empfindsame Seele aber vermochte weder das eine noch das andere, sondern verzehrte sich in vergeblichen, wechselnden Versuchen und sank nur in immer tiefere Qual.

So kam es während dieser nutzlosen Selbsterniedrigung, daß der Unglückliche plötzlich von einem wahnsinnigen Grauen erfaßt wurde, als blicke alle Welt auf seine nackte Brust und ein dort sichtbares, scharlachrotes Mal. An derselben Stelle verspürte er in der Tat schon seit langem einen immer stärker werdenden körperlichen Schmerz. Ohne zu wissen, was er tat, stieß er plötzlich einen lauten, gellenden Schrei aus, der weithin durch die Nacht hallte. Von Haus zu Haus und selbst von den fernen Hügeln hallte es wider, so voll von Entsetzen und Angst, als triebe eine Schar von Teufeln damit ihr Spiel.

„Es ist geschehen!“ stöhnte der Prediger und verbarg das Gesicht mit seinen Händen.
„Die ganze Stadt wird erwachen und mich hier finden!“

Doch es geschah nichts. Mag sein, daß der Schrei seinen eigenen, entsetzten Ohren lauter geklungen hatte, als er tatsächlich war, die Stadt schlief ruhig weiter. Und wenn auch da und dort vielleicht jemand den Schrei im Halbschlaf vernommen hatte, so hielt er ihn entweder für einen Traum oder für das Kreischen der Hexen, deren Stimmen zu jener Zeit noch oft gehört wurden, wenn sie mit dem Teufel durch die Lüfte ritten. Als Dimmesdale merkte, daß alles still blieb, nahm er die Hände von

seinem Gesicht und blickte um sich. An einem der Fenster von Gouverneur Bellinghams Haus, das in einiger Entfernung in einer Nebenstraße stand, erschien die Gestalt dieses alten Herrn mit einer Lampe in der Hand, der Nachtmütze auf dem Kopfe und in ein langes, weißes Hemd gekleidet. Er sah aus wie ein Gespenst, das zur Unzeit aus seinem Grabe herausgestiegen war, der Schrei hatte ihn offenbar aufgeschreckt. An einem anderen Fenster desselben Hauses erschien Madame Hibbins, seine Schwester, gleichfalls mit einer Lampe in der Hand, deren Schein selbst auf diese Entfernung ihr mürrisches, runzeliges Gesicht erkennen ließ. Spähend steckte sie den Kopf zum Fenster hinaus, ohne Zweifel in dem Glauben, daß der eben verhallte Schrei von den Dämonen und Nachtgespenstern herrühre, mit denen sie, wie man wohl wußte, in vertrautem Verhältnisse stand. Als sie aber die Lampe des Gouverneurs erblickte, löschte sie schnell ihre eigene und verschwand. Auch der Gouverneur zog sich bald wieder zurück, nachdem er eine Weile vergebens in die Dunkelheit hinausgestarrt hatte.

Dimmesdale wurde allmählich wieder ruhiger. Da gewahrte er ein kleines, flackerndes Licht, das aus der Ferne auf der Straße immer näher kam. Bald fiel sein Schimmer auf einen Pfosten, bald auf einen Gartenzaun, bald ließ es einen Brunnen, bald eine schwere Eichentüre aus der Dunkelheit hervortreten. Pastor Dimmesdale nahm alle diese Einzelheiten wahr und wurde sich zugleich voll bewußt, daß mit den nahenden Schritten das Verhängnis über ihn hereinfiel. In wenigen Augenblicken würde der Schein des Lämpchens auf ihn fallen und sein lange verborgenes Geheimnis preisgeben! Atemlos spähte er hinab und erkannte nun in dem fahlen Lichtkreis seinen hochgeschätzten Freund und Amtsgenossen Pastor Wilson, der vermutlich von einem Totenbette kam. In der Tat kam Pastor Wilson aus dem Sterbezimmer des ehemaligen Gouverneurs Winthrop, der vor kaum einer Stunde verschieden war. Umgeben vom Lichtschein seiner Laterne wie die Heiligen der alten Zeit vom Schimmer ihrer Glorie, schritt er nun durch die Nacht seinem Hause zu. Dimmesdale lächelte, nein, lachte über diesen Vergleich, der in ihm aufgestiegen war, und fragte sich im selben Augenblick, ob er denn überhaupt noch bei Sinnen sei.

Und als Pastor Wilson dicht am Pranger vorbeiging, mit einer Hand seinen Mantel zusammenraffend und mit der anderen die Laterne vor sich herhaltend, konnte Dimmesdale kaum die Worte von seinen Lippen zurückdrängen:

„Guten Abend, ehrwürdiger Vater! Kommt doch herauf, ich bitte Euch, und laßt uns gemütlich eine Stunde mitsammen verplaudern!“

Gott im Himmel! Hatte er tatsächlich gesprochen? Einen Augenblick lang glaubte er wirklich, die Worte hervorgestoßen zu haben, doch war es wohl nur ein Gaukelspiel seiner Einbildung gewesen. Langsam schritt Pastor Wilson vorüber und wandte keinen Blick von dem mit Pfützen und Schmutz bedeckten Wege. Als jedoch das Licht seiner Laterne in der Ferne wieder verschwunden war, überfiel Dimmesdale eine so plötzliche Schwäche, daß er mit einem Male erkannte, welche Todesangst er in den letzten Augenblicken ausgestanden hatte. Im nachhinein noch rann ein Zittern durch seinen Körper, wenngleich sein Geist versucht hatte, der Situation eine scherzhafte Wendung zu geben.

Bald darauf befahl ihm diese Neigung zum Lächerlichen abermals inmitten ernstester Vorstellungen. Er fühlte, wie seine Glieder von der ungewohnten Kälte der Nacht allmählich steif wurden, und zweifelte, ob er überhaupt noch fähig sein würde, die Stufen des Prangers wieder hinabzusteigen, ehe der Morgen käme und die ganze Nachbarschaft lebendig würde. Schon sah er im Geiste den ersten, der in der Morgendämmerung daherkam und seine schattenhafte Gestalt hier oben bemerkte. Halb wahnsinnig vor Schreck und Neugier rannte dieser von Tür zu Tür und rief die Leute zusammen, sich das Gespenst auf dem Pranger anzusehen. Und wie ein Feuer ging es von Haus zu Haus: würdige Greise hasteten in ihrem Schlafrocke daher und die Damen hatten sich nicht einmal Zeit genommen, ihr Nachtgewand abzulegen; all die hochanständigen Herrschaften, die sich sonst nie blicken ließen, wenn nicht jedes Härchen an ihnen säuberlich gebürstet war, kamen jetzt in wilder Unordnung dahergestürzt. Gouverneur Bellingham hatte seine würdige Halskrause ganz schief befestigt, Madame Hibbins hatte noch Zweige vom nächtlichen Hexenspek an ihren Rücken und sah sauertöpfischer drein denn je, weil sie nicht ausgeschlafen war; selbst Pastor Wilson, der doch die halbe Nacht am Totenbette gesessen hatte und sich auch sonst von seinen Traumgestalten der Heiligen nur schwer trennen konnte, fehlte nicht. Hier kamen auch die Ältesten seiner eigenen Kirchengemeinde und die Jungfrauen, die sein Bild so ehrfurchtsvoll in ihrem Busen trugen, den sie jetzt kaum notdürftig mit einem Tüchlein bedeckt hatten. Sie alle stürzten aus ihren Türen und drängten sich mit vor Erstaunen und Schrecken erfüllten Gesichtern um den Pranger. Dort aber stand im hellen Scheine der Morgensonne er, Arthur Dimmesdale, der verehrte und berühmte Prediger, zu Tode erfroren, von Schande überwältigt, auf derselben Stelle, wo einst Hester Prynne gestanden war!

Vom Schrecken dieses grotesken Bildes überwältigt, brach Dimmesdale plötzlich zu seinem eigenen Entsetzen in ein lautes Gelächter aus. Augenblicklich antwortete ihm ein mutwilliges, helles Kinderlachen. Es traf ihn wie ein Blitz in der Tiefe seiner Seele

und sein Herz bebte – ob vor Schmerz oder Freude, wußte er nicht, denn er erkannte das Lachen der kleinen Perle.

„Perle! Kleine Perle!“ rief er aus – und dann mit unterdrückter Stimme: „Hester! Hester Prynne! Bist du hier?“

„Ja, ich bin es!“ klang es überrascht zurück, und dann hörte Dimmesdale ihre Schritte herankommen – „ich bin es mit meinem Kind.“

„Wo kommst du her, Hester?“ fragte er atemlos. „Was führt dich jetzt des Weges?“

„Ich habe Totenwache gehalten bei Gouverneur Winthrop und Maß genommen für sein Sterbekleid“, antwortete sie. „Nun sind wir beide auf dem Heimwege.“

„Komm zu mir, Hester, komm herauf mit dem Kind“, bat er. „Ihr beide waret schon einmal hier, doch ich stand nicht bei euch. Kommt noch einmal herauf und laßt uns alle drei beisammen stehen!“

Schweigend stieg Hester die Stufen hinauf und trat mit Perle neben ihn. Mit bebenden Händen griff Dimmesdale nach ihrer Hand und im selben Augenblick fühlte er einen warmen Strom neuen Lebens mit solcher Macht durch seine Adern fließen, als hätte ihn ein Zauber berührt. Mutter und Kind teilten die Wärme ihres Wesens seinem halberstarrten Körper mit und beglückt fühlte er die lebendige Wirklichkeit ihrer Nähe.

„Herr Pfarrer!“ flüsterte die kleine Perle.

„Was willst du denn, mein Kind?“ fragte er.

„Willst du morgen zu Mittag mit mir und meiner Mutter auch so hier stehen?“

„Nein, das geht nicht, Kind!“ antwortete Dimmesdale. Mit der neuen Lebenskraft war plötzlich auch all die Angst vor der öffentlichen Schande wiedergekehrt, die sein Leben so lange schon vergiftete. Selbst das augenblickliche Beisammensein – so tief und seltsam die Freude war, die er dabei empfand – jagte ihm bereits Furcht ein. „Nein, mein Kind“, wiederholte er daher, „einmal werde ich mit dir und deiner Mutter so stehen, doch nicht morgen, nein, nicht morgen!“

Perle lachte und versuchte, ihm ihre Hand zu entziehen. Doch er hielt sie fest: „Nur einen Augenblick noch!“ bat er.

„Wenn du mir versprichst, uns morgen zu Mittag wieder so an der Hand zu fassen –?“

„Nein, Perle, aber ein anderes Mal“, entgegnete er.

„Wann denn?“ fragte das Kind hartnäckig weiter.

„Am Tage des großen Gerichts“, gab er flüsternd zurück. Seltsamerweise zwang ihn der Gedanke an seinen priesterlichen Beruf, dem Kinde diese Antwort zu geben.

„Dann, vor dem Throne des Richters, werden wir drei zusammenstehen, deine Mutter, du und ich. Doch das Licht dieser Welt soll uns hier nicht sehen!“

Wieder fing Perle zu lachen an. Doch ehe Dimmesdale mit seiner Rede noch zu Ende war, breitete sich plötzlich ein wunderbarer Schein über den ganzen Himmel aus. Zweifellos rührte er von einem jener Meteore her, die nachts manchmal ihre strahlende Bahn durch das Weltall ziehen. So mächtig war sein Glanz, daß die ganze gewölbte Wolkendecke wie die Kuppel eines ungeheuren Domes davon erleuchtet wurde und die vertraute Szene des Marktplatzes und der Straße deutlich wie am hellen Tage, doch in einer seltsamen Unwirklichkeit, zu sehen war. Die hölzernen Häuser mit ihren Stockwerken und Giebeln, die Türschwellen und Stufen, die Vorgärten und das lange Band der Straße dazwischen, das auf dem Marktplatze zu beiden Seiten von grünem Buschwerk umsäumt war – alles schien von dem geheimnisvollen Licht so seltsam verwandelt, als wären es Dinge einer anderen Welt. Und mitten in diesem Rätsel stand Arthur Dimmesdale, die Hand an sein Herz gepreßt, mit Hester Prynne und dem Kinde, welches sie beide verband. Und es war, als wäre das Licht der letzten Erkenntnis und Erlösung über sie gekommen und der Anbruch des Tages, der alle Herzen verbindet, die zueinander gehören.

Dimmesdale faltete die Hände über seiner Brust und schaute gen Himmel.

Nichts war in jener Zeit selbstverständlicher, als daß man alle Erscheinungen der Natur, die außerhalb der Erfahrungen des Alltags standen, für Offenbarungen einer übernatürlichen Macht hielt. Ein blitzender Speer, ein flammendes Schwert oder Pfeil und Bogen am mitternächtlichen Himmel bedeuteten demnach nichts anderes als Krieg mit den Indianern, rotes Licht war ein Vorbote der Pest. Von der frühesten Zeit der Besiedlung Neuenglands an bis herauf zur Revolution hat es wohl kaum ein bedeutsames Ereignis in der Geschichte der Kolonie gegeben, das seinen Bewohnern nicht durch ein derartiges Zeichen angekündigt worden wäre. Oft hatten es viele gesehen, oft auch beruhte seine Glaubwürdigkeit allein auf der Aussage eines einzigen nächtlichen Wanderers, dessen Phantasie und Einbildungskraft dabei ein weites Spielfeld hatte. Es war jedoch ein grandioser Gedanke, das Schicksal einer Nation auf solche Weise vom Himmelsgewölbe abzulesen, welches dafür gerade Raum genug bot. Der Glaube unserer Vorväter an diese Himmelszeichen war fest verankert, galten

sie doch nur als Beweis dafür, daß das Schicksal der jungen Kolonie unter ganz besonderem göttlichen Schutze stand.

Wie aber darf sich ein Einzelwesen vermessen, eine solche Offenbarung vom Himmel lesen zu wollen, die nur ihm allein gilt? Nur wer in krankhafter, ausschließlicher Selbstbetrachtung jedes Maß an Eigensucht überstiegen hat, wird in eine solche Wahnidee verfallen, daß der Himmel selbst die Geschicke seiner eigenen kleinen Seele verzeichnen werde. Es kann daher nur dem kranken Zustande von Dimmesdales Gemüt zugeschrieben werden, daß dieser, zum Himmel emporblickend, dort plötzlich die riesigen Umriss eines großen A wahrzunehmen glaubte, das sich in mattrotem Lichte vom dunklen Hintergrunde abhob. Wer weiß, ob nicht ein anderer schuldbeladener Mensch zu gleicher Zeit am selben Himmel ein ganz anderes Sinnbild gesehen hätte!

Noch ein weiterer Umstand war in diesem Augenblick für den seelischen Zustand des Priesters kennzeichnend. Obwohl er all die Zeit aufwärts zum Himmel blickte, nahm er deutlich wahr, wie die kleine Perle mit ihrem Finger auf den alten Roger Chillingworth wies, der plötzlich unweit des Prangers auf der Straße stand. Mit demselben Blick, der auf das Himmelszeichen gerichtet war, sah Dimmesdale auch seine dunkle Gestalt und sein Antlitz, welches, wie alle Gegenstände ringsum, in der rätselhaften Beleuchtung wie verwandelt schien. Oder hatte der alte Arzt in diesem Augenblicke nur die Vorsicht fallen gelassen, die ihn sonst seine Bosheit verbergen ließ? Wäre die Welt im Feuer dieses Meteors zu Asche geworden und der Tag des Jüngsten Gerichtes über Hester Prynne und den Geistlichen herabgesunken, dann hätte Roger Chillingworth wohl für den Erzfeind selber gelten können, der höhnisch grinsend sein Recht forderte. So lebhaft war dieser Ausdruck, so tief brannte er sich in Dimmesdales Bewußtsein ein, daß er dort noch weiterglühte, als der Meteor längst wieder verschwunden und die ganze gespenstisch erleuchtete Welt wieder in Dunkelheit versunken war.

„Wer ist jener Mann, Hester?“ stieß Dimmesdale keuchend hervor. „Mich schaudert bei seinem Anblick – ich hasse ihn!“

Sie erinnerte sich ihres Eides und schwieg.

„Mir graut vor ihm, sage ich dir!“ fuhr der Prediger fort. „Wer ist er denn, sag mir doch, wer er ist? Kannst du mir nicht helfen? Ich habe eine namenlose Angst vor dem Menschen!“

„Ich kann dir sagen, wer er ist“, warf die kleine Perle ein.

„Ja, Kind, schnell!“ rief Dimmesdale und beugte sich zu ihr herab. „Sag es mir, so leise du kannst!“

Doch Perle murmelte nur etwas Unverständliches in sein Ohr, das zwar der menschlichen Rede glich, doch nichts als kindisches Kauderwelsch war. Dazu lachte sie ein leises, spöttisches Lachen.

Der Geistliche geriet in immer größere Verwirrung. „Treibst du deinen Spott mit mir?“ rief er aus.

„Du warst ja auch nicht wahrhaft!“ antwortete das Kind. „Du wolltest nicht versprechen, uns morgen wieder bei der Hand zu nehmen, meine Mutter und mich!“

Inzwischen war Roger Chillingworth ganz nahe an den Fuß des Prangers herangetreten. „Verehrter Bruder Dimmesdale“, rief er aus, „ist es denn möglich? Ihr seid hier? Ja, ja, wir Gelehrten haben den Kopf viel zu tief in unseren Büchern! Wir träumen, wenn wir wach sind, und wandern umher, wenn wir zu schlafen scheinen! Kommt, bester Freund, ich bitte Euch, laßt mich Euch nach Hause führen!“

„Wie wußtet Ihr, daß ich hier sei?“ fragte Dimmesdale mit bebenden Lippen.

„Meiner Treu, ich wußte nichts davon“, antwortete Chillingworth. „Ich verbrachte den größten Teil der Nacht am Bette eines Sterbenden, des verehrten Gouverneurs Winthrop, um seine Leiden zu lindern, so weit es in meinen Kräften stand. Nachdem er in eine bessere Heimat hinübergewandert war, machte ich mich auf den Heimweg, als plötzlich dieses seltsame Licht am Himmel aufleuchtete, in dessen Schein ich Euch entdeckte. Doch kommt mit mir, Verehrtester, oder Ihr werdet morgen schwerlich imstande sein, Eure Sonntagspflichten zu erfüllen. Ja, diese Bücher – diese Bücher! Ihr solltet weniger studieren, bester Freund, und Euch manchmal etwas Ruhe gönnen, diese nächtlichen Anfälle werden Euch sonst überwältigen!“

„Ich will mit Euch nach Hause gehen“, sagte Dimmesdale mit tonloser Stimme.

Mit willenloser Abhängigkeit, wie jemand, der völlig entkräftet aus einem schweren Traum erwacht, überließ er sich der Führung des Arztes, der ihn mit sich fortnahm.

Am nächsten Morgen jedoch hielt er eine Sonntagspredigt, welche die gewaltigste und reichste an wahrhaft himmlischen Gedanken war, die je von seinen Lippen kam. Mehr als eine Seele wurde dadurch zur ewigen Wahrheit geführt und die Verehrung, die ihm seine ganze Gemeinde entgegenbrachte, war größer denn je.

Als er aber zuletzt die Kanzel verließ, trat der graubärtige Kirchendiener auf ihn zu und zeigte ihm einen schwarzen Handschuh, den Dimmesdale sofort als den seinen erkannte. „Man fand ihn auf dem Pranger“, berichtete der Greis. „Es muß ein Werk des Satans gewesen sein, der sich einen bösen Scherz mit Euer Hochwürden erlaubte. Doch wie immer war er mit Blindheit geschlagen, denn eine reine Hand bedarf keines Handschuhs!“

Der Geistliche war zu Tode erschrocken, doch seine Erinnerung war so verwirrt, daß er die Ereignisse der Nacht fast für Traumgesichte hielt. „Ich danke Euch, mein Freund“, stammelte er verwirrt, „es scheint wirklich mein Handschuh zu sein!“

Der andere lächelte grimmig über des Teufels offenbares Ungeschick. Dann fragte er: „Haben Euer Hochwürden schon von der Erscheinung gehört, die sich letzte Nacht zutrug? Ein glühender Buchstabe stand rot an den Himmel geschrieben – ein großes A. Man bringt es mit Gouverneur Winthrops seligem Tod in Zusammenhang, denn Angelus – Engel – soll es bedeutet haben.“

„Nein“, antwortete der Prediger verwundert, „ich habe noch nichts davon gehört.“

13. HESTERS VERWANDLUNG

Hester Prynne war bei ihrer mitternächtlichen Begegnung mit Pastor Dimmesdale über dessen Zustand wahrlich zu Tode erschrocken. Seine Nerven waren völlig zerrüttet, seine sittliche Kraft in kindische Schwäche erniedrigt. Nur seine geistigen Fähigkeiten bewahrten noch ihre einstige Stärke oder entwickelten vielmehr eine geradezu unnatürliche Spannkraft, wie dies häufig bei Schwerkranken der Fall ist. Da sie allein die Umstände kannte, die hier vorwalteten, drängte sich ihr gar bald der Gedanke auf, daß es nicht nur die Qual des eigenen Gewissens sein könne, welche diesen Mann so vollständig dem Verfall zuführe, sondern daß darüber hinaus eine fremde Gewalt mit unsagbarer Grausamkeit seine Seele durchwühlen und ihm alle Ruhe und Gesundheit rauben müsse. Sie wußte, was dieser Mensch einst gewesen – und nun hatte er sich an sie, die Ausgestoßene, um Hilfe gegen den Feind gewandt, den nur eine Ahnung seines Bewußtseins ihm verriet! Sie schauderte bis in die Tiefen ihrer Seele, aber sie fühlte auch, daß der Prediger ein Recht auf ihre äußerste Hilfe habe! In ihrer langen Einsamkeit gewohnt, Recht und Unrecht nur nach den Maßen ihres eigenen Gewissens zu messen, erkannte sie deutlich, daß sie dem Geistlichen gegenüber Verpflichtungen habe, die stärker waren als alles, was sie sonst mit der Welt verband. Es war die eherner

Kette gemeinsamer Schuld, die weder er noch sie zu zerreißen vermochten und die ihnen beiden auferlegt war als unabänderliches Schicksal.

Hester Prynne nahm zu dieser Zeit bei ihren Mitbürgern nicht mehr dieselbe Stellung ein wie am Anfang ihrer Schmach. Sieben lange Jahre waren seitdem vergangen und die Leute der Stadt waren längst daran gewöhnt, den scharlachroten Buchstaben mit seiner prächtigen, golddurchwirkten Stickerei auf ihrer Brust zu sehen. Und wie es oft geschieht, wenn sich jemand auf irgend eine Weise von den übrigen Menschen unterscheidet, ohne dadurch dem einzelnen oder der Gesamtheit den geringsten Abbruch zu tun, so brachte man auch Hester Prynne nach und nach eine gewisse Achtung entgegen. Es gereicht der menschlichen Natur zur Ehre, daß sie, wo nicht besondere Selbstsucht im Spiele ist, eher zu lieben als zu hassen geneigt ist. Ja, selbst Haß vermag sich langsam und unvermerkt in Liebe zu wandeln, wenn dieser Prozeß nicht durch ein neues Aufflackern der alten feindlichen Stimmung unterbrochen wird. Im Falle Hester Prynnes gab es keine solche wie immer geartete Unterbrechung. Sie kämpfte niemals gegen die öffentliche Meinung an, sondern ließ alles ohne Widerspruch über sich ergehen, ja nicht einmal auf Mitgefühl erhob sie Anspruch. Auch die untadelige Sauberkeit ihres Lebenswandels während dieser sieben Jahre sprach in hohem Maße zu ihren Gunsten, hatte sie doch nichts mehr zu gewinnen noch zu verlieren als die Ruhe ihres eigenen Gewissens.

So forderte Hester von der Umwelt niemals mehr, als die freie Luft atmen und mit ihrer Hände Arbeit für sich und das Kind das tägliche Brot verdienen zu dürfen. Gleichzeitig aber war sie stets und ohne Zaudern bereit, wenn es galt, ihren Mitmenschen zu helfen. Keine gab so gerne von ihrer geringen Habe, um die Not der Armen zu lindern, mochten ihr diese auch oft ihre Wohltaten mit Hohn und Spott vergelten. Keine zeigte sich aufopfernder als Hester, wenn eine Seuche in der Stadt wütete, stets war sie zur Stelle, wenn irgendwo ein Unheil hereingebrochen war. Sie kam dabei nicht als Gast, sondern wie ein berechtigter Hausgenosse, sie gehörte dazu wie Hilfe zu jeder menschlichen Not. Bei solcher Tätigkeit kam ihre warme und reiche Natur auch voll zur Wirkung. Sie brachte den Kranken Trost und Hilfe, den Müden Erholung, eine selbstgeweihte Schwester der Barmherzigkeit. Und was weder sie selbst noch ihre Mitmenschen beabsichtigt hatten: das Zeichen ihrer Schande wurde zum Zeichen ihrer neuen Berufung. So viel Hilfsbereitschaft und Kraft strömten von ihr aus, daß viele Leute das rote A nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinne verstehen mochten, sondern es als ‚Auserlesen‘ deuteten. Es war wie eine Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war, bewirkt von dem Reichtume und der Kraft ihres weiblichen Wesens.

Doch nur wo der Kummer wohnte, war ihres Bleibens, kehrte der Sonnenschein wieder ein, so fand er es nicht mehr dort. Die Helferin war gegangen, ohne einen Blick zurückzuwerfen auf die dankbaren Mienen derer, denen sie so aufopfernd gedient hatte. Traf sie diese dann auf der Straße, so hob sie nicht den Kopf, um ihren Gruß zu erwidern, versuchte sie jemand anzusprechen, so zeigte sie nur stumm auf den roten Buchstaben und ging vorüber. Dies mochte Stolz sein, doch trug es so sehr den Stempel der Demut, daß er nicht verfehlte, die öffentliche Meinung immer mehr zu besänftigen. Die Menge ist von Natur aus tyrannisch und verweigert oft die einfachste Gerechtigkeit, wenn sie allzu stürmisch gefordert wird. Aber ebenso häufig gewährt sie mehr als das Recht, wenn ihre Großmut angesprochen wird. Da man Hesters Betragen als eine Bitte dieser Art ansah, kam man der früher Ausgestoßenen nun mit größerem Wohlwollen entgegen, als sie zu haben wünschte oder vielleicht auch verdiente.

Bei der Obrigkeit, den weisen und gelehrten Männern der Gemeinde, dauerte es länger, ehe Hesters Tugenden dieselbe Anerkennung fanden wie im Volke. Das Vorurteil dieser Kreise war durch Argumente der Vernunft so untermauert, daß es nur langsam zerstreut werden konnte. Doch von Tag zu Tag glättete sich auch das Stirnrunzeln dieser Männer immer mehr, bis es schließlich im Laufe der Jahre einem fast gütigen Ausdruck Platz gemacht hatte. Und während diese Würdenträger auf solche Weise ihr Urteil immer mehr milderten, hatte die Menge Hester Prynne ihren Fehltritt längst vergeben. Der scharlachrote Buchstabe war für sie nicht mehr das Zeichen jener vergessenen Schuld, sondern der vielen Werke der Hilfsbereitschaft und Güte, welche Hester seither verrichtet hatte.

„Seht Ihr jene Frau mit dem gestickten Buchstaben an der Brust?“ pflegten sie Fremden gegenüber zu sagen. „Das ist unsere Hester, welche den Armen hilft, die Kranken pflegt und die Betrübten tröstet. Sie ist ein Segen für unsere Stadt!“ Dann freilich unterließ man es selten, im Flüsterton auch die dunklen Ereignisse der Vergangenheit zu berichten, denn die Menschen lieben es nun einmal, Fehler, von denen sie sich selbst nicht frei fühlen, in pharisäischer Art an anderen aufzuzeigen. Doch die Tatsache blieb davon unberührt, daß das scharlachrote A nun in den Augen aller fast dieselbe Bedeutung hatte wie das Kreuz an der Brust einer Nonne. Es verlieh seiner Trägerin eine Art ehrfürchtiger Weihe, die sie vor allen Anfeindungen schützte. Wäre sie unter die Räuber gefallen, es hätte ihr keiner ein Leid getan. Ja, man erzählte sich sogar, daß der Pfeil eines Indianers, der ihre Brust einmal getroffen hatte, von diesem Zeichen wirkungslos abgeprallt und zu Boden gefallen war. Und es gab viele, die diesen Vorfall glaubten.

Einen wesentlich anderen, doch ebenso mächtigen Einfluß hatte dasselbe Zeichen und die damit zum Ausdruck gebrachte Stellung zur menschlichen Gemeinschaft auf Hester Prynne selbst. Alle leichten, heiteren Züge ihres Charakters waren durch dieses rote Brandmal von ihr abgefallen wie welches Laub. Es blieb nur eine herbe, strenge Kälte, die bei näherem Umgang vielleicht abstoßend gewirkt hätte, wenn überhaupt jemand gewesen wäre, der solchen näheren Umgang pflegen wollte. Selbst die gewinnende Anmut ihres Äußeren hatte eine ähnliche Umwandlung erfahren, teils mochte dies auf die betonte Nüchternheit ihrer Bekleidung, teils auch auf die Gleichgültigkeit und Herbheit ihrer Mienen zurückzuführen sein. Auch daß von ihrem reichen, üppigen Haar kein einziges Löckchen mehr zu sehen war – sie mußte es entweder abgeschnitten oder vollständig hinter ihrer Haube verborgen haben – verstärkte nur den Eindruck der Nüchternheit und Strenge, die ihr jetzt ihr ganzes Wesen kennzeichneten. Nichts mehr ließ den Liebreiz ihres Gesichtes erkennen, nichts mehr die Leidenschaftlichkeit, die einst ihre Brust durchströmt hatte. Alle die besonderen Züge echter Weiblichkeit waren von ihr abgefallen, wie es häufig der Fall ist, wenn eine Frau besonders schwere Schicksalsschläge durchzukämpfen hat. Ist ihre Natur zarter und empfindsamer, dann geht sie dabei zugrunde. Überlebt sie es jedoch, dann verliert sie alle Zartheit – und die äußere Anmut ist ja nur deren Spiegelbild – oder verschließt sie so tief in ihrem Herzen, daß sie sich nie mehr hervorwagt. Es bedürfte eines Wunders, in solch einer Frau jene Züge der weiblichen Natur wieder zu erwecken, die sie einst erfüllten. Hester Prynne war von solch einem Wunder weit entfernt.

Ein großer Teil der herben Kälte von Hesters Wesen war wohl auch dem Umstande zuzuschreiben, daß sie nun nicht mehr in einer Welt der Gefühle und der Leidenschaften lebte, sondern ausschließlich in einer Welt der Gedanken. Allein mit ihrem Kinde, ohne jede Beziehung zur menschlichen Gemeinschaft und auch ohne Hoffnung, dort je ihre einstige Stellung wieder zu gewinnen, warf sie auch die letzten Reste der Kette von sich, die sie an diese Gemeinschaft banden. Die Gesetze der Welt galten für sie nicht mehr. Es war das Zeitalter jener großen inneren Gärung, in dem der menschliche Geist sich freimachte von den überkommenen Schranken und Vorurteilen vieler Jahrhunderte. Adel und Königtum waren gestürzt worden, eine neue Welt war im Entstehen – wenigstens im Reiche des Geistes, dem eigentlichen Kampffeld jener Epoche. Hester Prynne trank diesen kämpferischen Geist in vollen Zügen in sich hinein und so gewann sie eine Freiheit der Gedanken, wie sie zwar in den fortschrittlichen Kreisen Europas damals durchaus nicht selten war, auf dem Boden der jungen Kolonie aber und vom Standpunkte puritanischer Dogmatik als größeres Vergehen verfolgt worden wäre als jenes, wofür sie das Mal der Schande zu tragen

verurteilt war. In ihrer einsamen Hütte am Strande des Meeres gewährte sie Gedanken Einlaß, die, hätte jemand davon gewußt, ihr gefährlicher geworden wären als der Verkehr mit Dämonen.

Es ist seltsam, daß Menschen, die in ihrem Denken ihre Zeit so weit überragen und hinter sich lassen, sich oft mit größtem Gleichmut den äußeren Ordnungen der Gesellschaft unterwerfen. Es genügt ihnen der Gedanke allein, ohne daß er in die Tat umgesetzt zu werden braucht. So war es auch mit Hester. Doch hätte sie nicht ihr Kind, die kleine Perle gehabt, wer weiß, ob sie nicht, Hand in Hand mit Anna Hutchinson, als Begründerin einer Sekte in die Geschichte eingegangen wäre oder als Prophetin, welche die Grundfesten der puritanischen Gesellschaftsordnung zutiefst erschütterte. In der Erziehung ihres Kindes jedoch fand ihr Denken ein anderes Feld praktischer Betätigung. Das Schicksal hatte ihr ein Wesen anvertraut, das sie gegen eine Welt von Schwierigkeiten zur vollsten Blüte und Entfaltung echten Frauentums führen wollte. Alles war dabei gegen sie. Die Umwelt war ihr feindlich gesinnt, im Charakter des Kindes selbst war ein Zug, der nur zu deutlich an den Schatten seiner Herkunft erinnerte. So stellte sich Hester oft die bittere Frage, ob es ein Glück oder Unglück gewesen sei, daß dieses arme Geschöpf überhaupt geboren worden war.

War denn das Dasein einer Frau überhaupt begehrenswert? Hatte das Leben für sie, selbst für die glücklichste, einen Sinn? Bezüglich ihrer eigenen Person hatte sie längst eine negative Antwort auf diese Frage gefunden, doch auch im allgemeinen erfüllte sie die Frage mit Zweifel und Betrübniß. Sie sah eine hoffnungslose Aufgabe vor sich. Das ganze System der herrschenden Gesellschaftsordnung hätte niedergerissen und neu aufgebaut werden müssen. Die Natur des Gegenspielers, des männlichen Geschlechtes, oder wenigstens die Summe seiner Gewohnheiten, die ihm zur Natur geworden war, hätte einer wesentlichen Veränderung bedurft, ehe die Frau in der Gesellschaft jene Stellung einnehmen konnte, die ihr gebührte. Doch aus all dem hätte das weibliche Geschlecht noch keinen Vorteil gezogen, wenn es nicht gleichzeitig selbst eine tiefgreifende Umwandlung erfahren hätte, welche an die Grundfragen weiblichen Wesens überhaupt rührte. Es war eine endlose Kette von Schwierigkeiten, die eine Frau wohl kaum rein gedanklich zu lösen imstande war. Der einzige Weg einer Lösung – er mußte aus ihrem weiblichen Herzen kommen. Da dieser Weg jedoch Hester verschlossen war, wanderte sie wie in einem Labyrinth der Gedanken umher. Alles um sie schien ihr sinnlos zu sein, Wildnis und Abgrund überall und nirgends ein Daheim. Manchmal kam ihr aus solch fruchtlosem Ringen der Gedanke, ob es nicht besser wäre, Perle dem Himmel zurückzugeben und dem eigenen Leben ein Ende zu bereiten, gleichgültig, welches Schicksal ihrer vor dem ewigen Richter harre.

Wahrlich, der scharlachrote Buchstabe hatte seinen Zweck verfehlt!

In dieser seelischen Verfassung brachte Hester das nächtliche Zusammentreffen mit Pastor Dimmesdale einen völlig neuen Impuls. Mit einem Male sah sie ein Ziel vor Augen, das jeder Anstrengung und jedes Opfers wert war. Sie sah den völligen moralischen Zusammenbruch, gegen den der Prediger ankämpfte, oder besser gesagt, aufgehört hatte zu kämpfen. Sie sah, daß er am Rande des Wahnsinnes stand, wenn er ihm nicht bereits verfallen war. Es war unzweifelhaft, daß neben der nagenden Qual des eigenen Gewissens ein noch tödlicheres Gift an ihm zehrte, daß unter der Maske des Freundes und Helfers ein haßerfüllter Feind sein grausames Spiel trieb! Und es konnte nicht ausbleiben, daß Hester sich selbst bittere Vorwürfe machte, weil sie es ja gewesen war, die durch ihren Mangel an Mut und Wahrhaftigkeit den Prediger in diese Lage versetzt hatte, wo er der Rache so schutzlos preisgegeben war. Ihre einzige Rechtfertigung lag darin, daß sie wahrhaftig keinen anderen Weg gewußt hatte, ihn vor der Schande zu retten als den, Roger Chillingworths Plan anzunehmen. In dieser Absicht hatte sie damals gewählt – nun sah sie zu ihrem Entsetzen, daß sie das größere Übel gewählt hatte. Soweit es noch in ihrer Gewalt lag, wollte sie den Fehler wieder gutmachen, das war ihr fester Entschluß. Die vergangenen Jahre ihrer schweren Prüfung hatten sie in vieler Beziehung härter gemacht, sie fühlte sich keineswegs mehr so unfähig, es mit Roger Chillingworth aufzunehmen, als in jener Nacht in der Gefängniszelle, wo das Gefühl ihrer Schuld und die eben durchlebte öffentliche Schmach sie fast zu Boden gedrückt hatten. Seither hatte sie sich zu einem höheren Standpunkte emporgerungen, der alte Mann jedoch, von seiner Rachsucht erniedrigt, war unzweifelhaft aus seiner stolzen Überlegenheit herabgezogen worden.

Hester Prynne nahm sich schließlich vor, Roger Chillingworth aufzusuchen und alles zu tun, was in ihrer Macht lag, um Pastor Dimmesdale zu retten. Bald fand sich dazu auch eine gute Gelegenheit. Als sie an einem Nachmittage mit Perle einen abgelegenen Teil der Halbinsel durchwanderte, sah sie plötzlich den alten Arzt des Weges kommen. In einer Hand einen Stock, in der anderen einen kleinen Korb, so schritt er gebeugt einher, um Wurzeln und Pflanzen zu suchen für seine Arzneien.

Hester Prynne zögerte nun nicht länger.

14. HESTER UND DER ARZT

„Lauf doch zum Wasser hinunter und spiele dort ein wenig mit den Muscheln und dem Sand“, sagte sie zu dem Kinde, „ich muß mit jenem Manne ein paar Worte sprechen.“

Perle schoß wie ein Vogel dahin und bald plantschte sie mit entblößten, weißen Füßchen durch den feuchten Sand. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und guckte neugierig in einen der von der Ebbe zurückgelassenen Wassertümpel. Wie aus einem Spiegel blickte ihr hier mit dunklen, glänzenden Locken und einem Schelmenlachen in den Augen das Bild eines kleinen Mädchens entgegen, welchem sie, die sonst nie einen Spielgefährten hatte, einladend die Hand entgegenstreckte, um mit ihm um die Wette zu laufen. Doch das Spiegelbild winkte ihr seinerseits ebenfalls zu, als wollte es sagen: „Komm doch du zu mir herein, hier ist es schöner!“ Bis zu den Knien watete Perle dann hinein und sah ihre eigenen weißen Füße am Grunde schimmern. Aus der Tiefe aber lächelte ihr immer noch das lockige Gesichtchen entgegen, das bald hier, bald dort in dem bewegten Wasser auftauchte.

Indessen hatte sich die Mutter dem Arzt genähert. „Ich möchte ein paar Worte mit Euch sprechen“, sagte sie, „die für uns beide von Wichtigkeit sind.“

Roger Chillingworth richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf. „Oh – Ihr seid es, Frau Hester, die ein Wort für mich übrig hat? Siehe da! Doch wahrhaftig, man hört viel Gutes über Euch von allen Seiten. Erst gestern äußerte sich ein weiser und würdiger Mann, daß man im Rate ernstlich die Frage erwäge, ob man nicht ohne Schaden für das allgemeine Wohl jenen Buchstaben von Eurer Brust wieder entfernen könne. Ich habe ihn gebeten, man möge es doch sogleich tun!“

„Es liegt nicht im Belieben der Obrigkeit, dieses Zeichen wieder von mir zu nehmen“, antwortete Hester ruhig. „Wäre ich dessen würdig, so würde es wohl von selbst abfallen oder in ein anderes Sinnbild verwandelt werden.“

„Nun – – dann nicht. Tragt es, wenn es Euch so besser gefällt!“ erwiderte er. „Ein Frauenzimmer muß ihrem eigenen Geschmack folgen, was den Putz ihrer Person betrifft. Der Buchstabe ist reich gestickt und steht Euch prächtig, das muß man sagen!“

Während er sprach, hatte Hester keinen Blick von ihm gewandt. Sie war erstaunt und entsetzt zugleich, welch tiefe Veränderung während der letzten sieben Jahre mit dem

Manne vorgegangen war. Es war dabei nicht so sehr das fortgeschrittene Alter, welches seine Züge prägte, denn obwohl dessen Spuren nicht zu übersehen waren, schien er doch noch recht kräftig und beweglich. Doch der frühere Ausdruck des ruhigen, in sich versunkenen Gelehrten, den sie als beste Erinnerung an ihn bewahrt hatte, war vollkommen verschwunden und hatte einem gierig suchenden, unstillen Blicke Platz gemacht, den er vergebens hinter einem Lächeln zu verbergen suchte. Aus seinen Augen leuchtete dann und wann eine solche Glut des Hasses, als brenne unter der Asche seiner Brust ein Feuer, das von der Leidenschaft gleich einem Windstoß immer wieder zu hellen Flammen entfacht würde. Doch bezwang er sich nach jedem Aufflackern wieder so schnell wie möglich und nahm eine gleichgültig-gelassene Miene an, als ob nichts in der Welt ihn bewegte.

Roger Chillingworth war mit einem Worte ein treffendes Beispiel für die Fähigkeit der Verwandlung eines Menschen in einen Teufel, wenn er sich nur einige Zeit einem teuflischen Zwecke verschreibt. Das unaufhörliche Wühlen in der Seele des anderen, das Vergnügen, womit er dessen brennende Qualen beobachtet und immer wieder geschürt hatte, fiel so mitten im Triumph seiner Rache schließlich auf ihn selbst zurück.

Glühend heiß brannte der Buchstabe an Hesters Brust – auch an diesem Schicksal, diesem furchtbaren Verfall, trug *sie* zum großen Teile die Schuld!

„Was seht Ihr in meinem Gesicht“, fragte der Arzt, „daß Ihr es so prüfend betrachtet?“

„Etwas, worüber ich weinen möchte, wenn Tränen bitter genug dafür wären!“ antwortete sie leise. „Doch lassen wir es sein! Ich möchte über jenen unglücklichen Menschen mit Euch sprechen.“

„Über ihn?“ rief Roger Chillingworth eifrig, als freue er sich über die Gelegenheit, dieses Thema mit jener Frau zu besprechen, die er allein von allen Menschen zu seiner Vertrauten machen konnte. „Ich will Euch die Wahrheit sagen, ich beschäftige mich in Gedanken eben sehr viel mit ihm. Also sprecht nur frei heraus, ich will Euch gerne Antwort geben.“

„Als wir vor sieben Jahren zum letzten Male miteinander sprachen“, begann Hester, „nahmt Ihr mir das Versprechen ab, über die früheren Beziehungen zwischen Euch und mir zu schweigen. Da das Leben und der gute Ruf jenes Mannes in Eurer Hand waren, sah ich keine andere Wahl, als Eurer Forderung zu entsprechen. Doch es geschah mit schweren Zweifeln und Selbstvorwürfen – hatte ich auch alle anderen Pflichten den Menschen gegenüber von mir geworfen, so blieb doch meine

Verpflichtung *ihm* gegenüber und ihm war ich untreu, wenn ich Euch folgte! Seit jenem Tage ist ihm kein Mensch so nahe wie Ihr. Ihr folgt seinen Fußstapfen und seid um ihn bei Tag und Nacht. Ihr durchforscht seine Gedanken, wühlt erbarmungslos in seinem Herzen, in Eure Hand ist sein Leben gegeben und Ihr bereitet ihm täglich die Qualen des Todes – er aber kennt Euch nicht! Daß ich dies durch mein Schweigen geschehen ließ, war die größte Treulosigkeit dem einzigen Menschen gegenüber, dem ich noch treu zu sein vermocht hätte.“

„Welche Wahl wäre dir sonst geblieben?“ fragte Roger Chillingworth erregt. „Ich brauchte nur mit dem Finger auf jenen Mann zu zeigen, um ihn von seiner Kanzel in den Kerker hinabzustoßen – ihn vielleicht an den Galgen zu bringen!“

„Vielleicht wäre es besser gewesen!“ sagte Hester Prynne.

„Was habe ich ihm denn Übles zugefügt?“ fragte Roger Chillingworth weiter. „Ich kann dir sagen, Hester Prynne, kein Fürst der Welt hätte einen Arzt zahlen können, der ihm größere Sorgfalt gewidmet hätte, als ich an diesen Pfaffen verschwendet habe! Ohne meine Hilfe hätten ihn die Gewissensqualen über eure gemeinsame Schuld längst hinweggefegt, denn er besitzt nicht die Kraft, die dich befähigte, das Leben in solcher Schmach zu ertragen. Oh, ich könnte ein köstliches Geheimnis offenbaren! Doch genug davon – was ärztliche Kunst vermochte, habe ich an ihm getan. Daß er noch atmet und sein jämmerliches Dasein fortfristet, verdankt er mir – mir allein!“

„Es wäre besser gewesen, er hätte einen schnellen Tod erlitten!“ sagte Hester Prynne.

„Ja, Weib, da sprichst du wahr!“ rief Chillingworth aus und aus seinen Augen glühte das Feuer, das in seinem Herzen lohte. „Besser wäre ihm gewesen, er wäre sofort gestorben! Kein Mensch hat je so gelitten wie er – und alles vor den Augen seines schlimmsten Feindes! Denn er war sich dessen bewußt, er fühlte den immerwährenden Einfluß, der wie ein Schatten, wie ein Fluch auf ihm lag. Sein inneres Ahnungsvermögen sagte ihm deutlich genug, daß es keines Freundes Hand war, die an den Fasern seines Herzens riß, keines Freundes Auge, das sein Innerstes durchforschte – doch daß es *meine* Hand, *mein* Auge war, wußte er nicht! In der unter seinesgleichen üblichen abergläubischen Vorstellung glaubte er sich einem Dämon ausgeliefert, der ihn mit furchtbaren Träumen und verzweifelten Gedanken quälte, ein Vorgeschmack dessen, was ihn jenseits des Grabes erwartete. Und doch war es nichts anderes als der beständige Schatten meiner Gegenwart, die unmittelbare Nähe des Mannes, dem er das schmachlichste Unrecht zugefügt hat und der nun nur noch seiner Rache lebt! Ja, fürwahr – er irrte nicht! – er war von einem Teufel besessen! Einem

Mann mit einem einst menschlichen Herzen, der durch ihn und um der Rache willen zum Teufel geworden war!“

Während der Arzt diese Worte sprach, hob er seine Hand wie in schauerndem Schrecken empor, als habe er plötzlich in einem Spiegel an Stelle seines eigenen Ebenbildes eine furchtbare Gestalt erblickt. Es war einer jener Augenblicke – mögen sie im Leben auch selten sein – wo dem Menschen sein wahres Wesen klar vor seinem inneren Auge erscheint. Mag sein, daß der alte Mann noch nie zuvor sich selbst in so furchtbarer Deutlichkeit erkannt hatte.

„Habt Ihr ihn denn noch nicht genug gequält? Hat er Euch seine Schuld nicht längst bezahlt?“ fragte Hester, welche den seltsamen Ausdruck in Chillingworths Blick wohl bemerkt hatte.

„Nein! – Nein! Nur größer geworden ist seine Schuld!“ antwortete der Arzt. Und während er fortfuhr, verloren seine Züge den leidenschaftlichen Ausdruck und eine immer tiefere Düsterteit sank über ihn. „Erinnerst du dich meiner noch, Hester, wie ich vor neun Jahren war? Auch damals stand ich schon im Herbst meines Lebens und es war keineswegs erst der Beginn dieses Herbstes, aber meine Jahre waren voll ernster, wissenschaftlicher Arbeit still und ruhig dahingeflossen. Die Erweiterung meines Wissens und meiner Kenntnisse war mein Ziel und daneben die Fürsorge für das Wohl meiner Mitmenschen. Kein Leben war friedlicher und unschuldiger als meines und gereichte so vielen Menschen zum Segen. Erinnerst du dich an all dies, Hester? War ich nicht, obgleich du mich vielleicht für kalt hieltest, eifrig besorgt um das Wohl vieler, war ich nicht freundlich, gütig und gerecht und treu in meiner Zuneigung zu dir? War ich dies, Hester?“

„Du warst es – und noch mehr“, kam es leise von ihren Lippen.

„Und was bin ich nun?“ fragte er, und in seinen Zügen stand die ganze Hölle seines Innern zu lesen. „Ich habe es dir bereits gesagt – ein Dämon, ein Teufel! Wer aber brachte mich so weit?“

„*Ich* habe es getan – ich selbst!“ rief Hester bebend aus. „Ich war es nicht weniger als er. Warum nahmst du keine Rache an mir?“

„Dich überließ ich diesem Zeichen“, gab er zurück. „Wenn dies mich nicht rächen konnte, blieb mir nichts zu tun übrig!“ Ein grimmiges Lächeln huschte dabei über Roger Chillingworths Züge und er legte einen Augenblick lang seine Hand auf das scharlachrote A.

„Es hat dich gerächt!“ sprach Hester Prynne.

„Ich wußte es! Doch nun – was willst du von mir wegen jenes Menschen?“

„Ich muß das Geheimnis enthüllen“, antwortete Hester entschlossen, „er muß deinen wahren Charakter kennenlernen! Was darauf folgen wird, weiß ich nicht, doch diese alte Schuld an Vertrauen und Wahrhaftigkeit soll endlich bezahlt werden. Die Vernichtung oder Bewahrung seines Rufes, seiner Stellung, vielleicht seines Lebens – sie sind in deiner Hand, doch kann ich für ihn keine Vorteile darin erblicken, wenn er sein gegenwärtiges jammervolles Dasein noch weiter fortfristet. Tue mit ihm, was du willst, ich flehe dich nicht um Erbarmen für ihn an! Das Leben hat keinem von uns mehr einen Trost zu bieten – weder ihm – noch mir – oder dir! Selbst mein Kind, es hat nichts als Jammer zu erwarten. Ich sehe keinen Weg mehr, der aus dem Unheil führt!“

„Wahrlich, Weib, fast könnte ich dich bemitleiden!“ sagte Roger Chillingworth, von plötzlicher Bewunderung für diese Frau überwältigt, die in ihrer grenzenlosen Verzweiflung eine Majestät des Schmerzes ausstrahlte, die ihm ans Herz griff. „Du hattest ein edles Wesen. Wäre dir früher eine bessere Liebe zuteil geworden als die, welche ich dir entgegenbringen konnte, dann wäre diese Schuld wohl nie über dich gekommen. Um des Guten willen, das in deiner Natur vergeudet wurde, beklage ich dich!“

„Und ich beklage dich“, antwortete Hester, „denn der Haß hat dich aus einem weisen und gerechten Menschen in einen Dämon der Rache verwandelt. Willst du ihn nicht aus deinem Herzen reißen und wieder menschlich werden? Wenn schon nicht um seinetwillen, dann doch um deiner selbst willen! Vergib ihm und überlasse die weitere Vergeltung jener Macht, der sie allein gehört! Ich sagte eben, daß es für keinen von uns, die wir hier inmitten dieses Elends einherwandern und bei jedem Schritt über die Schuld stolpern, die auf unserem Wege liegt, mehr einen Ausweg zum Guten gäbe. Doch nein, noch gibt es einen solchen Weg für dich allein. Denn dir wurde das Unrecht zugefügt und damit auch die Macht gegeben zu verzeihen. Willst du diese Gewalt nicht nützen, diese unschätzbare Wohltat von dir weisen?“

„Schweig, Hester, schweig still!“ antwortete der alte Mann voll düsterem Ernst. „Ich habe keine solche Gewalt, von der du sprichst, ich *kann* nicht verzeihen! Doch mein alter, längst vergessener Glaube kehrt wieder in mich ein und erklärt mir alles, was wir tun und was wir leiden: *Du* hast mit dem ersten Schritt vom Wege den Keim des Übels gepflanzt, doch seit jenem Augenblick war alles andere nichts als dunkle Notwendigkeit. Eure Schuld, durch die ihr mir Unrecht zugefügtet, und die Rache, der

ich mein Leben weihte – sie sind unser Schicksal, dem wir unentrinnbar verfallen sind. Nun laß es weitergehen, wie es mag, wir sind zu klein, ihm zu begegnen! – Geh deiner Wege, Hester, und tue mit diesem Manne, was du tun mußt, so wie ich meinen Weg zu gehen habe, den ich einmal betrat!“

Hierauf winkte er zum Abschied mit der Hand und wandte sich langsam ab, um mit dem Kräutersammeln fortzufahren.

15. HESTER UND PERLE

Hester Prynne stand noch eine Weile still und blickte dem alten Manne nach, der nun wieder gebückt weilerschritt und sich hier und dort nach einer Wurzel, einer Pflanze bückte, sie aufnahm und in seinen Korb legte. Sein grauer Bart berührte dabei fast den Boden. Welkte denn nicht das junge Gras unter seinen Füßen, blieb nicht die Spur seiner Tritte als dürrer, toter Pfad inmitten des frischen Grüns zurück? Hester wunderte sich, welche Arten von Pflanzen er wohl so eifrig sammeln mochte. Mußten unter seinem Blicke nicht giftige Gewächse von bisher unbekannter Art aus der Erde emporschießen, mußte sich unter seiner Berührung nicht jede heilende Pflanze in ein schädliches, bösertiges Kraut verwandeln? Schien denn die Sonne, die alles so freundlich belächelte, auch auf ihn? War nicht vielmehr dauernd ein rätselhafter Schatten um seine mißgeformte Gestalt, welchen Weg er auch immer ging?

Lange blickte ihm Hester Prynne noch nach. „Mag es Sünde sein oder nicht“, sprach sie dann voll Bitterkeit, „ich kann nicht anders – ich hasse diesen Mann!“

Sie machte sich Vorwürfe wegen dieses Gefühles, doch konnte sie es weder überwinden noch vermindern. Unwillkürlich stiegen in ihr Erinnerungen an jene längst vergangenen Zeiten in einem fernen Lande auf, als dieser Mann, ihr Gemahl, zum Feierabend aus der Stille seines Studierzimmers herauszutreten pflegte, um sich am Feuer des häuslichen Herdes und am Glanze ihres freundlichen Lächelns zu erfreuen. Er brauchte dieses Lächeln, sagte er, um sich nach der Kälte so vieler einsamer Stunden daran zu erwärmen. Damals hatte sie sich in solchen Stunden nicht anders als glücklich gefühlt, nun aber, geläutert durch die Erfahrungen eines schmerzenreichen Lebens, gehörten sie zu ihren häßlichsten Erinnerungen. Sie wunderte sich, wie solche Szenen überhaupt möglich gewesen waren, sie begriff nicht, wie sie sich je hatte überreden lassen können, diesen Menschen zu heiraten. Daß sie die Zärtlichkeiten dieses Mannes je ertragen, das Lächeln seiner Lippen und Augen erwidert hatte,

schien ihr eine Schuld, die zu bereuen sie nicht müde wurde. Sein Versuch jedoch, ihrem unwissenden Herzen einzureden, daß es an seiner Seite glücklich wäre, war in Hesters Augen eine größere Schuld, als sie je an ihm begangen hatte.

„Ja, ich hasse ihn!“ wiederholte sie mit größerer Bitterkeit als zuvor. „Er hat mich betrogen und mir ein größeres Unrecht zugefügt als ich ihm!“

In der Tat begeht der Mann, der mit der Hand seines Weibes nicht zugleich auch die ganze Leidenschaft ihres Herzens gewinnt, ein Unrecht, das ihn zittern lassen sollte von der ersten Stunde seines Glückes an! Denn wenn diese Leidenschaftlichkeit dann durch einen mächtigen Impuls geweckt wird, wenn der ganze Reichtum des weiblichen Gefühles sich einem anderen Menschen erschließt, dann wird selbst die Genügsamkeit eines stillen, bescheidenen Glückes, der Versuch, mit wenigem zufrieden zu sein, zum Verbrechen!

Doch sollte Hester nicht längst mit solchen Gedanken gebrochen haben? Hatten ihr die sieben langen Jahre, die sie unter dem scharlachroten Zeichen verlebt hatte, keine tiefere Erkenntnis, keine Reue gebracht? Die Empfindungen jener paar Augenblicke, während der sie der gebeugten Gestalt Roger Chillingworths nachblickte, warfen ein düsteres Licht auf ihre Seele. Und sie rührten an viele Dinge, die sie sich sonst selbst kaum einzugestehen wagte.

Als der Arzt endlich verschwunden war, rief sie ihr Kind zurück: „Perle! Kleine Perle! Wo steckst du denn?“

Der kleinen Perle hatte es indessen nicht an Unterhaltung gefehlt, während die Mutter mit dem alten Manne sprach. Nachdem sie zuerst – wie schon erwähnt – mit ihrem eigenen Spiegelbilde im Wassertümpel gespielt, doch bald bemerkt hatte, daß entweder dieses oder sie selbst ein Trugbild sein müsse, suchte sie sich einen besseren Zeitvertreib. Sie machte kleine Schiffe aus Birkenrinde, belud sie mit Schneckenhäuschen und sandte sie auf abenteuerliche Fahrt ins Meer hinaus wie die Kaufleute Neuenglands ihre Handelsschiffe. Freilich strandete der größere Teil von ihnen bereits nahe der Küste. Sie fing eine Krabbe am Schwanz, erhaschte ein paar Seesterne und legte eine durchsichtige Qualle in die pralle Sonne, damit sie schmelzen solle. Dann faßte sie eine Handvoll von dem weißen Schaum, der die hereinströmende Flut krönte, warf ihn hoch in die Luft und versuchte, die großen Flocken aufzufangen, ehe sie wieder zu Boden fielen. Schließlich bemerkte sie eine Schar kleiner Wasservögel, die sich am Strande herumtummelte und Nahrung suchte. Schnell sammelte sie in ihrem Schürzchen blanke Kieselsteine, schlich sich behende heran und jagte mit geschickten Würfeln die Vögel vor sich her, bis sie ganz zerstreut waren.

Einen kleinen, grauen Vogel glaubte sie aber dabei getroffen zu haben, denn er flatterte schreiend und wie mit gebrochenem Flügel zur Seite. Da seufzte sie auf und ließ das Spiel sein. Es tat ihr leid, dem lebhaften, scheuen Vogel weh getan zu haben, der so frei und wild war wie das Meer – oder wie sie selbst.

Zuletzt sammelte sie allerlei Tang und Seegras und flocht sich daraus verschiedene Bänder und Gürtel in das Haar und um den Körper, so daß sie aussah wie eine kleine Seejungfer. Sie hatte die Kunstfertigkeit und den Geschmack ihrer Mutter geerbt und verfertigte sich auf solche Weise ein phantastisches Kleidchen, das sie zuletzt auch noch mit jenem Zeichen schmückte, welches sie selbst an der Mutter Brust sah. Aus Grashalmen flocht sie geschickt eine Nachahmung des scharlachroten Buchstabens und heftete ihn an ihre Brust. Mit seltsamem Ernst bog sie dabei das Köpfchen herunter, um sich selbst zu betrachten, und ihr Interesse blieb an dem Buchstaben haften, als müsse sie dessen verborgene Bedeutung ergründen.

In diesem Augenblick vernahm sie den Ruf der Mutter, und rasch wie einer der wilden Vögel kam sie dahergelaufen. Sie tanzte vor Hester lachend auf und ab und zeigte mit ihrem Finger stolz auf das Zeichen an ihrer Brust.

„Aber Perle“, sagte Hester nach kurzem Schweigen, „der grüne Buchstabe an deiner Brust hat wahrlich keinen Sinn. Weißt du denn überhaupt, was dieses Zeichen bedeutet?“

„Freilich, Mutter“, sagte das Kind, „es ist das große A. Du hast es mir ja selbst im Lesebuch gezeigt.“

Hester blickte ihr forschend ins Gesicht, doch obwohl die dunklen Augen des Kindes jenen seltsamen Ausdruck trugen, den sie schon so oft darin bemerkt hatte, konnte sie sich nicht darüber klar werden, ob Perle mit dem Zeichen einen besonderen Sinn verband oder nicht. Von einem krankhaften Verlangen getrieben, suchte sie sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

„Weißt du denn, Kind, weshalb deine Mutter diesen Buchstaben trägt?“ fragte sie.

„O ja, das weiß ich!“ antwortete Perle und blickte der Mutter voll ins Gesicht. „Aus demselben Grunde hält ja auch der Prediger immer seine Hand auf das Herz.“

„Und welches ist dieser Grund?“ fragte die Mutter weiter. Sie versuchte, über diese offensichtliche Ungereimtheit der kindlichen Beobachtungen zu lächeln, doch erbleichte sie unwillkürlich. „Was hat denn der Buchstabe mit einem anderen Herzen zu schaffen außer meinem eigenen?“

„Das kann ich dir nicht sagen, Mutter, ich habe dir alles erzählt, was ich weiß“, sagte Perle nun mit einem ganz ungewöhnlichen Ernst in der Stimme. „Frag' doch jenen alten Mann, mit dem du eben gesprochen hast, vielleicht weiß er es. Aber wirklich, Mutter, sag es mir doch: was bedeutet eigentlich dieser rote Buchstabe und warum muß du ihn immer tragen? – Und warum preßt der Pastor immer die Hand so fest auf sein Herz?“

Sie umfaßte dabei die Hand der Mutter mit ihren beiden Händchen und blickte Hester mit einem so tiefen Ernst in die Augen, daß sich diese davon ganz seltsam berührt fühlte. Wollte Perle sich wirklich mit kindlichem Vertrauen ihr nähern, war es ein Versuch, aus kindlich reiner Zuneigung heraus ein Band der Zusammengehörigkeit zu knüpfen? Der Ausdruck des Kindes und sein ganzes aufgeschlossenes Wesen versetzten Hester in Erschütterung und Erstaunen. Bisher hatte sie, die dem Kinde die ganze Zärtlichkeit einer Mutter entgegenbrachte, wenig Erwidern dieser Liebe gefunden. Perle war wetterwendisch gewesen wie ein Apriltag, bald sanft und lind, bald aber auch wieder voll wilder Leidenschaftlichkeit und Ausgelassenheit, voll Trotz und Mutwillen selbst in ihren besten Augenblicken. Häufiger abstoßend als zärtlich bei den Liebkosungen der Mutter, versuchte sie dann doch manches Mal wieder, ihre Unart gut zu machen, küßte Hester die Wange oder streichelte sanft ihr Haar, bis eine andere Laune sie wieder wegriß, während ein leises, träumendes Glücksgefühl im Herzen der Mutter zurückblieb. So war Perle bisher der Mutter erschienen – ein Fernerstehender hätte wohl noch viel weniger liebenswerte Züge in dem Kinde gefunden.

Bei Perles plötzlicher und ungewohnter Annäherung kam Hester nun aber der Gedanke, ob das Kind mit seinem frühreifen und scharfen Verstande nicht bereits alt genug wäre, um als Freundin und kleine Vertraute ihren Kummer teilen zu können, soweit dies ohne Schaden für sie und das Kind möglich wäre. Schon ließen sich aus der Buntheit von Perles Charakter deutlich einige Grundzüge unterscheiden, die wohl vom Anfang an in ihr geschlummert hatten: ein bemerkenswerter Mut, ein unberechenbarer, doch fester Wille, ein Stolz, der sich zur Grundlage einer gesunden Selbstachtung entwickeln konnte, und eine bittere Verachtung für alles, was sich als falsch und trügerisch erwies. Sie besaß auch eine tiefe Empfindungsfähigkeit des Herzens, wenngleich sich diese bisher meist von der scharfen und herben Seite her geoffenbart hatte, wie die unreifen Früchte eines köstlichen Baumes. Sollte aber bei all diesen Anlagen das Kind nicht doch noch zu einem trefflichen Weibe heranwachsen können – trotz des Schattens, den es von seiner Mutter geerbt hatte und der wie ein Schicksal über seinem Leben hing?

Die beharrlichen, kindlichen Versuche, das Rätsel des scharlachroten Buchstabens zu lösen, schienen von frühester Zeit an einen eigentümlichen Zug von Perles Wesen zu bilden. Oft war es Hester schon erschienen, als offenbare sich darin eine besondere, von der ewigen Vergeltung über sie verhängte Strafe. Nun aber, unter dem Zauber dieses Augenblicks, kam ihr mit einem Male der Gedanke, daß das Geheimnis dieses Zeichens dereinst zum innigsten Bindeglied zwischen ihr und dem Kinde werden und somit nicht Strafe, sondern Gnade und Vergebung bedeuten könne!

Indessen hielt Perle noch immer die Hand der Mutter umfaßt, ihre Augen suchten deren Blick und zum zweiten und dritten Male wiederholte sie mit leiser Stimme ihre Frage:

„Mutter, was bedeutet denn dieser Buchstabe – und warum mußt du ihn tragen? Und warum, sag mir's, hält der Pastor stets die Hand auf sein Herz?“

„Was soll ich nur zur Antwort geben?“ fragte sich Hester wieder und wieder. „Nein! – Um diesen Preis des Kindes Vertrauen zu erwerben – ich kann es nicht!“

Laut sagte sie dann:

„Sei doch vernünftig, Perle! – Was sollen diese Fragen? Es gibt manche Dinge in der Welt, die ein Kind noch nicht verstehen kann. Vom Herzen des Pastors kann ich dir nichts sagen – und ich trage den Buchstaben wegen seiner goldenen Stickerei.“

In all den sieben vergangenen Jahren hatte Hester das Zeichen an ihrer Brust nicht verleugnet, mit einem seltsamen Stolze der Wahrheit war sie stets zu ihrer Schuld gestanden. Nun aber kroch ein übles Gefühl von Lüge in ihr Herz und erfüllte sie mit müder Trostlosigkeit, während sie gleichzeitig beschämend fühlte, daß das Kind ihre Erklärung keineswegs für wahr nahm.

Zwar verschwand nun der Ernst aus den Augen des Kindes, doch ließ es die Frage noch immer nicht ruhen.

Immer wieder, auf dem Heimweg und beim Abendessen, ja selbst noch vor dem Einschlafen schlug sie die dunklen Augen zur Mutter auf und fragte, jetzt in einem schalkhaft drängenden Tone:

„Mutter, was bedeutet der rote Buchstabe?“

Und als sie am nächsten Morgen erwachte, hob sie auch schon ihr Köpfchen vom Kissen und stellte die andere Frage, die sich ihr so seltsam mit jener ersten verband:

„Mutter, sag mir's doch, warum drückt der Pastor immer so die Hand auf sein Herz?“

„Nun schweig aber still, du böses Kind!“ rief Hester erzürnt aus, ohne ihrer inneren Verlegenheit Herr zu werden. „Wenn du mich noch einmal plagst mit diesen Fragen, werde ich ernstlich böse sein!“

16. GANG DURCH DEN WALD

Hester Prynne blieb ihrem Entschlusse treu, Pastor Dimmesdale über den wahren Charakter des Mannes aufzuklären, der sich unter der Maske des Freundes sein Vertrauen erschlichen hatte. Es war ein hartes Gebot, dem sie dabei folgte, doch war es unerlässlich, mochte daraus werden, was da wolle. Einige Tage lang suchte sie jedoch vergebens eine Gelegenheit, ihm auf einem seiner einsamen Spaziergänge zu begegnen, die er, wie sie wußte, entlang der Küste oder auf den waldigen Hügeln der Umgebung häufig unternahm. Zwar hätte sie ihn ebenso gut auch in seinem Studierzimmer aufsuchen können, ohne Gefahr zu laufen, seinem Rufe zu schaden, waren doch schon gar viele Schuldbeladene zu ihm gekommen, um sich Trost und Zuspruch zu holen oder ihre Sünden zu bekennen, die keineswegs geringer waren als diejenige, wofür Hester den scharlachroten Buchstaben tragen mußte. Doch sei es, daß sie ein Dazwischentreten Roger Chillingworths befürchtete, sei es auch, weil sie deutlich fühlte, daß sowohl sie als auch der Priester bei ihrer Unterredung die Weite des offenen Himmels um sich brauchen würden – sie dachte gar nicht daran, ihn irgendwo anders zu sprechen als im Schutze der freien Natur.

Endlich erfuhr sie anlässlich eines Krankenbesuches, daß Pastor Dimmesdale dem Indianerapostel Eliot einen Besuch gemacht habe, der in der Nähe der Stadt in den Wäldern lebte, und vermutlich am Nachmittag des nächsten Tages zurückkehren werde. Frühzeitig brach sie daher am anderen Tage auf, nahm die kleine Perle an der Hand – die unvermeidliche Begleiterin auf all ihren Wegen, mochte es auch manches Mal noch so unbequem sein – und ging die Straße von der Halbinsel auf das Festland hinüber, um dann den schmalen Weg durch den Urwald einzuschlagen, den der Pastor auf seinem Rückwege nehmen mußte.

In engen Windungen schlängelte sich der Pfad durch die Geheimnisse des unberührten Waldes. Hochauf ragten zu beiden Seiten die dunklen Wipfel der Bäume und ließen kaum ein Stück des Himmels frei. Der Tag war kalt und trübe. Ein leichter Wind trieb graue Wolken vor sich her, so daß nur von Zeit zu Zeit ein flüchtiger Sonnenstrahl den

schmalen Pfad entlang huschte. Immer aber lief das freundliche Licht weit vor ihnen her. Sobald sie sich näherten, war es mit einem Male wieder verschwunden und ließ den Platz um so düsterer zurück.

„Mutter, sieh doch“, sagte Perle, „der Sonnenschein kann dich nicht leiden. Immer flieht er vor dir und versteckt sich, weil du dies Zeichen an deiner Brust trägst. Bleib doch hier einmal stehen und laß mich allein vorauslaufen. Ich bin nur ein Kind, vor mir wird er sich nicht fürchten, denn ich trage nichts an meiner Brust!“

„Und wirst es auch hoffentlich nie tragen!“ gab die Mutter ernst zurück.

„Warum denn nicht, Mutter?“ fragte das Kind erstaunt und hielt in seinem eben begonnenen Lauf inne. „Kommt das nicht von selbst, wenn ich erwachsen bin?“

„Laufe nur schnell, Kind, und sieh zu, daß du den Sonnenschein fangen kannst, bald wird er wieder entwischen!“ antwortete darauf die Mutter.

In munteren Sprüngen lief Perle davon und wirklich konnte sie den Sonnenschein fangen. Lachend stand sie mitten drinnen, von seinem Glänze umflossen, und glühte nach der schnellen Bewegung sichtlich vor Lebendigkeit, und der Sonnenschein umspielte sie, als freue er sich über solch eine Gefährtin, bis auch die Mutter nahe heran war, um den Zauberkreis zu betreten.

„Nun wird das Licht wieder fortgehen“, meinte Perle mit leisem Bedauern.

„O nein“, antwortete die Mutter lächelnd, „ich will vorsichtig meine Hand ausstrecken, um es zu fangen.“

Doch sobald sie es versuchte, war der Sonnenschein tatsächlich verschwunden. Der leuchtende Ausdruck in Perles Antlitz aber ließ in der Mutter den Gedanken aufsteigen, das Kind habe den ganzen Sonnenschein in sich aufgenommen und würde ihn im düsteren Dunkel des Waldes später wieder ausstrahlen. Die sprühende Lebendigkeit seines Geistes verlieh dem Kinde in der Tat einen Ausdruck wunderbarer Kraft und Heiterkeit. Nie trübte ein Schatten von Traurigsein sein Gemüt, vielleicht war diese Lebenskraft doch auch ein Erbteil, eine Folge jener verzweifelten Energie, mit der Hester vor des Kindes Geburt all ihre Sorgen und Nöte niederkämpft hatte. Nur eines fehlte dem Kinde noch, nämlich jenes tiefe Erlebnis, das manche Menschen ihr Leben lang nicht kennenlernen und welches als aufwühlender Schmerz die Seele von Grund auf wandelt und erst fähig macht für wirkliches Mitgefühl. Noch strahlte aller Lebensübermut auf das Kind selbst zurück – doch das Leben hatte noch Zeit, viel Zeit!

„Komm, Kind!“ sagte Hester und blickte dabei um sich, „wir wollen uns nun abseits vom Wege ein wenig niedersetzen und ausruhen.“

„Ich bin aber nicht müde, Mutter“, antwortete das Mädchen. „Doch du kannst dich schon hinsetzen, wenn du mir dabei eine Geschichte erzählst, ja?“

„Welche Geschichte willst du denn hören?“

„Vom schwarzen Mann!“ antwortete das Kind und blickte dabei halb ernsthaft, halb lächelnd der Mutter ins Gesicht. „Weißt du, wie der schwarze Mann mit seinem dicken, schweren Buch durch den Wald streift und wie jeder, der ihm begegnet, sich mit seinem eigenen Blute in das Buch eintragen muß. Dann heftet ihm der schwarze Mann sein Zeichen an die Brust und eilt weiter, immer weiter, bis er wieder einen anderen Menschen trifft. Bist du jemals dem schwarzen Mann begegnet, Mutter?“

„Wer hat dir denn diese Geschichte erzählt, Perle?“ fragte die Mutter, die darin eine kindertümliche Auslegung eines allgemein verbreiteten Aberglaubens erkannte.

„Die alte Frau in der Kaminecke, als du letzte Nacht bei dem Kranken wachtest“, sagte das Kind. „Aber ich stellte mich schlafend, während sie sprach. Tausende und Tausende von Menschen, sagte sie, hätten den schwarzen Mann hier schon getroffen und ihren Namen in sein Buch eingetragen, jene böse, alte Frau, Madame Hibbins, war eine davon. Und sie erzählte auch, Mutter, daß der scharlachrote Buchstabe das Zeichen des schwarzen Mannes sei, welches er dir aufgedrückt habe, und daß es leuchte wie rote Glut, wenn du um Mitternacht im Walde mit ihm zusammenkommst. Ist das wahr, Mutter? Gehst du hierher, um ihn bei Nacht zu treffen?“

„Bist du jemals nachts wach geworden und hast mich nicht an deiner Seite gefunden?“ fragte Hester.

„Nein, ich kann mich nicht erinnern“, antwortete das Kind. „Aber wenn du dich fürchtest, mich allein daheim zu lassen, dann nimm mich doch mit dir, ich würde gerne mitkommen! Nun erzähle mir aber, bitte, mehr von dem schwarzen Mann. Hast du ihn jemals getroffen?“

„Willst du mich dann in Ruhe lassen, wenn ich es dir einmal erzähle?“ fragte die Mutter.

„Ja – wenn du mir alles sagst!“

„Einmal in meinem Leben traf ich den schwarzen Mann!“ gab ihr darauf Hester zur Antwort. „Und dieser scharlachrote Buchstabe – er ist sein Zeichen!“

Während des Gespräches waren sie so tief in den Wald hineingedrungen, daß sie niemand, der auf dem Fußpfade vorbeikam, mehr bemerken konnte. Ein mit weichem Moose überwachsener Baumstamm, einer jener gefallenen Riesen einer vergangenen Epoche, deren Wipfel einst hoch über das dämmerige Dunkel des Waldes hinausgeragt hatten, bot ihnen einen bequemen Ruheplatz. Sie befanden sich in einem kleinen Tale, auf dessen beiden Seiten ein Abhang sanft emporstieg, während in der Mitte ein Bächlein in seinem von welken Blättern fast überdeckten Bette dahinplätscherte. Die Bäume, die sich darüber beugten, hatten von Zeit zu Zeit große Äste in sein schmales Bett geworfen, welche die Strömung aufhielten und kleine Wirbel und Tümpel bildeten. An anderen Stellen wieder lagen Kiesel und brauner Sand am Grunde des klaren Wassers. Eine kurze Strecke in den Wald hinein vermochte das Auge noch dem Laufe des Wassers zu folgen, dann verlor sich dessen Spur in der grünen Wildnis des Unterholzes, der Baumriesen und grauen Felsblöcke, die hier und dort, von Flechten bewachsen, umherlagen. Fast schien es, als wollten all diese Riesen des Urwaldes den kleinen Bach verbergen, damit er in seiner Geschwätzigkeit nicht ihre alten Geheimnisse verraten könne, die sie so sorgsam hüteten. Und in der Tat, das Bächlein plauderte unaufhörlich mit so seltsam ruhiger, freundlicher, doch schwermütiger Stimme, als wäre es ein Kind, das eine düstere Jugend verlebt und inmitten lauter ernster, trauriger Begebenheiten nie das Lachen gelernt hatte.

„O du dummes, langweiliges Bächlein!“ rief Perle aus, nachdem sie eine Weile dem Murmeln des Wassers gelauscht hatte. „Warum bist du so traurig? Kannst du nichts als immerzu seufzen und klagen?“

Perle, die ebenfalls einem dunklen Geheimnisse entsprungen und deren Leben ebenso einsam und von tiefen Schatten verdunkelt war, mochte in diesem Bächlein ein Gleichnis ihres Lebens sehen. Doch ungleich demselben sprang und tanzte sie nun an seinem Ufer umher, daß ihr die Fröhlichkeit dabei aus den Augen blitzte und ihr Lachen sich hell mit dem Rauschen des Waldes mengte.

„Was erzählt denn dieser kleine Bach und warum ist er so traurig, Mutter?“ fragte sie.

„Wenn du eine Sorge in deinem Herzen hättest, würde er dir davon erzählen“, sagte die Mutter, „wie er auch mir von meinen Sorgen erzählt! Doch hörst du, Perle, es kommen Schritte den Weg entlang. Ich muß mit dem, der da kommt, ein wenig sprechen, geh indessen und spiele hier am Bache!“

„Ist es der schwarze Mann?“ wollte Perle wissen.

„Geh nun und laß das Fragen!“ gab die Mutter zurück. „Aber lauf nicht zu weit weg, damit ich dich nachher rufen kann!“

„Ja, Mutter! Aber wenn es der schwarze Mann ist, möchte ich doch noch gerne einen Augenblick bleiben, damit ich ihn sehen kann, ihn und das große Buch unter seinem Arm.“

„Nun aber genug von dem Unsinn!“ zürnte die Mutter, nun wirklich ungeduldig. „Es ist kein schwarzer Mann, sieh doch hin! Es ist Pastor Dimmesdale!“

„Wirklich!“ rief das Kind aus. „Und siehst du, Mutter, wie er die Hand an sein Herz hält? Hat ihm dort der schwarze Mann das Zeichen aufgedrückt, als er seinen Namen in das Buch schrieb? Doch warum trägt er es nicht sichtbar an seiner Brust – so wie du, Mutter?“

„Nun geh, Kind, ein andermal kannst du mich plagen, so viel du willst! Aber lauf nicht zu weit weg, bleib immer da, wo du das Murmeln des Baches noch hören kannst.“

Da sprang das Kind singend davon und folgte dem Laufe des Baches. Doch diesen konnte die heitere Stimme nicht trösten, unverändert erzählte er von den Geheimnissen seiner dunklen Welt weiter, bis Perle an seiner Gesellschaft genug hatte. Blühende Veilchen, Anemonen und Akelei zogen statt dessen ihre Aufmerksamkeit an sich und sie begann, auf dem felsigen Hang herumzuklettern und einen Strauß zu pflücken.

Als das Kind weg war, ging Hester einige Schritte zu dem Wege zurück, doch blieb sie noch immer im Schatten der Bäume. Und sie sah den Prediger müden Schrittes daherkommen, auf einen Stab gestützt, den er sich unterwegs abgeschnitten hatte. Er war so schwach und abgezehrt, seine Züge so verzagt und mutlos, wie sie es noch nie an ihm gesehen hatte, wenn sie ihm in der Stadt begegnet war, wo er sich beobachtet wußte. Hier in der Abgeschlossenheit des Waldes kam sein Verfall erst so recht zum Vorschein. Lustlos schleppte er sich dahin, als habe er weder einen Grund noch das Verlangen, auch nur noch einen Schritt weiter zu gehen. Hinsinken an den Fuß des nächsten Baumes, hinsinken und verharren, nichts hören, nichts denken, nichts fühlen – mochten auch die herabfallenden Blätter ihn bedecken und sich über ihm zum Hügel wölben – es war so gleichgültig, ob er lebte oder nicht! Sterben, ach, er fürchtete es längst nicht mehr, noch wünschte er es – denn in seinem Herzen war auch der letzte Wunsch erstorben.

Hester konnte an dem Herankommenden kein Anzeichen eines tatsächlichen schmerzhaften Leidens erkennen, nur daß er die Hand auf sein Herz preßte. Doch dies hatte die kleine Perle vorhin schon bemerkt.

17. DER PRIESTER UND DIE FRAU

Trotz seines langsamen Schrittes war der Prediger schon fast an Hester Prynne vorbeigegangen, ehe sie ihre Stimme soweit sammeln konnte, um ihn anzusprechen.

„Arthur Dimmesdale!“ brachte sie endlich mit leiser Stimme hervor; dann etwas lauter, doch heiser: „Arthur Dimmesdale!“

„Wer spricht hier?“ antwortete der Geistliche und raffte sich plötzlich auf. Es war, als sei er in einer Stimmung überrascht worden, die er vor Zeugen zu verbergen wünschte. Ängstlich richtete er seinen Blick in die Richtung, woher die Stimme kam, und er sah eine graue Gestalt in dunklen Kleidern, so sehr vom Dämmerlicht des bewölkten Himmels und der dichten Bäume eingehüllt, daß er nicht wußte, ob es ein Weib war oder nur ein Schatten.

Endlich trat er einen Schritt näher und gewahrte den scharlachroten Buchstaben.

„Hester! Hester Prynne!“ rief er aus. „Bist du es wirklich – und lebendig?“

„Ja, ich bin es!“ antwortete sie, „doch die letzten sieben Jahre haben mich wohl verändert! – Und du, Arthur? Bist du denn noch am Leben?“

Es war kein Wunder, daß die beiden im ersten Augenblick die Wirklichkeit dieser Begegnung bezweifelten. So seltsam schien es ihnen, sich hier plötzlich in körperlicher Leibhaftigkeit gegenüberzustehen, daß sie sich wie zwei Geister vorkamen, die, im Leben eng miteinander verbunden, sich jenseits des Grabes nun plötzlich wieder begegnen, von Erstaunen über den ungewohnten Zustand des anderen erfüllt und jeder doch selbst ein Wesen außerhalb von Zeit und Wirklichkeit. Gleichzeitig erfaßte sie ein tiefes menschliches Erschrecken, denn die Gegenwart des anderen führte ihnen die ganze schmerzliche Vergangenheit mit so schonungsloser Klarheit ins Bewußtsein, wie es nur in Augenblicken höchster Spannung geschieht.

Mit Furcht und Beben und wie von einer unentrinnbaren Notwendigkeit getrieben, streckte Dimmesdale endlich langsam seine kalte Hand aus und faßte die eisige Rechte

Hester Prynnes. So kalt und scheu diese Berührung war, nahm sie doch die angstvolle Beklemmung von den beiden und führte sie zurück auf den festen Boden der Erde.

Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, doch in einem tiefen, schweigenden Einverständnis wandten sie sich dann in das Dunkel des Waldes zurück und nahmen auf jener Moosbank Platz, wo Hester mit Perle vorher schon gesessen war. Nur zögernd fanden sie Worte und es schien zuerst, als hätten sie sich nur belanglose Bemerkungen über den düsteren Himmel, den drohenden Sturm oder ihr augenblickliches Befinden zu sagen. Schritt um Schritt jedoch, nicht mit ungestümen Fragen, sondern tastend und vorsichtig näherten sie sich schließlich den Dingen, die ihnen zutiefst am Herzen lagen. Durch das Schicksal und die Umstände so lange einander entfremdet, bedurften sie zuerst eines leichten, belanglosen Gespräches, um die Türen ihrer verschlossenen Seelen zu öffnen und alle Hemmungen aus dem Wege zu räumen, die sich den zueinander drängenden Gedanken in den Weg stellen wollten.

Nach einer Weile blickte der Prediger Hester fest in die Augen:

„Hester“, sagte er, „hast du deinen Frieden gefunden?“

Sie blickte stumm auf ihre Brust herab, ein müdes Lächeln auf den Lippen.

„Und du?“ fragte sie nach einer Weile.

„Nein! – Nichts als Verzweiflung!“ gab er zurück. „Was konnte ich auch anderes erwarten – bei dem Leben, das ich führe? Wäre ich ein Gottloser, ein Mensch ohne Gewissen, ein Ungeheuer mit brutalen Instinkten – ich hätte den Frieden längst wieder gewonnen, ja vielleicht nie verloren! Doch in meinem Zustand sind mir alle meine Eigenschaften, mochte sie mir Gott auch zum Besten verliehen haben, nur zu um so tieferen Quellen geistiger Pein geworden. Hester, ich bin der elendste, der verzweifeltste aller Menschen!“

„Die Leute verehren dich aber“, sagte Hester, „und du wirkst so viel Gutes in deinem Berufe. Gewährt dir denn das alles keinen Trost?“

„Nein, nur Beschämung und um so tieferes Elend!“ antwortete der Geistliche mit bitterem Lächeln. „Ich selbst habe kein Vertrauen in das Gute, das ich zu tun scheine. Muß es nicht notwendigerweise eine Täuschung sein? Was kann eine so qualvoll leidende Seele anderen Gutes erweisen? Wie kann sie, die selbst Schuld und Lüge auf sich gehäuft hat, andere zur Wahrheit führen? Und die Verehrung der Leute? – Ich wollte, sie wandelte sich in Haß und Verachtung! Kannst du dir nicht vorstellen, Hester, wie mir zu Mute ist, wenn ich auf der Kanzel stehe? So viele Augen gläubig

auf mich gerichtet, als strahle ein Licht des Himmels aus mir, so viele Ohren meinen Worten lauschend, als spräche die göttliche Weisheit aus meinem Munde – und dazu die furchtbare Wirklichkeit meines Innern? Ich habe gelacht in Bitterkeit und Qual über den entsetzlichen Gegensatz zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich scheine – ich habe gelacht und kann nicht anders – und der Teufel selbst lacht mit mir!“

„Du tust dir damit Unrecht“, sagte Hester mit sanfter Überredung. „Deine Schuld liegt weit hinter dir, du hast sehr tief und ernsthaft bereut. Warum sollte dein gegenwärtiges Leben nicht so rechtschaffen sein, wie es deiner Gemeinde erscheint? Liegt denn keine Kraft in der Reue, die du durch so viele gute Werke bekundet und besiegelt hast? Und warum sollte dir all dies keinen Frieden bringen?“

„Nein, Hester, nein! Es ist alles umsonst! Buße tat ich genug, doch wahre Reue – ich finde sie nicht! Hätte ich nicht sonst längst diese Kleider einer scheinheiligen Frömmigkeit von mir werfen und mich vor aller Augen so zeigen müssen, wie ich einst vor den ewigen Richter treten werde? Glückliche bist du, Hester, die du den scharlachroten Buchstaben offen an deiner Brust trägst – meiner brennt im Innern! Du ahnst nicht, welche Wohltat es ist, nach der Qual einer siebenjährigen Heuchelei endlich einem Menschen gegenüberzustehen, der mich als das erkennt, was ich bin! Hätte ich nur *einen* Freund – oder wäre es auch mein schlimmster Feind! – zu dem ich täglich in meiner wahren Gestalt als Sünder flüchten könnte, wenn mich beim Lob der anderen der Ekel vor mir selbst verzehrt – vielleicht hielte das meine Seele lebendig. Dies bißchen Wahrheit, es könnte mich retten – doch so ist alles Heuchelei, alles Lüge, alles – alles Tod!“

Einen Augenblick lang blickte ihn Hester zögernd an. Doch die Worte, die er eben gesprochen hatte, dieser so lang verhaltene, ungestüme Ausbruch seines gequälten Herzens gaben ihr Gelegenheit, gerade das zu sagen, weshalb sie gekommen war. So bezwang sie denn ihre Furcht und fuhr fort:

„Solch einen Freund, den du dir eben wünschtest, hast du doch in mir, der Mitschuldigen deines Vergehens. Und einen Feind, der deine Sünde kennt – du hattest längst einen unter deinem eigenen Dache!“

Der Prediger sprang auf und rang nach Atem, er griff nach seinem Herzen, als wolle er es aus seiner Brust reißen.

„Was sagst du?“ rief er mit heiserer Stimme, „ein Feind – unter meinem eigenen Dache? Was willst du damit sagen?“

In diesem Augenblicke fühlte Hester Prynne zutiefst, wie groß ihre Schuld diesem Manne gegenüber war, den sie so lange Jahre der Lüge und der Barmherzigkeit eines Menschen überlassen hatte, der sein grausamster Feind war. Die bloße Nähe dieses Menschen, unter welcher Maske er sich auch immer verbergen mochte, war schon genug, um Arthur Dimmesdales empfindsames Wesen völlig zu zerstören. Es hatte eine Zeit gegeben, wo Hester diese Erkenntnis weniger klar gewesen war, wo sie vielleicht auch, zutiefst in ihren eigenen Jammer verstrickt, den Prediger einem Schicksal überlassen glaubte, das weniger schwer schien als ihr eigenes. Doch seit jenem nächtlichen Zusammentreffen am Pranger, seit sie einen Blick in die tiefe Verzweiflung seiner Seele getan hatte, war ihr Gefühl mit einem Male aufgewühlt und klar zugleich geworden. Und sie zweifelte nicht mehr daran, daß die unausgesetzte Gegenwart Roger Chillingworths, das heimliche Gift seiner Bosheit, die dauernde Beeinflussung des körperlichen und geistigen Zustandes Dimmesdales unter dem Mantel ärztlicher Fürsorge, daß all dies nur dem einzigen Ziele der Rache gedient habe, die den Leidenden unweigerlich in einen Zustand völliger Verwirrung und schließlich zum Wahnsinn treiben mußte. Denn nur Wahnsinn, dieses irdische Sinnbild ewiger Verstoßenheit von allem Guten und Wahren, konnte das letzte Ziel des teuflischen Planes sein, der hier am Werke war.

Und dies Verderben hatte sie über den Mann gebracht, den sie einst – nein, warum sollten wir es nicht sagen – den sie immer noch so leidenschaftlich liebte! Hester fühlte, daß das Opfer des guten Rufes, ja selbst der Tod des Geistlichen eine unvergleichlich bessere Wahl gewesen wäre. Und es war in ihrer Hand gelegen, in ihrer Hand allein! Sie wäre lieber zu seinen Füßen gestorben, als ihm nun von Angesicht zu Angesicht dieses Unrecht eingestehen zu müssen, das sie ihm zugefügt hatte:

„O Arthur, vergib mir!“ rief sie aus. „In allen anderen Dingen habe ich mich bemüht, wahr zu sein! Wahrheit war die einzige Tugend, an der ich festhielt und festhalten konnte durch alle Not hindurch, außer in dem einen Falle, in dem dein Schicksal, dein Ruf, dein Leben auf dem Spiele stand. Damals habe ich in eine Täuschung eingewilligt, doch nie führt eine Lüge zum Guten, mag uns auch der Tod drohen, wenn wir die Wahrheit gestehen. Verstehst du denn nicht, was ich sagen will? Jener alte Mann – der Arzt, den sie hier Roger Chillingworth nennen – er war – mein Gatte!“

Der Geistliche blickte sie einen Augenblick lang mit solcher Leidenschaftlichkeit an, daß Hester noch kein menschliches Auge so voll düsterer Glut auf sich gerichtet gesehen hatte. Es war in der Tat eine dämonische Verwandlung, doch zugleich von solchem Schmerze erfüllt, daß ihre Kraft nach wenigen Augenblicken erlosch. Wie

von einem furchtbaren Schläge getroffen, sank Arthur Dimmesdale zu Boden und begrub sein Gesicht in den Händen.

„Ich hätte es wissen können“, stöhnte er, „ja – ich wußte es! Sagte es mir nicht die natürliche Abneigung, die ich vom ersten Augenblicke an so deutlich fühlte? Warum habe ich sie nicht verstanden! O Hester, du ahnst nur wenig, welches Entsetzen, welche Schande, welche Scheußlichkeit es bedeutet, ein krankes, schuldiges Herz gerade vor dem Menschen so zu entblößen, der sich mit Wollust daran ergötzt! O Weib – Weib, daß du mir das antun konntest! Ich kann es dir nicht vergeben!“

„Du mußt es tun, du mußt! –“ rief sie und warf sich neben ihm zu Boden. „Überlaß Gott die Strafe, *du* mußt mir verzeihen!“

Mit plötzlicher, verzweifelter Zärtlichkeit schlang sie ihre Arme um ihn und preßte sein Haupt an ihre Brust. Vergebens versuchte er, sich frei zu machen, Hester hielt ihn fest umschlungen, als fürchtete sie, noch einmal der furchtbaren Anklage seines Blickes begegnen zu müssen. Alle Welt hatte sie feindlich angesehen, sieben Jahre lang hatte sie diese Blicke ertragen und ertrug sie noch, ohne ein einziges Mal ihre Augen abzuwenden. Ja, der Himmel selbst hatte ihr gezürnt und sie hatte seine Strafe demütig ertragen, doch den Vorwurf dieses blassen, schwachen, sündigen und verzweifelten Mannes, den Blick dieser gramgefüllten Augen zu ertragen, ging über ihre Kräfte.

„Willst du mir verzeihen?“ wiederholte sie wieder und wieder – „kannst du mir vergeben?“

„Ja, ich vergebe dir, Hester“, antwortete er schließlich mit tiefer, trauriger Stimme, doch ohne Zorn. „Ich vergebe dir von Herzen, möge Gott uns beiden gnädig sein! Wir sind nicht die schlimmsten Sünder in dieser Welt, Hester, die Rache dieses alten Mannes war ein größerer Frevel. Denn er hat kaltblütig ein Menschenherz geschändet, dessen Heiligkeit dir und mir, Hester, immer unberührbar war.“

„Ja“, flüsterte sie mit dunkler, weicher Stimme. „Unser Vergehen empfing aus unserer Liebe seine Weihe – wir fühlten es so und sprachen es auch aus. Hast du es vergessen?“

„Still, Hester!“ versetzte der Prediger, sich vom Boden erhebend. „Nein – vergessen habe ich es nicht!“

Sie setzten sich wieder Seite an Seite und Hand in Hand auf den moosigen Stamm des gefallenen Baumes. Nie hatte ihnen wohl das Leben eine dunklere Stunde bereitet. Es

war der Tiefpunkt ihrer Qual, dem ihre Wege so lange schon zustrebten. Und doch lag ein seltsamer, hauchzarter Reiz darüber ausgebreitet, der sie verweilen ließ von einem Augenblick zum anderen. Der Wald um sie war dunkel und ein Sturm tobte über ihren Häuptern hin. Die Äste bogen sich unter seiner Gewalt und durch die alten Baumriesen ging ein Stöhnen, als raunten sie sich die traurige Geschichte dieser beiden Menschenkinder zu, die hier zu ihren Füßen saßen.

Und doch blieben diese schweigend Seite an Seite, einem seltsam leisen, weichen Empfinden hingegeben, das in ihnen aufglomm und das sie nicht zu stören wagten. Wie düster lag der Weg vor ihnen, der sie zurückführte in die Stadt, wo Hester die Bürde ihrer Schande und der Prediger die Last seiner Lüge wieder auf sich nehmen mußte. Es war so gut in der Geborgenheit des Waldes! Kein goldenes Licht war so kostbar wie die Dämmerung, die sie umgab. Hier, wo nur seine Augen auf ihn fielen, brannte der rote Buchstabe nicht auf der Brust des Weibes, hier, wo nur ihr Blick ihn traf, konnte Arthur Dimmesdale einen Augenblick lang wieder wahrhaft und ganz er selbst sein!

Ein plötzlicher Gedanke ließ ihn mit einem Male zusammenfahren:

„Hester!“ rief er, „Roger Chillingworth kennt doch deine Absicht, mir seinen wahren Charakter zu offenbaren. Wird er unter solchen Umständen weiterhin unser Geheimnis wahren? Welchen Weg wird seine Rache jetzt nehmen?“

„Er hat eine seltsam verschlossene Natur“, antwortete Hester gedankenvoll, „und die vergangenen Jahre haben diesen Zug seines Wesens noch verschärft. Ich glaube nicht, daß er das Geheimnis nun verraten wird, er wird zweifellos nach anderen Mitteln suchen, seiner dunklen Leidenschaft zu frönen.“

„Und ich? – Wie kann ich länger mit meinem Todfeinde Tür an Türe leben, dieselbe Luft atmen wie er?“ rief der Prediger schauernd aus und preßte die Hand auf sein Herz – eine Geste, die ihm zur unbewußten Gewohnheit geworden war. „Du bist stark, Hester! Denke für mich, fasse für mich einen Entschluß!“

„Du darfst nicht länger mit diesem Manne zusammenwohnen“, sagte sie langsam und entschlossen, „dein Herz darf seinem Blicke nicht mehr ausgeliefert sein!“

„Ich könnte es nicht mehr ertragen!“ antwortete er. „Doch wie kann ich es vermeiden? Bleibt mir denn eine Wahl? Soll ich wieder hier zu Boden sinken, um auf diesen dürren Blättern zu sterben?“

„Halt ein! Welche Verzweiflung hat dich nun erfaßt?“ rief Hester, während ihr Tränen in die Augen traten. „Willst du aus purer Schwäche sterben? Ich sehe keinen anderen Grund!“

„Gottes Strafgericht liegt auf mir“, antwortete der vom Gewissen gepeinigte Priester, „es ist zu mächtig, um dagegen anzukämpfen!“

„Der Himmel würde dir barmherzig sein, hättest du nur die Kraft, seine Gnade zu ertragen.“

„Doch wie? Rate mir, hilf mir, zeige mir du einen Weg!“

„Ist denn die Welt so klein?“ gab sie nach kurzem Schweigen zur Antwort und richtete dabei ihren Blick mit fast zwingender Gewalt auf ihn, der vor Schwäche und geistiger Zerrüttung sich kaum mehr aufrecht zu halten vermochte. „Liegen denn die Grenzen des Erdkreises innerhalb jener Stadt, die vor kurzer Zeit selbst noch ein ebenso wilder, ebenso einsamer Flecken war wie der Wald, der uns hier umgibt? Wohin führt denn jener Weg? Zurück zur Stadt, gewiß, doch auch tiefer in die Wildnis hinein! Immer mehr verschwindet er bei jedem Tritt, bis nach wenigen Meilen keine Spur des weißen Mannes mehr auf den gelben Blättern zu sehen ist. Dort bist du frei! Eine so kurze Reise schon bringt dich aus einer Welt, in der du so elend warst, in eine andere, wo du immer noch glücklich werden kannst! Oder hat der unermeßliche Urwald nicht Schatten genug, um dich vor dem Blicke Roger Chillingworths zu verbergen?“

„Ja, Hester! – Doch nur unter dem welken, gelben Laube“, gab der Prediger mit trübem Lächeln zurück.

„Dann liegt das weite, offene Meer vor dir“, setzte sie unbeirrt fort. „Es brachte dich hierher; sobald du willst, wird es dich auch wieder zurückführen in die alte Heimat, wo du in einem entlegenen Dorfe oder in der Unermeßlichkeit Londons deinem Feinde leicht entrinnen kannst. Genügt dir aber auch das nicht, so steht dir die ganze Alte Welt offen, Deutschland, Frankreich, Italien – was hast du denn mit diesen engherzigen, eisenharten Menschen und ihren Meinungen hier zu schaffen? Sie haben deinen besseren Teil schon allzu lange in Fesseln gehalten!“

„Es ist unmöglich!“ antwortete Dimmesdale, als riefte man ihn zur Verwirklichung eines Traumes auf. „Ich habe nicht die Kraft zu gehen! Elend und schuldig, wie ich bin, kann ich nichts anderes tun, als hier meinen Weg zu Ende zu gehen, wohin mich mein Schicksal stellte. Mag meine Seele auch verloren sein, so kann ich vielleicht doch noch manch anderer helfen. Wie dürfte ich meinen Posten verlassen, ehe meine traurige Wache zu Ende ist?“

„Die Last des Elends der vergangenen sieben Jahre hat deine Kraft gebrochen“, erwiderte Hester, „aber dies alles sollst du hinter dir zurücklassen!“ Sie war fest entschlossen, ihn durch ihre eigene Energie aufzurütteln. „Nichts soll deine Schritte hemmen, wenn du diesen Pfad der Wildnis ziehst, nichts soll dich mehr belasten, wenn du den Weg über die See wählst. Laß die morschen Trümmer zurück, wo du Schiffbruch erlittest, frage nicht mehr danach – ein neuer Anfang steht vor dir! Hast du denn alles verloren, weil du *einmal* gefehlt hast? Die Zukunft wird noch viele weitere Prüfungen bringen, Prüfungen – und Erfolge! Ein neues Glück wartet auf dich, neue Menschen, denen du Gutes tun kannst. Wirf dieses falsche Leben von dir und widme dich deinem wahren! Geh in die Wildnis als ein Lehrer und Apostel der Indianer, wenn dich deine innere Stimme dazu treibt, oder – was vielleicht besser deiner Natur entspricht – kehre in die Alte Welt zurück als Gelehrter und der weisesten einer unter den berühmten Männern der zivilisierten Welt. Predige! Schreibe! Handle! Tue was du willst, nur sprich nicht vom Sterben! Gib deinen alten Namen auf und erwirb dir einen anderen, den du stolz und ohne Furcht tragen kannst. Warum solltest du auch nur einen Tag länger die Qualen erdulden, die so lange dein Leben unterhöhlten, die dich so vollkommen kraftlos machten, daß du nicht einmal mehr des Himmels Barmherzigkeit ertragen konntest? Geh! Raff dich auf und ziehe fort – geh doch!“

In Arthur Dimmesdales Augen glühte einen Augenblick lang ein Leuchten auf, entflammt von ihrem Eifer und ihrer Willenskraft, doch bald erlosch es wieder. „O Hester!“ rief er, „du willst mich zu einem rasenden Laufe überreden, während doch meine Knie unter mir zittern. Ich habe weder die Kraft noch den Mut, mich allein in die fremde Welt hinauszuwagen!“

Es war der letzte Verzweiflungsausbruch eines gebrochenen Geistes, der zu schwach war, ein besseres Schicksal zu ergreifen, das sich so einfach darbot.

Er wiederholte es nochmals:

„Ich kann nicht, Hester, so allein!“

„Du sollst nicht allein gehen!“ flüsterte sie tief bewegt.

Damit war das letzte Wort gesprochen.

18. SONNENSCHEN

Arthur Dimmesdale blickte Hester mit einem plötzlichen Ausdruck von Hoffnung und Freude ins Gesicht, gemischt jedoch mit Angst und bangem Entsetzen über die Kühnheit, mit der sie ausgesprochen hatte, was er kaum zu denken wagte.

Hester Prynne, von Natur aus mutig und tatkräftig, hatte sich allerdings in der langen Zeit der Ausgestoßenheit von der menschlichen Gesellschaft an eine solche Weite und Freiheit der Gedanken gewöhnt, die dem Geistlichen vollkommen fremd war. Ohne Gesetz und Führung hatte sie eine moralische Wildnis durchwandert, die wirr und düster war wie der Urwald, in dessen Schatten sie jetzt diese schicksalsschwere Aussprache hielten. Mit ihrem Geist und ihrem Herzen lebte sie in einer Welt der Freiheit wie die Indianer in ihren freien, grenzenlosen Wäldern. Seit Jahren schon betrachtete sie alle menschlichen Einrichtungen, alle Gesetze der Religion und des Staates von diesem weltfernen Standpunkte aus und urteilte darüber mit kaum mehr Ehrfurcht, als ein Wilder etwa vor dem Gewande eines Priesters, der richterlichen Robe, dem Galgen oder der Kirche empfunden hätte. Der scharlachrote Buchstabe war der Paß gewesen, der ihr jene Gebiete öffnete, in die keine andere Frau den Fuß zu setzen wagte, Schande, Verzweiflung und Einsamkeit waren Ihre Lehrmeister. Und so gewann sie unter Fehlern und Irrtümern eine solche Freiheit des Urteils und Kraft des Geistes, daß Arthur Dimmesdale ihr nicht zu folgen vermochte.

Denn niemals hatte ihn das Leben in eine Lage versetzt, wo er sich außerhalb der allgemeinen menschlichen Rechte befand. Selbst in dem einzigen Falle, wo er ein heiliges Gesetz der menschlichen Gemeinschaft freventlich mißachtet hatte, war es keine Sünde des Verstandes, sondern der Leidenschaft gewesen. Seitdem hatte er nicht nur seine Handlungen, sondern selbst seine Gefühlsregungen und Gedanken peinlichst überwacht. Als Geistlicher stand er im Sinne seiner Zeit an der Spitze der Gesellschaftsordnung und wurde von deren Grundsätzen und Vorschriften, ja selbst ihren Vorurteilen nur um so mehr eingeengt.

So schien es, als wären für Hester Prynne die vergangenen sieben Jahre der Schande und Ausgestoßenheit nichts anderes als eine Vorbereitung für diese Stunde gewesen, während Dimmesdale von ihr wie von einer Versuchung überwältigt wurde. Kam dieser Mann abermals zu Fall, welche Erklärung seiner Schuld konnte er dann noch abgeben? Daß unmenschliche Qual seine Kraft verzehrt und seinen Geist verwirrt hatte, so daß sein Gewissen nicht mehr zu entscheiden vermochte, was recht sei: als

Heuchler zu bleiben oder als Schuldiger zu fliehen? Daß es menschlich war, der Gefahr von Schande und Tod und den tückischen Ränken eines Feindes zu entfliehen? Daß dem armen, zu Tode müden Wanderer ein plötzliches Leuchten menschlichen Mitgefühls, ein Schimmer neuen Lebens winkte an Stelle des schweren Schicksals, an dem er bisher trug? Ach, laßt uns die ewige Wahrheit aussprechen, daß die Bresche, welche eine Schuld der menschlichen Seele einmal schlägt, nie wieder gut zu machen ist. Es bleibt der zertrümmerte Wall, es bleibt die stete Drohung des Feindes, nach seinem ersten Erfolg immer weitere und größere Triumphe zu erringen.

Wir wollen den Kampf nicht näher beschreiben, den der Prediger mit sich selbst ausfocht. Es mag uns genügen, daß er zu fliehen beschloß – und nicht allein.

„Könnte ich mich in all diesen Jahren nur eines einzigen Augenblicks von Hoffnung oder Frieden besinnen“, dachte er, „so würde ich bleiben und ausharren um dieses einen Zeichens der göttlichen Barmherzigkeit willen. Aber so? Sollte mich der Weg, den ich nun einschlagen will, wirklich zu einem neuen und besseren Leben führen, wie Hester mich überzeugen möchte, so gebe ich wahrlich nichts Besseres dafür auf! Ich kann ohne sie das Leben nicht mehr ertragen – ich brauche ihre Kraft, mich zu unterstützen, ihre Liebe, mich zu trösten! O Allmächtiger, zu dem meine Augen nicht aufzublicken wagen, hab Erbarmen mit mir!“

„So willst du also gehen!“ sagte Hester mit warmer Stimme und ihre Blicke flossen ineinander.

Nachdem der Entschluß einmal gefaßt war, strömte eine ungewohnte Freude durch seine gequälte Brust. Die Frische grenzenloser Weite wehte ihn an und es war ihm zu Mute wie einem Gefangenen, der zum ersten Male wieder die Luft der Freiheit atmet. Sein Geist befreite sich von der zu Boden drückenden Last und es schien ihm, als wäre der Himmel selbst näher gekommen. Aus der Tiefe seines im Grunde religiösen Gemütes aber wuchs eine stille Demut und grenzenlose Dankbarkeit empor, die er als reines Glück empfand.

„Kann ich denn wirklich noch Freude fühlen?“ rief er aus, über sich selbst erstaunt. „Ich glaubte, sie wäre längst in mir erstorben. O Hester, du bist wahrhaftig mein guter Engel! Krank, verzweifelt und verloren warf ich mich hier an dieser Stelle zu Boden – und wie neugeboren stehe ich nun vor dir. Ist dies nicht bereits der Anfang eines besseren Lebens? Warum haben wir es nicht früher gefunden!“

„Laß uns nicht zurückblicken!“ antwortete Hester, „die Vergangenheit ist vorüber. Sieh, mit diesem Zeichen, das ich so lange getragen habe, sage ich mich los von ihr und allem, was gewesen ist!“

Bei diesen Worten löste sie die Spange, mit der der scharlachrote Buchstabe an ihrer Brust befestigt war, und warf ihn weit von sich auf das welke Laub. Dicht am Rande des Baches blieb er liegen, kaum eine Handbreite fehlte und der kleine Bach hätte ihn weggetragen als ein neues Geheimnis seines rätselvollen, ewig murmelnden Seins.

Hester aber seufzte tief auf, eine unsagbare Erleichterung durchströmte ihre Brust! Sie hatte die Last fürwahr nicht gekannt, ehe sie die Befreiung fühlte! Mit einem plötzlichen Entschluß riß sie auch die strenge Haube vom Kopfe, die ihr Haar umschloß, so daß dieses wieder wie einst in reichen, vollen Wellen auf ihre Schultern niederfiel und ihr Antlitz mit einem Spiel von Licht und Schatten und einem warmen Leuchten tiefer Zärtlichkeit erfüllte. Ein Lächeln erschien auf ihren Lippen und leuchtete aus ihren Augen, so strahlend heiter und aus der Tiefe ihrer Seele kommend, daß ihr ganzes weibliches Wesen sich darin offenbarte. Über ihre Wangen aber huschte eine zarte Röte und ihre ganze Gestalt erfuhr eine so zauberhafte Verwandlung, daß ihre Jugend, ihr Geschlecht und der ganze Reichtum ihrer Schönheit mit einem Male aus einer für unwiederbringlich gehaltenen Vergangenheit wiederkehrte und mit dem Zauber dieser wonnigen Stunde zu einem so tiefen Glücksgefühl zusammenfloß, wie es dieser Frau noch nie im Leben zuteil geworden war.

Und als wäre die Dusterheit in Himmel und Erde nur der Widerschein dieser beiden Menschenherzen gewesen, so ergoß sich plötzlich auch ein Strom hellen Sonnenlichtes über den dunklen Wald, überflutete die grünen Blätter, verwandelte die gelben in eitles Gold und schimmerte selbst noch von den altersgrauen Stämmen der Bäume. Was vorher Schatten verbreitet hatte, strahlte nun eine Fülle von Licht aus. Sogar der Lauf des kleinen Bächleins schimmerte nun weit in die Verschwiegenheit des Waldes hinein und sein murmelndes Plätschern erzählte mit einem Male von Rätseln der Freude und des Glücks.

So tief war das Mitgefühl der Natur, jener wilden, heidnischen Natur des Waldes, die noch von keinem menschlichen Gesetze unterjocht, von keiner höheren Wahrheit erleuchtet worden war! Denn immer muß Liebe – sei sie nun neugeboren oder vom Todesschlaf aufgeweckt – frohen Sonnenschein hervorrufen, erfüllt sie doch auch das Herz mit so viel Glanz, daß es überfließt und alle Welt mit seinem Schimmer übergießt.

Mit einem Male kam Hester ein neuer freudvoller Gedanke.

„Du mußt Perle kennenlernen“, sagte sie, „unsere kleine Perle! Ja, ich weiß, du hast sie zwar schon gesehen, doch nun wirst du sie mit anderen Augen betrachten. Sie ist ein seltsames Kind und schwer zu begreifen, doch du wirst sie ebenso von Herzen lieb haben wie ich selbst und wirst mir raten, wie man sie behandeln muß.“

„Glaubst du denn, das Kind wird sich freuen, mich kennenzulernen?“ fragte der Prediger zweifelnd. „Seit langem habe ich mich von Kindern zurückgezogen, da sie mir gegenüber häufig eine Scheu, ja eine Abneigung empfanden. Vor der kleinen Perle hatte ich sogar etwas wie Furcht, so seltsam es klingen mag!“

„Nein – wie traurig!“ antwortete die Mutter, „doch sie wird dich gewiß lieb gewinnen und du sie auch! Sie ist nicht weit von hier, ich will sie rufen. Perle! Perle!“

„Ich sehe sie schon“, bemerkte der Prediger, „dort ist sie, inmitten des Sonnenlichtes – am anderen Ufer des Baches. Und du glaubst, daß sie mich lieb gewinnen wird?“

Hester lächelte und wiederholte ihren Ruf. Perle war in einiger Entfernung zu sehen, wie es Dimmesdale beschrieben hatte: wie die kleine Lichtgestalt einer Erscheinung stand sie dort, von Sonnenschein umflossen, und die dunklen Zweige der Bäume wölbten sich über sie zu einem grünen Tempel. Im Aufleuchten und Verschwinden des blinkenden Lichtes schien sie bald einem wirklichen Kinde gleich, bald schattenhaft unwirklich wie ein Geistchen. Da hörte sie die Stimme ihrer Mutter und langsam kam sie zwischen den Bäumen heran.

Die Stunde, während der ihre Mutter mit dem Geistlichen gesprochen hatte, war ihr nicht lang geworden. Der große, dunkle Wald, so ernst er sich denen zeigt, die mit Schuld und Sorgen beladen ihn betreten, wurde dem einsamen Kinde ein heiterer Spielgefährte. Er bot ihm eine Fülle von Moosbeeren, die, im Herbst vorher gewachsen, erst jetzt im Frühjahr ihre volle Reife erhalten hatten und nun wie rote Blutstropfen zwischen den welken Blättern hervorleuchteten. Perle sammelte sich ganze Händchen voll davon und freute sich über den köstlichen Geschmack. Die kleinen Tiere des Waldes nahmen sich dabei kaum die Mühe, ihr aus dem Wege zu gehen. Ein Rebhuhn mit seiner piepsenden Brut von zehn kleinen Küken hinterher wollte zwar im ersten Augenblick das Weite suchen, besann sich aber dann doch und gluckste den Jungen beruhigend zu, daß sie sich nicht zu fürchten brauchten. Von einem tiefhängenden Aste grüßte und kullerte eine Wildtaube und ein Eichhörnchen, das auf der Spitze eines Baumes behende herumsprang, plauderte in Zorn und Heiterkeit – denn bei diesen seltsamen Tierchen ist es schwer, das eine vom anderen zu unterscheiden – mit dem Menschenkinde und warf ihm eine Nuß herab, die um ein Haar sein Köpfchen getroffen hätte. Ein Fuchs, der von Perles Schritten aus seinem

Schlafe erweckt worden war, schnupperte neugierig in die Luft und überlegte, ob er sich davonstehlen oder weiterschlafen sollte, und alle diese wilden Tiere des Waldes erkannten eine Art Verwandtschaft mit dem kleinen Menschenkind und hatten keine Scheu vor ihm.

Perle selbst aber war in dieser Umgebung sanfter und ruhiger als in den Straßen der Stadt oder in der Hütte ihrer Mutter. Die Blumen schienen es zu wissen und manch eine flüsterte ihr zu: „Schmück dich mit mir, du schönes Kind, schmück dich mit mir!“ Und so pflückte Perle die Veilchen und Anemonen und dazu die frischesten Zweige, welche ihr die alten Bäume reichten, und schmückte damit ihr Haar und ihre junge Brust, bis sie einer Waldnymphe glich oder sonst einem Wesen, das ganz in dieser Natur daheim ist.

In dieser Verkleidung vernahm sie schließlich den Ruf der Mutter und schickte sich an, langsam zurückzugehen.

Langsam jedoch, denn drüben an der Seite ihrer Mutter sah sie den Prediger sitzen!

19. DAS KIND AM BACHE

„Ja, du wirst sie lieb gewinnen“, wiederholte Hester Prynne, als sie und der Prediger das Kind langsam herankommen sahen. „Ist sie nicht hübsch? Und sieh doch, mit welchem natürlichem Geschick sie sich mit den einfachen Blumen geschmückt hat! Hätte sie Gold und Juwelen gefunden, sie könnten ihr nicht besser stehen. Sie ist ein wunderbares Mädchen und ich weiß auch, von wem sie die Stirne hat!“

„Weißt du auch, Hester“, sagte Arthur Dimmesdale mit unruhigem Lächeln, „daß mir dieses Kind schon viele Sorgen machte, wenn es an deiner Seite durch die Straßen ging? Immer fürchtete ich – o wie schrecklich, darüber Furcht empfinden zu müssen! – daß es meine eigenen Züge trage und daß der Welt die Ähnlichkeit einmal auffallen müsse! Doch sie gleicht größtenteils dir.“

„O nein, nur zum Teil!“ erwiderte die Mutter mit zärtlichem Lächeln. „Warte nur noch ein wenig, dann brauchst du keine Furcht mehr zu haben, wenn man erkennt, wessen Kind sie ist. Doch wie seltsam hübsch sie aussieht mit den wilden Blumen im Haar! Als ob sie eine der Feen unserer alten Heimat uns zur Begrüßung gesandt hätte!“

Mit einem bisher nie gekannten Gefühl saßen sie nun und beobachteten Perles Näherkommen. Sie war das sichtbare Band, das sie vereinte, das lebendige Rätsel,

dessen Geheimnis sie seit sieben Jahren so ängstlich hüteten. Freilich, wenn einer kam, der in den verborgenen Zeichen menschlichen Wesens zu lesen verstand, dann lag das Rätsel offen vor ihm! In Perle war ihr beider Sein in eins zusammengeflossen. Wie durften sie noch daran zweifeln, daß ihr Leben, ihr künftiges Schicksal untrennbar miteinander verbunden war, wenn die ewige Verkörperung dieser Verbundenheit leibhaftig vor ihnen stand? Von solchen und ähnlichen Gedanken erfüllt und nicht ganz ohne ein leises Bangen sahen sie dem Mädchen entgegen.

„Zeig ihr bei der Begrüßung keine ungewöhnliche Erregung“, flüsterte Hester. „Sie ist oft unberechenbar, besonders wenn sie Gemütsbewegungen merkt, deren Grund und Ursache sie nicht vollkommen versteht. Doch sie hat selbst ein warmes, starkes Empfinden. Sie hängt sehr an mir und wird auch dich lieb gewinnen!“

„Du kannst dir nicht vorstellen“, sagte der Prediger mit einem Seitenblick auf Hester Prynne, „wie mein Herz sich nach dieser Begegnung sehnt und sie doch fürchtet! Doch ich sagte dir schon, daß Kinder nur schwer ein gewisses Zutrauen zu mir gewinnen. Sie klettern nicht auf meine Knie, flüstern mir nichts ins Ohr und antworten kaum auf mein Lächeln, sondern bleiben abseits stehen und betrachten mich mit scheuen Blicken. Selbst ganz kleine Kinder fangen bitterlich zu weinen an, wenn ich sie auf meine Arme nehme. Perle aber ist mir schon zweimal in ihrem Leben ganz besonders lieb begegnet. Das erste Mal – doch das weißt du wohl! Und dann, als du mit ihr im Hause des alten Gouverneurs warst.“

„Wo du so tapfer für sie und mich eintratst!“ antwortete die Mutter. „Ich erinnere mich genau und auch Perle soll dessen gedenken! Hab keine Furcht, wenn sie auch zuerst ein wenig fremd und scheu ist, sie wird dich gewiß bald lieben lernen.“

Indessen hatte Perle den jenseitigen Rand des Baches erreicht und sah schweigend zu Hester und dem Prediger herüber, die noch immer nebeneinander auf dem moosigen Baumstamm saßen und sie erwarteten. Gerade an der Stelle, wo sie stehengeblieben war, floß der Bach so tief und ruhig dahin, daß er ein vollkommenes Abbild der kleinen Gestalt in all ihrer malerischen Schönheit und im Schmucke der Blumen und Waldkräuter widerspiegelte, doch gleichsam zarter und geheimnisvoller als die Wirklichkeit. So lebendig und beseelt war dieses Bild, daß es einen Abglanz seines Zaubers auf das Kind selbst zurückzustrahlen schien, wie es so, von Sonnenlicht umflossen, am jenseitigen Ufer stehenblieb und zaudernd auf die beiden Erwachsenen herüberblickte. Hester fühlte, daß ihr das Kind auf eine seltsam unerklärliche Weise entfremdet war. Durch sein Spiel in der wilden Natur des Waldes schien es aus seiner

gewohnten Lebenssphäre herausgetreten zu sein und nun vergebens zu versuchen, dahin wieder zurückzukehren.

In diesem Gefühl waren Wahrheit und Irrtum zugleich. Wohl waren sich Mutter und Kind entfremdet, doch nicht durch Perles Schuld, sondern durch Hesters vollkommene Verwandlung. Seit das Kind von der Mutter weggelaufen war, hatte diese einen wahren Umsturz ihrer Gefühle erlebt, der ihr ganzes Wesen so verändert hatte, daß Perle umsonst ihren gewohnten Platz suchte und kaum wußte, wo sie war.

„Es scheint mir“, bemerkte der Prediger erregt, „als wäre der Bach die Grenze zwischen zwei Welten und du könntest deine Perle niemals mehr wiedertreffen.“ Seine empfindsame Seele ließ ihn in der Tat den Grund der seltsamen Spannung ahnen. „Oder ist sie ein Elfenkind, das – wie uns die Märchen unserer Kindheit erzählen – kein fließendes Wasser überschreiten darf? Ich bitte dich, rufe sie schnell herbei, dies lange Zögern spannt meine Nerven auf die Folter!“

„Komm doch, mein Kind!“ rief Hester aus und streckte Perle beide Hände entgegen. „Warum zauderst du noch immer? Du bist doch sonst nicht so langsam! Ein lieber Freund von mir, dem auch du gut sein sollst, will dich begrüßen. Und von nun an sollst du doppelt so viel Liebe empfangen, als dir deine Mutter allein zu geben vermochte. Komm, spring über den Bach zu uns! Du springst doch leicht wie ein junges Reh!“

Ohne in irgendeiner Weise auf die Worte der Mutter zu achten, blieb Perle auf der anderen Seite des Baches stehen. Der Blick ihrer Augen richtete sich bald auf die Mutter, bald auf den Prediger, als suche sie zu verstehen, in welcher Verbindung die beiden zueinander stünden. Als Arthur Dimmesdale die Augen des Kindes so auf sich gerichtet sah, fuhr er unwillkürlich wieder mit der Hand nach seinem Herzen. Da nahm Perle plötzlich eine fast gebieterische Miene an, streckte ihre Hand aus und deutete mit vorgestrecktem Zeigefinger gerade auf die Brust ihrer Mutter. Und unter ihr, im Spiegel des Wassers, folgte das blumengeschmückte, sonnige Bild jeder ihrer Bewegungen und streckte gleichfalls ihren Zeigefinger vor.

„Du wunderliches Kind, warum kommst du nicht zu mir?“ rief Hester aus.

Doch Perle zeigte mit ihrem Finger noch immer auf dieselbe Stelle und zog die Stirne in zornige Falten, so daß ihr kindliches Gesichtchen einen merkwürdig drohenden Ausdruck annahm. Als ihre Mutter fortfuhr, ihr zuzureden und aufmunternd zuzulächeln, stampfte sie plötzlich mit zorniger Gebärde den Boden – und wieder

spiegelte das Bildnis im Bache ihren Zorn und ihre Gebärde, als wolle es dem seltsamen Benehmen des Kindes noch mehr Nachdruck verleihen.

„Nun komm aber schnell, sonst werde ich ernstlich böse!“ rief Hester erzürnt aus. Zwar war sie an ein solch rätselhaftes Benehmen des Kindes gewöhnt, gerade jetzt aber wünschte sie doch dringend, Perle möchte sich vernünftig und gehorsam zeigen. „Spring über den Bach, du unfolgsames Kind, und komm sofort hierher, sonst werde ich dich holen!“

Doch Perle, von den Bitten der Mutter weder besänftigt noch von ihren Drohungen erschreckt, brach plötzlich in einen wahren Anfall heftigster Leidenschaft aus. Mit beiden Armen gestikulierend, verrenkte sie ihren kleinen Körper zu den absonderlichsten Bewegungen und begleitete diesen Ausbruch mit einem so durchdringenden, schrillen Geschrei, daß der Wald von allen Seiten widerhallte und das Kind in seinem Zorne von vielen hundert verborgenen Stimmen unterstützt zu werden schien.

„Ich weiß, was dem Kinde fehlt“, flüsterte Hester dem Prediger zu. Sie war bleich, obwohl sie ihren Ärger und Kummer zu verbergen suchte. „Kinder können nicht die kleinste Veränderung an den Dingen vertragen, die sie täglich vor ihren Augen sehen. Nun vermißt Perle etwas an mir, was ich immer zu tragen pflegte –!“

„Ich bitte dich“, gab der Geistliche zurück, „wenn du irgendein Mittel kennst, um das Kind zu beruhigen, so tue es! Nichts ist mir furchtbarer als ein solch unverständlicher Ausbruch wilder Erregung! Besänftige sie, ich bitte dich, mir zuliebe!“

Ein tiefes Erröten zog über Hesters Wangen, als sie noch einen Blick auf den Prediger warf, dann seufzte sie tief auf und wandte sich wieder dem Kinde zu.

„Perle“, sagte sie mit trauriger Stimme, „sieh dorthin zu deinen Füßen! Dort – vor dir – auf dieser Seite des Baches!“

Das Kind wandte seinen Blick nach der bezeichneten Stelle – da lag der scharlachrote Buchstabe, so dicht am Wasser des Baches, daß seine glänzende Stickerei sich darin spiegelte.

„Bring ihn mir!“ sagte Hester.

„Komm doch selbst und nimm ihn auf!“ antwortete Perle.

„Hat man je solch ein Kind gesehen?“ rief Hester dem Prediger zu. „Oh, ich habe dir noch viel von ihm zu erzählen. Doch was dieses verhaßte Zeichen betrifft, so hat Perle

im Grunde recht. Ich muß es noch einige Tage länger tragen – bis wir dieses Land verlassen haben und auf alles, was wir hier erlebten, zurückblicken können wie auf einen bösen Traum. Der Wald darf es nicht verbergen – das Meer soll es dann aus meiner Hand empfangen und für immer verschlingen.“

Mit diesen Worten schritt Hester an den Rand des Baches, nahm den roten Buchstaben auf und befestigte ihn wieder an ihrer Brust. Wie hoffnungsvoll sie auch eben noch gesprochen hatte, fiel es doch wie ein unentrinnbares Verhängnis über sie, als sie jetzt das verhaßte Zeichen aus der Hand des Schicksals wieder zurücknehmen mußte. Eine Stunde lang hatte sie frei geatmet – eine Stunde lang das Zeichen weit von sich geworfen – nun war es wieder an ihrer Brust, das alte, schändliche und doch so prächtige Symbol der Schuld, das ihr Schicksal geworden war!

Dann verbarg Hester auch die reichen Locken ihres Haares wieder unter der strengen Haube. Es war, als ob von dem Unglücksbuchstaben ein verhängnisvoller Zauber ausginge. All ihre weibliche Anmut, die Wärme ihres Wesens und der Reichtum ihrer Schönheit verschwanden wie das Licht der sinkenden Sonne. Und ein grauer Schatten fiel schwer auf sie nieder –

Nachdem die düstere Verwandlung vollzogen war, streckte sie dem Kinde abermals die Hand entgegen.

„Erkennst du deine Mutter nun wieder?“ fragte sie mit leisem, doch unterdrücktem Vorwurf. „Willst du nicht über den Bach zu mir kommen, da ich jetzt wieder das Zeichen trage?“

„Ja, jetzt will ich kommen“, antwortete das Kind, sprang behende über den Bach und schloß Hester in seine Arme. „Nun bist du wieder meine Mutter – und ich deine kleine Perle, gelt?“

In einer Anwendung von Zärtlichkeit, die an ihr keineswegs gewöhnlich war, zog sie den Kopf der Mutter zu sich herunter und küßte Hester auf Stirne und Wangen. Dann jedoch – wie unter dem Zwange einer Notwendigkeit, die dieses Kind immer trieb, jeden seiner zarteren Züge selbst wieder zu verwischen – drückte sie auch einen Kuß auf das schmachvolle, scharlachrote A.

„Perle!“ schrie Hester auf. „Warum tust du so etwas? Kaum hast du mir ein bißchen Liebe gezeigt, treibst du auch schon wieder deinen Spott mit mir!“

„Warum sitzt denn der Pastor hier bei dir?“ fragte das Kind.

„Er wartet, um dich zu begrüßen“, erwiderte die Mutter. „Komm doch und bitte ihn um seinen Segen! Er liebt dich, kleine Perle, wie er deine Mutter liebt. Willst nicht auch du ihm gut sein? Komm, sieh doch, er möchte dich begrüßen!“

„Hat er uns wirklich beide lieb?“ fragte Perle und sah der Mutter forschend ins Gesicht. „Wird er dann Hand in Hand mit uns in die Stadt zurückgehen?“

„Heute noch nicht, mein Kind“, antwortete Hester. „Aber in künftigen Tagen wird es so sein, dann wird er Hand in Hand mit uns gehen. Wir werden einen eigenen Herd, ein eigenes Heim haben und du wirst auf seinen Knien sitzen und viele schöne Dinge von ihm lernen. Und dann wirst du ihn lieb gewinnen und wir drei werden für immer zusammengehören, gelt?“

„Wird er dann auch immer die Hand auf sein Herz pressen?“ wollte Perle weiter wissen.

„Nun sprich aber nicht so dummes Zeug! Komm endlich und bitte ihn um seinen Segen!“

Doch ob es aus unbewußter Eifersucht geschah, wie sie verwöhnte Kinder einem Nebenbuhler gegenüber oft empfinden, oder aus einer anderen Laune ihrer unbegreiflichen Natur, Perle zeigte dem Prediger nicht das geringste Zeichen von Zuneigung. Nur unter Anwendung von Gewalt vermochte sie die Mutter zu ihm hinzuführen, wobei sie durch Gesten ihren Widerwillen deutlich genug zum Ausdruck brachte. Der Geistliche befand sich dabei in peinlichster Verlegenheit, doch hatte er noch die schwache Hoffnung, ein liebevoller Kuß werde die Laune des Kindes zerstreuen und den Auftritt versöhnlich beschließen. Er beugte sich also hinunter und küßte Perle zärtlich auf die Stirne. Kaum konnte sich diese jedoch daraufhin freimachen, als sie auch schon zum Bach hinuntereilte, sich über das Wasser beugte und ihre Stirne abzuwaschen begann, als gelte es, mit dem Kuß auch eine erlittene Schmach fortzuspülen. Dann blieb sie abseits stehen und beobachtete mit mißtrauischen Blicken die Mutter und den Prediger, die nun noch mancherlei Verabredungen über ihre neue Lage und ihre Absichten zu treffen hatten.

Und so kam die schicksalsschwere Zusammenkunft zu einem Ende. Einsam blieb das Tal zurück inmitten der alten Baumriesen, die noch lange mit ihren tausend Zungen sich das Schicksal dieser beiden Menschen zuflüstern werden, dessen Zeugen sie eben gewesen. Und der plätschernde Bach hatte ein neues Geheimnis seinem an Rätseln so überreichen Gemurmel hinzuzufügen, und seine Stimme blieb dabei genau so schwermütig und klagend wie seit unvordenklichen Zeiten.

20. AUFRUHR DES GEWISSENS

Hester war mit Perle noch zurückgeblieben, während sich der Prediger auf den Heimweg machte. Er konnte kaum an die Wirklichkeit der vergangenen Stunden glauben, die eine solche Umwälzung in seinem Leben hervorgerufen hatten. Zweifelnd blickte er zurück, ob die Gestalten von Mutter und Kind nicht bloße Schatten wären, die seine Einbildungskraft heraufbeschworen habe und die nun im Dämmerlicht des Waldes langsam wieder verschwanden. Doch nein! Dort stand Hester in ihrem grauen Gewande immer noch neben dem Baumstämme, den einst ein Sturm gefällt und den die Zeit mit Moos bedeckt hatte, damit sie beide, die vom Schicksal zusammengekettet waren, auf ihm eine Stunde lang Ruhe und Trost finden konnten. Und dort war auch Perle, die jetzt, da der lästige Eindringling fort war, lustig vom Bache heraufhüpfte und den gewohnten Platz an der Seite ihrer Mutter wieder einnahm.

So war es also Wirklichkeit, war es kein Traum gewesen, und vor ihm lag eine neue Zukunft!

Um seine Gedanken von der Ungewißheit zu befreien, die ihn mit einem Male befallen wollte, rief er sich alle Pläne ins Gedächtnis zurück, die er mit Hester bezüglich der Abreise besprochen hatte. Sie waren übereingekommen, daß ihnen die Alte Welt mit ihren volkreichen Städten einen weit besseren Zufluchtsort bieten konnte als die Wildnis Neuenglands, ja ganz Amerikas, wo sie lediglich die Wahl hatten zwischen dem Wigwam eines Indianers oder einer der wenigen verstreuten Siedlungen der Weißen entlang der Küste. Dazu kam, daß die Gesundheit Dimmesdales den Härten der Wildnis kaum gewachsen war, während ihm seine hohe Begabung, seine Bildung und sein Wissen inmitten der europäischen Kultur und Zivilisation überall eine freundliche Aufnahme sichern würden. Dieser Entschluß wurde noch dadurch erleichtert, daß gerade in diesen Tagen ein günstiges Schiff im Hafen lag, eines jener Segelschiffe von etwas zweifelhaftem Rufe, wie sie zu jener Zeit häufig mit bemerkenswerter Freizügigkeit die Meere durchfurchten. Das Schiff war vor kurzem aus den spanischen Gewässern eingetroffen und sollte in drei Tagen nach Bristol in See stechen. Hester, die in ihrer Eigenschaft als Krankenpflegerin mit dem Kapitän und der Mannschaft bekannt geworden war, nahm es auf sich, für zwei Personen und das Kind Plätze zu sichern und dabei alle Vorsicht walten zu lassen, damit niemand von ihrem Plane vorzeitig erfahre.

Mit großem Interesse hatte sich Dimmesdale auch nach der genauen Abfahrtszeit des Schiffes erkundigt, es würde vermutlich der vierte Tag sein. „Das trifft sich wirklich glücklich!“ dachte er dann bei sich selbst und offenbarte damit so recht, wie tief seine innere Schwäche und Verwirrung bereits vorgeschritten waren. Am dritten Tage nämlich sollte er anlässlich der Wahl und Amtseinführung des neuen Gouverneurs die Festpredigt halten. Da dieses Ereignis für jeden Geistlichen Neuenglands eine hohe Ehre bedeutete, konnte er sich keine bessere Gelegenheit wünschen, um seine kirchliche Laufbahn damit zu beschließen. „So kann man mir wenigstens nicht nachsagen“, meinte er, „daß ich irgendeine meiner Amtspflichten vernachlässigt oder schlecht erfüllt habe!“ Wie traurig, daß so scharfe und tiefe Selbstbetrachtung zu solch erbärmlicher Selbsttäuschung führen kann! Wir hatten von diesem unglücklichen Geistlichen vielleicht schon schlimmere Dinge zu erzählen oder werden sie noch zu berichten haben, doch nichts, was die Schwäche seines Charakters und die vollständige Zerrüttung seines inneren Wesens so deutlich beweist wie dies. Denn niemand kann auf die Dauer zwei Gesichter tragen, eines für sich selbst und eines für die Welt. Er wird alsbald den Maßstab verlieren und zwischen Wahrheit und Lüge selbst nicht mehr zu unterscheiden vermögen!

Das Erlebnis der vergangenen Stunden und das Schicksal, das zwischen ihm und Hester Prynne so riesenhaft emporgewachsen war, hatte in Arthur Dimmesdale eine solche Umwandlung hervorgerufen, daß es ihm schien, als wären seit seinem Weggehen Jahre vergangen. Und doch war es derselbe Weg, den er nun ging, dieselbe Stadt, der er sich näherte, er – er allein war ein anderer geworden und sah die Welt mit anderen Augen an!

Doch nicht nur die äußere Welt war ihm wie verwandelt, auch sein eigenes Wesen, sein ganzes Denken und Fühlen war aufgewühlt und in völliger Umwandlung begriffen. Das strenge Gesetz der Sitte und Religion, das ihm bisher Richtschnur gewesen war, hatte die Gewalt über ihn verloren, ohne daß er neuen, festen Boden unter seinen Füßen spürte. Es war ein Aufruhr, der seine Seele bis ins Mark erschütterte, der Altes stürzte und Neues in dem Wirbel des Geschehens noch kaum ahnen ließ.

Bei jedem Schritt empfand er einen unbewußten und ebenso unerklärlichen Zwang, etwas ganz Ungewohntes, Seltsames, Böses zu begehen. So begegnete er einem der Ältesten seiner Gemeinde, der ihn in seiner gütig-väterlichen Art, zu der ihn sein ehrwürdiges Alter und sein aufrechter Charakter berechnete, begrüßte. Er hegte dem Prediger gegenüber eine aufrichtige Zuneigung sowie eine hohe Bewunderung seiner persönlichen und beruflichen Fähigkeiten, und stets hatte zwischen ihnen ein schönes

Verhältnis gegenseitiger Verehrung und Hochschätzung geherrscht. Nun aber entspann sich ein kurzes Gespräch, in dessen Verlauf es aller Willenskraft und Selbstbeherrschung von Seiten des Predigers bedurfte, um dem alten Manne nicht einige Böswilligkeiten und Gotteslästerungen zu sagen, die ihm eben in den Sinn kamen. Dimmesdale zitterte förmlich vor Angst bei dem Gedanken, daß seine Zunge sich der Kontrolle seines Willens entziehen und jene Abscheulichkeiten hervorstoßen könnte, während er gleichzeitig kaum sein Lachen verbergen konnte bei der Vorstellung, welch entsetztes Gesicht der ehrwürdige Mann dabei wohl machen würde.

Ein Stück weiter ereignete sich ein Zwischenfall ganz ähnlicher Art. Dimmesdale begegnete hier einer frommen, alten Witwe, dem ältesten Mitglied seiner Kirche, die Mann und Kinder längst begraben hatte und nur noch der Erinnerung an ihre vorangegangenen Lieben und verstorbenen Freunde lebte. Es wäre ein trauriges und einförmiges Dasein gewesen, hätten nicht die Wahrheiten der Bibel und die Tröstungen der Kirche die alte Dame seit vielen Jahren mit einer stillen, gottgesegneten Zufriedenheit erfüllt. Besonders seit Pastor Dimmesdale sie Gottes Wort lehrte, war dies stille Glück des Herzens immer größer in ihr geworden und sie kannte keine schönere Freude, als bei einem zufälligen oder auch absichtlich herbeigeführten Zusammentreffen mit dem Geistlichen ein paar Worte zu sprechen und aus seinem Munde den neuen Trost eines gütigen, gnadeverheißenden Bibelwortes zu empfangen. Diesmal jedoch und bis zu dem Augenblick, wo er bereits seinen Kopf zum Ohre der alten Dame herunterneigte, wollte Dimmesdale weder ein Bibelspruch noch sonst ein tröstendes Wort in den Sinn kommen. Nur ein frivoles und – wie ihm schien – kaum widerlegbares Argument gegen die Unsterblichkeit der Seele drängte sich ihm auf die Lippen – es hätte wohl, wie plötzlich wirkendes Gift, den Tod der alten Frau bedeutet! Was er ihr dann tatsächlich ins Ohr sagte, war ihm später nicht mehr in Erinnerung. Vielleicht auch waren seine Worte so verwirrt, daß sie die gute Frau nicht mehr ganz verstehen oder ihnen das Schicksal auf seine Weise einen besonderen Sinn unterlegen konnte. Als er sich nach einigen Schritten noch einmal umwandte, war das bleiche, runzelige Antlitz der alten Dame von Ergriffenheit und Freude wie verklärt.

Kaum hatte der Prediger die alte Frau verlassen, als ihm ein Mädchen seiner Gemeinde begegnete. Es war eine der schönsten, anmutigsten Jungfrauen der Stadt, die erst kürzlich, begeistert von Dimmesdales Predigt nach seinem nächtlichen Erlebnis auf dem Pranger, sich entschlossen hatte, den Freuden dieser Welt zu entsagen und nur noch nach himmlischen Gütern zu streben. Dimmesdale wußte

genau, daß es sein Bild war, welches dieses Mädchen im Herzen trug und welches ihrem religiösen Gefühl die Wärme der Liebe, ihrer Liebe aber die Heiligkeit eines religiösen Empfindens verlieh. Es mußte der teuflische Versucher selbst gewesen sein, der an diesem Abende das Mädchen von der Seite ihrer Mutter fortgelockt hatte, um es dem mit sich selbst so zerfallenen, hoffnungslos verlorenen Manne zuzuführen. Denn so groß war die Macht des Predigers – das wußte er! – über diese junge Seele, daß es nur eines einzigen Blickes bedurft hätte, um die blühende Unschuld zum Welken zu bringen, nur eines einzigen geflüsterten Wortes, um in diesem Herzen einen Sturm glühenden Begehrens zu entfachen! Mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung verbarg Dimmesdale schließlich sein Gesicht in seinem Mantel und eilte rasch an dem Mädchen vorüber, als habe er es nicht erkannt. Die Zurückbleibende aber fiel in eine Qual des Gewissens und machte sich Vorwürfe über tausenderlei eingebildete Fehler, welche vielleicht die Ursache des seltsamen Benehmens des verehrten Predigers waren. Und bis zum nächsten Tage ging sie mit rotgeweinten Augen ihren Alltagspflichten nach.

Ehe Dimmesdale dazu kam, sich dieses Sieges über den Versucher zu freuen, wurde er sich schon wieder eines neuen, nicht minder gräßlichen Verlangens bewußt. Gar zu gerne hätte er einigen auf der Straße spielenden Kindern, die kaum erst sprechen gelernt hatten, ein paar recht häßliche Schimpfworte beigebracht. Aus Rücksicht auf sein geistliches Gewand riß er sich jedoch los, da begegnete er einem betrunkenen Matrosen, der zu der Mannschaft des für ihn so bedeutungsvollen Schiffes gehörte. Diesem wollte er nun wenigstens, da ihm jede andere Verworfenheit versagt geblieben war, herzlich die Hand schütteln und sich an seinen derben Späßen und einer Reihe kräftiger, Himmel und Hölle verwünschender Flüche ergötzen! Es war schließlich nicht Tugend, sondern nur ein natürlicher, besserer Geschmack und seine steife, gewohnte Würde, die ihn auch aus dieser letzten Verwirrung herausführten.

Dimmesdale blieb stehen und schlug sich mit der Hand vor die Stirne. „Was ist es denn, was mich so furchtbar verfolgt?“ schrie er in Verzweiflung auf. „Bin ich denn wahnsinnig oder ganz und gar in der Gewalt des Bösen? Habe ich denn mit ihm einen Bund geschlossen und mit meinem Blute besiegelt, daß er mich nun so zur Erfüllung eines verruchten Versprechens zwingt und durch alle Tiefen der Hölle zerrt?“

In diesem Augenblick, so erzählte man sich später, kam Madame Hibbins, die stadtbekannteste Hexe, des Weges. Sie trug einen hohen Kopfputz und war in schwerem Samt aufs prächtigste gekleidet. Ob sie die Worte des Predigers gehört hatte oder seine Gedanken zu lesen verstand, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls blieb sie stehen, lächelte dem Geistlichen verschlagen zu und begann ein Gespräch:

„Habt Ihr, verehrter Herr, im Walde einen Besuch gemacht? Ei, ei! Ich bitte Euch, laßt es mich ein andermal wissen, ich würde mir eine Ehre daraus machen, Euch zu begleiten. Und auf mein Wort, meine Empfehlung gilt etwas bei ihm, den ihr aufgesucht habt, und hat schon manchem eine freundliche Aufnahme gesichert!“

„Ich muß gestehen, Madame, daß mir der Sinn Eurer Worte vollständig unverständlich ist!“ antwortete der Geistliche mit einer höflichen Verbeugung, wie es der hohe Rang der Dame und die gute Sitte verlangte. „Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht, noch welche Absicht Ihr mir zuzuschieben versucht. Der einzige Zweck meines Ganges war ein Besuch bei meinem Freunde, dem Apostel Eliot, um mit ihm ein paar Stunden über sein gesegnetes Wirken unter den Indianern zu verplaudern.“

„Hahaha!“ kicherte die alte Hexe, daß ihr hoher Kopfputz dabei bedenklich wackelte. „Ja, ja, so pflegt man bei Tag darüber zu reden, ich sehe, Ihr versteht Euch darauf! Doch um Mitternacht, im Walde, da wollen wir ein andermal weitersprechen –!“

Voll Würde und Stattlichkeit schritt sie an ihm vorüber, blickte sich aber noch oftmals um und lächelte ihm zu, als gelte es, ein geheimes Einverständnis zum Ausdruck zu bringen.

„Habe ich mich denn tatsächlich dem Satan verkauft“, sprach Dimmesdale zu sich selbst, „den diese alte Hexe – wie die Leute sagen – als ihren Herrn und Meister anerkennt?“

Der Unglückliche! In der Tat war er auf dem besten Wege, sich völlig dem Bösen auszuliefern! Verlockt von einem kurzen Traum des Glücks, hatte er zum ersten Male bewußt in etwas eingewilligt, was nach allen seinen bisherigen Grundsätzen Sünde war. Und schon hatte das Gift dieser Sünde sein ganzes Wesen ergriffen, alle guten Regungen in ihm betäubt und ihn in eine Flut böser Lüste hineingerissen, die ihn schier überwältigte. Verachtung und Gehässigkeit, Bosheit, Lüge und Spott über alles, was ihm bisher heilig gewesen war, regte sich nun in seinem Herzen, ergötzte und entsetzte ihn zugleich. Wenn die Begegnung mit Madame Hibbins wirklich stattgefunden hat – wie manche ja behaupten – so war sie nur ein sinnfälliger Ausdruck für die völlige Verlorenheit seines Gewissens, das seiner letzten, schwachen Stütze beraubt war.

Inzwischen hatte er endlich seine Wohnung erreicht und eilte die Treppe hinauf, um in seinem Studierzimmer Schutz zu suchen. Wie glücklich war er, diesen Zufluchtsort erreicht zu haben, ohne seinen augenblicklichen Zustand vor aller Welt durch eine jener Wahnsinnstaten verraten zu haben, zu denen es ihn trieb. Erschöpft atmete er auf

und blickte um sich: das altvertraute Zimmer mit seinen Büchern, den Fenstern und dem Kamin, alles war wie immer inmitten der Geborgenheit seiner vier Wände. Und doch – auch jetzt konnte er das Gefühl nicht loswerden, das ihn vom Walde bis hierher verfolgt hatte: es war nicht mehr seine Welt, durch die er schritt, nicht mehr sein Zimmer, das er erblickte. Fremd war alles um ihn, entsetzlich fremd, und er so weit davon entfernt! Hier hatte er gearbeitet und geschrieben, gefastet und gebetet, sich abgemüht in tausend einsamen Nächten! Hier stand die Bibel, Gottes Wort, in mächtigen, ewigen Lettern, dort, neben der eingetauchten Feder, lag eine unvollendete Predigt, mitten im Satze und im Gedanken abgebrochen, als er vor zwei Tagen von hier fortgegangen war. Ja, er selbst hatte alles das getan und gelitten, er, der bleiche, abgeehrte Prediger, und jenes Blatt war der Beginn seiner Festpredigt gewesen. Doch wie losgelöst von seiner Vergangenheit betrachtete er nun sein früheres Selbst mit verächtlicher, halb spöttischer, halb mitleidiger Miene. Jenes Selbst war verschwunden, als ein anderer war er aus dem Walde wiedergekehrt. War es eine höhere Erkenntnis, die er gewonnen hatte, die er in der Einfalt seines früheren Wesens nicht hatte fassen können? War er weiser geworden – oder nur ärmer und verworfener?

Während er solchen Gedanken nachhing, klopfte es plötzlich an die Türe. Mit einem tiefen Erschrecken, als erwarte er, einen bösen Geist eintreten zu sehen, rief er: „Herein!“ Roger Chillingworth betrat das Zimmer. Bleich und ohne ein Wort zu sprechen, stand ihm der Prediger gegenüber, die eine Hand schwer auf die Bibel gestützt, die andere auf seinem Herzen.

„Willkommen daheim, verehrtester Freund“, begrüßte ihn der Arzt. „Wie habt Ihr den Apostel Eliot angetroffen? – Doch mir scheint, Ihr seht blaß und angegriffen aus, der Weg durch die Wildnis war Euch wohl zu viel. Darf ich Euch meine Hilfe anbieten, um Euch wieder zu Kräften zu bringen für die bevorstehende Festpredigt?“

„Ich danke Euch sehr“, erwiderte Pastor Dimmesdale, „doch muß ich Euch widersprechen. Der Gang durch die frische Luft und der Besuch bei dem frommen Manne haben mir äußerst wohlgetan, ich war wohl zu lange schon in meinem Zimmer eingeschlossen gewesen. Nun aber glaube ich, Eure Arzneien entbehren zu können, sie haben sicherlich kräftig an mir gewirkt.“

Die ganze Zeit über hatte Chillingworth den Prediger mit jener ernsten Aufmerksamkeit beobachtet, die der Arzt einem Kranken widmet, doch trotz der äußerlichen Ruhe, die er dabei zur Schau trug, war Dimmesdale davon überzeugt, daß er von seiner Unterredung mit Hester Prynne bereits wisse oder sie mindestens ahne. Damit wußte er aber auch bereits, daß er nun nicht mehr als zuverlässiger Freund,

sondern als bitterster Feind hier stand. Nichts wäre natürlicher gewesen, als diese Gedanken nun auch in Worten zum Ausdruck zu bringen, doch ist es seltsam, wie lange dies bei Menschen oft dauert, die ein gewisses Thema vermeiden wollen, mag es ihnen auch noch so sehr im Herzen brennen. Im Gegenteil, der Prediger hatte wenig Furcht, daß Chillingworth ihr wahres Verhältnis nun allzubald mit Worten berühren würde, wengleich er in seiner versteckten Weise dem Geheimnis oft bedrohlich nahekam.

„Wäre es nicht besser“, meinte er eben, „heute doch noch einmal meiner bescheidenen Kunst zu vertrauen? Wahrlich, wir müssen alle Mühe daran wenden, Euch für das Fest stark und kräftig zu machen. Das Volk setzt die größten Erwartungen in Eure Predigt, fürchtet es doch, daß im nächsten Jahre sein Pastor vielleicht nicht mehr bei ihm weilen wird!“

„– sondern in einer anderen Welt“, setzte Dimmesdale mit frommer Ergebenheit hinzu. „Gebe Gott, daß es eine bessere ist! Denn auch ich glaube kaum, daß es mir beschieden ist, noch ein weiteres Jahr bei meiner Gemeinde zu verweilen. – Um aber auf Eure Arznei zurückzukommen, verehrter Freund, so brauche ich sie in meinem gegenwärtigen Zustande wirklich nicht. Ich fühle mich kräftig genug, habt besten Dank!“

„Es freut mich, dies zu hören“, entgegnete der Arzt, „vielleicht ist es die Auswirkung meiner Arzneien, die ich Euch so lange verabreichte. Ich würde mich glücklich schätzen und des öffentlichen Dankes gewiß sein, wenn ich zu Eurer endgültigen Heilung beigetragen habe!“

„Ich danke Euch für Eure Sorge von ganzem Herzen“, entgegnete der Pastor mit feierlichem Ernst, „und kann sie Euch nicht anders vergelten als durch mein Gebet.“

„Das Gebet eines Frommen ist Goldes wert, denn es gilt in der Ewigkeit!“ gab Roger Chillingworth zurück und verließ damit langsam wieder das Zimmer.

Sobald sich der Prediger allein sah, rief er einen Diener herbei und ließ sich zu essen bringen, denn er fühlte einen wahren Heißhunger. Dann warf er die begonnenen Blätter der Festpredigt ins Feuer und begann sie aufs neue zu schreiben. Und es durchströmte ihn ein solcher Reichtum an Gedanken und Gefühlen, daß es wie das Feuer göttlicher Eingebung in ihm brannte und er sich nur stumm verwundern konnte, daß der Himmel sich zur Verheißung seiner hohen Wahrheiten eines so jammervollen Instrumentes bedienen mochte.

Stunde um Stunde verging in rastlosem Eifer und noch versiegte der Flug der Gedanken nicht. Dann ging die Nacht zu Ende und der helle Morgen blickte durch das Fenster und blendete mit seinen Strahlen die überwachten Augen des Schreibers. Da legte dieser endlich die Feder aus der Hand. An seiner Seite aber türmte sich ein ganzer Stoß engbeschriebener Blätter.

21. FESTTAG IN NEUENGLAND

Schon am frühen Morgen des Tages, an dem der neue Gouverneur sein Amt aus der Hand des Volkes empfangen sollte, machte sich Hester Prynne mit Perle auf den Weg zum Marktplatze. Dort war bereits eine große Menge Volkes versammelt, Handwerker und geringere Leute vor allem, aber auch manch rauhere Gestalt, deren Anzug, aus Tierhäuten gegerbt, den Bewohner einer der Waldsiedlungen erkennen ließ, welche die Stadt umgaben.

Wie immer seit sieben Jahren, trug Hester auch an diesem Festtage ihr grobes, graues Wollkleid, dessen Machart noch mehr als die düstere Farbe ihr ein möglichst unauffälliges Aussehen gab. Um so deutlicher trat dafür der scharlachrote Buchstabe hervor, der ihre Gestalt aus der grauen Versunkenheit wieder hervorhob und mit seinem eigenen, bedeutungsvollen Glanz umgab. Hesters Antlitz hatte denselben unbeweglichen Ausdruck, den die Leute an ihr schon so gewohnt waren, maskenhaft starr wie die kalten Züge einer Toten.

Mag sein, daß an diesem Tage dabei ein neuer, niegesehener Ausdruck in ihren Augen lag, doch nur wer zuerst das Geheimnis ihres Herzens zu lesen imstande gewesen wäre, hätte ihn verstehen können. Sieben Jahre lang hatte sie die neugierigen Blicke der Menge als Strafe, als bittere Notwendigkeit, als Forderung eines harten, unbarmherzigen Gesetzes ertragen müssen – einmal nun, zum letzten Male, begegnete sie ihnen frei und offen, als wollte sie die Qual der langen Jahre zuletzt in stolzen Triumph verwandeln. „Blickt doch her!“ hätte sie all den neugierigen Gaffern zurufen mögen, „blickt noch einmal auf den scharlachroten Buchstaben und sein Opfer, das ihr zu lebenslanger Schmach verdammen wolltet, blickt her – es ist zum letzten Male! In kurzer Zeit, in wenigen Stunden schon wird das Meer dies Zeichen für immer verschlingen und das Brandmal in meinem Herzen löschen!“ Doch die menschliche Natur ist rätselhaft. In all die Vorfreude über die erhoffte Erlösung mischte sich ein leises, seltsames Bedauern über den Verlust dieser so schwer ertragenen Bürde, die doch so innig mit ihrem Leben verwachsen war. Einen letzten, langen Zug aus dem

bitteren Becher ihres Schicksals wollte Hester noch trinken, ehe sie sich für immer dem berausenden Weine des Lebens zuwandte, der in goldenem Becher sie nun erwartete!

Die kleine Perle an Hesters Seite war bunt und prachtvoll geschmückt. Man hätte es für unmöglich gehalten, daß ihr glänzendes, flimmerndes Kleidchen von derselben Hand angefertigt worden war wie das düstere Gewand der grauen Gestalt an ihrer Seite. Dazu hatte sich ihrer an diesem ereignisreichen Tage eine seltsame Erregung bemächtigt, die wie das wechselnde Gefunkel eines Diamanten die ganze Unruhe ihres Wesens widerspiegelte. Kinder haben ein feines Gefühl für die seelischen Erregungen der Erwachsenen, denen sie nahestehen, jede Veränderung oder Umwälzung der gewohnten Verhältnisse findet in ihrem Gemüte einen Niederschlag. So war auch Perles aufgeregtes, unruhevolles Wesen an diesem Tage nichts anderes als ein Spiegel der Erregung, welche ihre Mutter hinter einem undurchdringlichen Antlitz so gut zu verbergen verstand.

Wie ein wilder Vogel hüpfte sie herum, außerstande, ruhig an der Seite ihrer Mutter dahinzugehen. Von Zeit zu Zeit stieß sie laute, unzusammenhängende Rufe aus oder einen schrillen, durchdringenden Gesang. Ihre Unruhe steigerte sich noch, als sie mit ihrer Mutter den Marktplatz erreichte und des ungewöhnlichen Drängens und Treibens ansichtig wurde, das auf diesem sonst so friedlich-stillen Orte heute bereits herrschte.

„Mutter, was ist denn hier los?“ rief die Kleine aus. „Warum haben alle diese Leute ihre Arbeit verlassen? Ist denn heute ein Feiertag für die ganze Welt? Schau doch, der Schmied! Auch er hat sein russiges Gesicht gewaschen und die Sonntagskleider angezogen, nun sieht er drein, als möchte er gerne lustig sein, wenn ihm nur jemand zeigte, wie man das macht. Und dort ist Meister Brackett, der Gefängniswärter, er lächelt und nickt mir zu. Warum tut er das, Mutter?“

„Er erinnert sich deiner, als du noch ein ganz kleines Kind warst“, antwortete Hester.

„Deshalb braucht er mir auch nicht zuzunicken, der schwarze, häßliche Mann!“ sagte Perle. „Er soll *dir* zulächeln, wenn er will, denn du trägst ein armes, graues Kleid und außerdem den roten Buchstaben – doch sieh, wie viele fremde Gesichter hier unter der Menge sind, auch Indianer und Matrosen! Was suchen denn nur alle hier auf dem Marktplatze?“

„Sie wollen die Prozession sehen, die hier vorbeikommt“, gab die Mutter zurück. „Der Gouverneur und die Ratsherren, die Geistlichen und alle vornehmen Bürger der Stadt werden mit Musik und Soldaten hier vorbeiziehen, weißt du?“

„Wird der Prediger auch dabei sein und wird er mir wieder seine beiden Hände entgegenstrecken wie damals am Bache?“ fragte Perle.

„Sicherlich wird er dabei sein, Kind“, antwortete die Mutter, „doch heute wird er dich nicht begrüßen und auch du darfst ihn nicht ansprechen!“

„Was für ein seltsamer, trauriger Mann er doch ist!“ sagte das Kind wie im Selbstgespräch. „In der dunklen Nacht ruft er uns zu sich und hält uns an den Händen fest. Und draußen im Walde, wo es nur die alten Bäume hören und kaum der Himmel sieht, setzt er sich zu dir ins Moos und plaudert mit dir, und mir gibt er einen Kuß auf die Stirne, den man im Bache kaum mehr abwaschen kann! Hier aber am hellen Tage und inmitten all der Leute kennt er uns nicht – und auch wir dürfen ihn nicht begrüßen! Ein sonderbarer Mann ist er – und immer preßt er die Hand auf sein Herz!“

„Still, Perle! Diese Dinge verstehst du nicht“, erwiderte die Mutter. „Denk jetzt nicht an den Prediger, sondern schau um dich, wie fröhlich heute alle Menschen sind. Die Kinder kommen aus der Schule und die Erwachsenen aus ihren Werkstätten und von den Feldern, um miteinander dieses Fest zu feiern, denn heute wird ein neuer Mann die Herrschaft über die Provinz übernehmen. Immer, so lange Staaten bestehen, freuen sich die Menschen bei solchem Anlasse, als würde nun endlich ein gutes, goldenes Zeitalter für die arme, gequälte Welt beginnen!“

In der Tat waren die Gesichter der Menge von einer ungewohnten Heiterkeit erfüllt. An diesem einzigen Festtage im Jahre gaben sich die Puritaner nach alter Sitte jedem Vergnügen hin, das nach ihrer strengen Auffassung geziemlich schien, und die ernste Düsterteit und gewohnte Strenge ihrer Mienen erhellte sich für die Dauer dieses einzigen Tages zu einem natürlich-heiteren, doch immer noch beherrschten Lächeln.

Doch vielleicht übertreiben wir die graue und düstere Note, welche jenes Zeitalter ohne Zweifel charakterisierte. Die Leute, die jetzt den Marktplatz von Boston belebten, waren noch nicht in jene puritanische Düsterteit hineingeboren worden. Sie stammten aus England und ihre Väter hatten in dem heiteren Wohlbehagen der elisabethanischen Zeit gelebt, jener Periode, die so prächtig und vergnüglich war wie nur je eine Epoche in der englischen Geschichte. Wären sie ihrem ererbten Geschmache treu geblieben, dann hätten die Bewohner Neuenglands jedes öffentliche Ereignis mit Banketten und Feuerwerken, Schauspielen und Prozessionen feiern müssen und das ganze majestätische Gepräge, welches das Volk bei solchen Gelegenheiten zu sehen wünschte, wäre von heiterer Lust und Fröhlichkeit durchdrungen gewesen. Ein schwacher Abglanz einer solchen Festlichkeit lag ja auch tatsächlich noch über der Feier, mit der man heute den Beginn des politischen Jahres

beginnt, eine blasse Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, eine farblose Wiederholung etwa eines der stolzen Feste, mit dem man in London die Amtseinführung eines neuen Stadtoberhauptes feierte. Und sie alle, die Väter und Gründer des Gemeinwesens, die Staatsmänner, Priester und Soldaten, hielten es für ihre Pflicht, an diesem Tage jene Pracht und Würde zu entfalten, die schon von alters her das äußere Kennzeichen von Rang und sozialer Bedeutung war. Sie zeigten sich heute dem Volke und nahmen teil an der festlichen Prozession, um auf diese Weise die Würde und Bedeutung des jungen Gemeinwesens so recht zum Ausdruck zu bringen.

An diesem Tage ruhte auch die Arbeit, welche zu jeder anderen Zeit mit derselben Strenge und Genauigkeit befolgt wurde wie ein Gebot der Religion. Freilich gab es keine öffentlichen Belustigungen wie in England zu Elisabeths oder Jakobs Zeiten – keine Theateraufführungen, keine Sänger und Spielleute und keine Spaßmacher. Alle solchen Versuche wären nicht nur vom Gesetze, sondern auch von der öffentlichen Meinung unterdrückt worden, die dem Gesetz ja erst Bedeutung verleiht. Trotzdem lag heute ein, wenn schon nicht ausgelassenes, so doch behaglich-biederer Lächeln auf allen Gesichtern. Es mangelte auch nicht an allerlei Spielen und Zerstreuungen, die schon lange in den Dörfern und Flecken Englands geübt worden waren und die man auch in der neuen Heimat ihres kämpferischen Wertes wegen beibehalten hatte. So sah man hier und dort Ringkämpfe in der Art, wie sie in Cornwall oder Devonshire üblich waren, oder ein harmloses Stockfechten. Am meisten zog jedoch ein Zweikampf mit Schwert und Schild die Aufmerksamkeit der Zuschauer an, der auf der Plattform des Prangers abgehalten werden sollte, und es bereitete allseits große Enttäuschung, als der Stadtbüttel gegen eine solche Entweihung der von der Majestät des Gesetzes geweihten Stätte Einspruch erhob.

War das Bild des Marktplatzes im allgemeinen auch von dem düsteren Grau, Braun oder Schwarz der englischen Ansiedler beherrscht, so mischten sich auch verschiedene lebhaftere Farben hinein. Eine Gruppe von Indianern in der reichen Buntheit ihrer kunstvoll gestickten Kleider stand daneben, rot und gelb bemalt und mit dem Schmucke ihrer Federn angetan. In der Hand trugen sie Pfeil und Bogen sowie Speere mit steinernen Spitzen, ihre Gesichter aber waren so undurchdringlich ernst, daß selbst der strengste Puritaner sie darin nicht übertreffen konnte. Trotz ihrer seltsamen Buntheit aber boten sie bei weitem keinen so wilden Anblick wie einige Matrosen von der Mannschaft des Schiffes im Hafen, die gleichfalls an Land gekommen waren, um sich das Fest anzusehen. Mit ihren sonnverbrannten Gesichtern und ungeheuren Bärten waren es in der Tat abenteuerliche Gestalten. Ihre weiten, kurzen Hosen wurden um die Mitte von einem breiten Gürtel zusammengehalten, in dem ein langes

Messer, in manchen Fällen auch ein Schwert steckte. Unter ihren breitkrepmpigen Hüten blickten Augen hervor, die selbst bei guter und fröhlicher Laune etwas von tierischer Wildheit an sich hatten. Ohne Furcht und Scheu setzten sie sich über alle Vorschriften hinweg, denen das Benehmen der anderen unterworfen war. So rauchten sie ihren Tabak dem Büttel gerade vor die Nase oder zogen ihre Wein- und Schnapsflaschen aus der Tasche, um daraus einen kräftigen Schluck zu nehmen, ja, sie ließen sogar die Umstehenden in freimütiger Weise davon kosten. Es kennzeichnet treffend die unvollständige Moral jener sonst so strengen Zeit, daß sie den Seefahrern zu Land und zu Wasser völlig freie Hand für Gewalttaten und Gesetzlosigkeiten jeder Art ließ. Ein Matrose jener Zeit würde nach heutigen Maßstäben zweifellos als Seeräuber gelten, dessen Taten ihm vor einem Gerichte unserer Tage den Kopf kosten würden. Und was die Mannschaft des zur Zeit im Hafen von Boston liegenden Schiffes betraf, so haben wir keine Ursache anzunehmen, daß sie in irgendeiner Weise eine löbliche Ausnahme machte.

Doch das Meer wogte und schäumte zu jenen Zeiten nach seinem eigenen Willen und seine unbedingte Freiheit galt auch für alle diejenigen, denen es Heimat war. Wer als Freibeuter die See durchschifft hatte, konnte jederzeit, sobald er seinen Beruf aufgab, auf dem Lande als rechtschaffener und ehrenwerter Mann gelten und niemand würde daran Anstoß genommen haben, mit ihm in Verkehr zu treten. Auch die ehrwürdigen puritanischen Bürger in ihren schwarzen Mänteln, steifen Halskrausen und spitzen Hüten lächelten jetzt durchaus wohlwollend den lärmenden Gestalten zu, und es erregte auch kein besonderes Aufsehen, daß selbst ein so hochgeachteter Mann wie Roger Chillingworth, der Arzt, nun im vertrauten Gespräch mit dem Kommandanten des fraglichen Schiffes den Marktplatz betrat.

Der letztere war bei weitem die auffallendste und glänzendste Erscheinung unter der ganzen Menge, soweit es den Anzug betraf. Sein Rock war reich mit Bändern verziert und auf seinem federgeschmückten Hute trug er eine goldene Schnur. An seiner Seite hing ein Schwert und auf seiner Stirne sah man die Narbe eines Säbelhiebes, die er durch kunstvolle Anordnung seiner Haare mehr hervorzuheben als zu verbergen suchte. Wäre ein Bürger der Stadt in diesem Aufzuge erschienen, er hätte unweigerlich mit einem strengen Verhör und Bestrafung rechnen müssen, bei dem Kommandanten des Schiffes jedoch gehörte das alles zu seiner persönlichen Eigenart, wie die glitzernden Schuppen zu einem Fische.

Nachdem sich der Kommandant von dem Arzt verabschiedet hatte, stolzierte er gemächlich auf dem Platze umher, bis er zufällig in die Nähe Hester Prynnes kam. Er schien sie zu erkennen und wandte sich sogleich ihr zu. Wie gewöhnlich war um

Hester Prynne ein kleiner leerer Kreis, den, wie durch Zauberhand gebannt, niemand zu betreten wagte, mochte sich die Menge sonst auch noch so sehr drängen. Es war dies eine Folge der absoluten Vereinsamung, in welcher sich die Trägerin des scharlachroten Buchstabens teils aus eigener Zurückhaltung, teils infolge der instinktiven, wenngleich nicht mehr feindlichen Zurückhaltung der anderen immer noch befand. In diesem Augenblicke jedoch gereichte es Hester zum großen Vorteile, gab es ihr doch die Möglichkeit, mit dem Seemann ungestört ein paar Worte zu sprechen. Gleichzeitig warf es ein bedeutsames Licht auf ihre völlig veränderte Stellung in der Stadt, wäre doch keine andere Frau so absolut sicher vor übler Nachrede gewesen wie sie, die einst ehrlos und ausgestoßen war.

„Also, Frau Prynne“, sagte der Kapitän zu ihr, „ich muß nun dem Steward sagen, um eine Kajüte mehr bereit zu machen, als wir verabredet haben! Auf dieser Reise brauchen wir wohl Skorbut oder böses Fieber nicht zu fürchten, wenn zu dem Schiffsarzt nun auch noch dieser andere Doktor hinzukommt. Höchstens, daß uns die allzu vielen Pillen und Arzneien dann gefährlich werden, um so mehr ich einen großen Vorrat davon an Bord führe.“

„Was meint Ihr – was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Hester, bemüht, ihre Bestürzung zu verbergen. „Habt Ihr denn noch einen weiteren Passagier?“

„Oh – wißt Ihr nicht, daß jener alte Arzt – Chillingworth nennt er sich – ebenfalls mein Schiff versuchen will? – Ich dachte, Ihr kennt ihn gut, denn er erzählte mir, er wäre ein guter Freund jenes Herrn, von dem Ihr spracht, und gehörte zu Eurer Gesellschaft!“

„Freilich kennen die beiden einander gut“, antwortete Hester mit äußerlich ruhiger Miene, während ein tödliches Erschrecken sie erfüllte. „Sie wohnten lange mitsammen im selben Hause!“

Das war alles, was Hester und der Kommandant mitsammen besprachen. Doch als sie aufblickte, bemerkte sie im selben Augenblick Roger Chillingworth, der in der äußersten Ecke des Marktes stand und sie lächelnd beobachtete. Und es war ein Lächeln, das sie über die ganze schwatzende, lärmende und geschäftige Menge hinweg lähmend traf wie die Gewißheit eines kommenden Unheils.

22. DER FESTZUG

Ehe Hester Prynne ihre Gedanken sammeln konnte, um zu überlegen, was nun unter den so plötzlich geänderten Verhältnissen zu tun sei, hörte man aus einer Nebenstraße heraus bereits den Klang näherkommender Militärmusik. Sie kündete das Nahen des Festzuges an, in welchem sich die Ratsherren und Bürger der Stadt nach altem Brauche in die Kirche begaben, wo Pastor Dimmesdale die Festtagspredigt halten sollte.

Bald war auch die Spitze des Zuges zu sehen. In langsamen, feierlichem Marsche bog sie in den Marktplatz ein und bewegte sich dann quer durch die staunende, drängende und gaffende Menge hindurch. Zuerst kam die Musik. Zwar stimmten die verschiedenen Instrumente nur unvollkommen zueinander und wurden auch nur mit geringer Kunstfertigkeit gespielt, die mächtige Harmonie der Trommeln und Trompeten aber verlieh dem ganzen Schauspiel doch etwas Feierliches und Triumphierendes und versetzte die Zuschauer in jene festliche Hochstimmung, die dem Ereignis entsprach. Perle klatschte vor Freude in die Hände und für eine Weile fiel die Unruhe, die sie den ganzen Morgen beherrscht hatte, völlig von ihr ab. Schweigend und staunend sah sie dem Schauspiele zu, wie ein Vogel emporgetragen von den auf- und abschwellenden Tönen der Musik, die sie ihrer Umgebung völlig entrückte. Freilich dauerte dieser Zustand nicht lange. Das Blitzen der Waffen, das Spiegeln des Sonnenlichtes auf den blanken Rüstungen der Krieger, die nun hinter der Musik einhermarschieren, versetzte sie bald wieder in ihre frühere Erregung und Unruhe und nahm sie völlig gefangen.

Die Abteilung Soldaten, die als militärischer Ehrenschutz den Zug begleitete, war eine Art von Bürgerwehr, die als Trägerin eines alten und ehrwürdigen Ruhmes immer noch fortbestand. Es gab in ihren Reihen keine Söldner, sondern nur angesehene Bürger der Stadt, die eine besondere kriegerische Neigung hatten und in dieser Waffenbrüderschaft versuchten, ähnlich wie die Tempelritter der vergangenen Zeit das hohe Waffenhandwerk zu erlernen, soweit dies in friedlichen Verhältnissen überhaupt möglich war. Das hohe Ansehen, welches man damals den Kriegern zollte, war schon aus der stolzen Haltung jedes einzelnen Mitgliedes dieser Gemeinschaft zu erkennen. Einige von ihnen hatten sich allerdings durch ihre Dienste in den Niederlanden und auf manch anderem europäischem Schlachtfelde ihren Krieger Ruhm rechtmäßig erworben. Doch auch die anderen gaben ihnen an Würde nicht nach und der ganze

Zug, gekleidet in blanken Stahl und mit wehenden Federbüschen auf den Helmen, bot einen so prächtigen Anblick, wie ihn kein neuzeitliches militärisches Schauspiel zu erreichen vermag.

Dennoch waren die hinter den Soldaten folgenden bürgerlichen Würdenträger in noch höherem Maße der allgemeinen Aufmerksamkeit wert. Schon in Aussehen und Haltung hatten sie etwas so Majestätisches, daß der gekünstelte Pomp der Krieger dagegen fast lächerlich erschien. Es war ein Zeitalter, in dem Talent und Können vielleicht weniger geschätzt wurden als heute, Festigkeit und Würde des Charakters jedoch entschieden mehr. Das Volk besaß ein starkes, ererbtes Gefühl der Verehrung für die Träger öffentlicher Autorität, das uns heute mehr und mehr abhanden gekommen ist. Da nun König, Adel und alle traditionellen Würdenträger in der alten Heimat zurückgeblieben waren, zollten sie die Achtung und Ehrfurcht, die ihnen ein Bedürfnis war, dafür dem weißen Haare und der Würde des Alters, bewährter Redlichkeit, echter Weisheit und schwerer Lebenserfahrung und all jenen Eigenschaften des menschlichen Charakters, die seit jeher den Begriff der Persönlichkeit bestimmten. Ihre Staatsmänner und Oberhäupter zeichneten sich daher auch weniger durch Schärfe des Verstandes als durch Besonnenheit und Zuverlässigkeit des Charakters sowie durch Kraft und gesundes Selbstvertrauen aus. Dadurch allein waren sie auch in der Lage, so stark und mannhaft gegen alle Schwierigkeiten und Gefahren anzukämpfen, die am Anfang die junge Kolonie von allen Seiten bedrohten.

Auch diesmal bestand die neugewählte Regierung aus Männern, deren kraftvolle Gesichtszüge und stattliche Erscheinungen die Festigkeit und Stärke ihres Wesens deutlich zum Ausdruck brachten. Selbst das Mutterland hätte sich nicht zu schämen brauchen, solchen Männern die höchsten Ämter anzuvertrauen.

Hinter den Ratsherren schritt der junge Prediger einher, der beauftragt worden war, die religiöse Feier des hohen Tages zu bestreiten. In seinem Berufe konnten sich zu jener Zeit die geistigen Fähigkeiten wohl besser entfalten als im politischen Leben, ja, das Predigeramt bot auch – abgesehen von höheren Motiven – jedem Ehrgeiz vollste Befriedigung, wurde ihm doch von Seiten des Volkes eine fast abgöttische Verehrung zuteil. Selbst politische Gewalt war, wie Einzelfälle bewiesen, einem erfolgreichen Priester durchaus nicht verschlossen.

Seit Pastor Dimmesdale seinen Fuß auf den Boden Neuenglands gesetzt hatte, war er wohl selten noch mit solcher Kraft und Festigkeit aufgetreten wie jetzt, da er im Zuge der Prozession einherschritt. Seine Gestalt verriet keine Schwäche, sein Rücken war

nicht gebeugt, seine Hand ruhte nicht ängstlich auf seinem Herzen. Wer ihn jedoch genauer beobachtete, dem schien es, als käme seine Kraft nicht aus seinem Körper, sondern allein aus der Glut seines Geistes und der Fülle der Gedanken, die ihn durchströmten. Wurde er von der lauten, aufschwellenden Musik emporgehoben und himmelwärts getragen – oder hörte er den Klang der Trompeten gar nicht, wie er so in sich versunken dahinging? Mit kräftigen Schritten bewegte sich sein Körper vorwärts, wo aber waren seine Gedanken? Unbewußt der körperlichen Bürde, war er so völlig von seinem Geiste beherrscht, daß er nichts hörte und nicht wußte, was um ihn vorging. Es war eine solche Konzentration der seelischen Kräfte, wie sie oft bei kranken Menschen mit hochentwickeltem Intellekt vorkommt, die ihre ganze Kraft in einer bedeutsamen Stunde verströmen und dann wie leblos und leer zusammenbrechen.

Hester Prynne, deren Augen unverwandt an dem Prediger hingen, fühlte eine tiefe Traurigkeit in sich aufsteigen. Einen Blick des Wiedererkennens hatte sie doch wenigstens erhofft, aber Dimmesdale erschien ihr völlig außerhalb ihres Bereiches wie in einer fremden Sphäre. Sie dachte an das einsame Waldtal, an ihre Sorgen und ihre Liebe, an die Moosbank, auf der sie Hand in Hand miteinander gesessen waren und wo sich das traurige Murmeln des Bächleins mit dem leisen Klang ihrer Stimmen gemischt hatte, als sie ihr Herz einander ausschütteten. Wie nahe waren sie damals einander gewesen – war dies denn nun derselbe Mann? Stolz schritt er an ihr vorüber im Zuge der hohen, ehrwürdigen Männer, von den Klängen der Musik umflossen, unerreichbar für sie nicht nur im Glanze seiner weltlichen Stellung, sondern mehr noch infolge der Abgeschlossenheit seiner Gedanken, in der er sie nicht einmal wahrzunehmen schien. Hesters Herz sank zusammen – so war denn alles Täuschung gewesen, alles nur ein Traum? War kein lebendiges Band zwischen ihr und diesem Manne? Und die weibliche Natur ihres Wesens war in diesem Augenblicke so stark in ihr, daß sie ihm dies völlige Zurückziehen aus ihrer gemeinsamen Welt nicht vergeben konnte, während sie umsonst aus der Dunkelheit die verlangenden Hände nach ihm ausstreckte – jetzt, da der schwere Tritt ihres Schicksals näher und näher kam!

Perle sah und teilte die Gefühle ihrer Mutter, vielleicht auch spürte sie selbst, wie fern und unnahbar der Prediger jetzt für sie war. Unruhig wie ein Vogel flatterte sie während der ganzen Prozession hin und her, erst als alles vorüber war, blickte sie zu Hester auf:

„Mutter, war denn das derselbe Prediger, der mich am Bache auf die Stirne küßte?“

„Still, Kind!“ flüsterte Hester, „man darf auf dem Marktplatze nicht immer davon sprechen, was im Walde geschah.“

„Ich konnte es nicht glauben, daß er es war“, fuhr das Kind fort, „sonst wäre ich zu ihm hingelaufen und hätte ihn gefragt, ob er mich nicht vor allen Leuten wieder küssen möchte, wie damals unter den dunklen Bäumen. Was würde er wohl gesagt haben, Mutter? Hätte er die Hand wieder auf sein Herz gepreßt und mich gescholten?“

„Was hätte er sagen sollen, als daß jetzt nicht die Zeit zum Küssen wäre und der Marktplatz auch nicht der richtige Ort!“ antwortete Hester. „Es war dein Glück, Kind, daß du ihn nicht fragtest!“

Ein Schatten derselben Empfindung bezüglich Pastor Dimmesdales mochte wohl auch jene Person bewegen, die sich nun in ihrer Absonderlichkeit – oder richtiger gesagt Geistesstörung – Hester Prynne näherte, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Es war Madame Hibbins, die Schwester des gewesenen Gouverneurs, die sich ebenfalls in festlichstem Gewände unter den Zuschauern befand. Da sie allgemein in dem üblen Rufe stand, die Hauptperson bei all dem Hexenwerk zu sein, das fortwährend heimlich betrieben wurde (eine Tatsache, die sie bald darauf den Kopf kostete), wich die Menge vor ihr scheu zurück, als fürchte sie, durch die Berührung mit ihrem faltigen Rocke selbst vom Bösen angesteckt zu werden. Und obwohl man Hester gegenüber keine solche Abneigung mehr hegte, flößte das Zusammensein dieser beiden Frauen den Leuten doch ein solches Grauen ein, daß sie sich eiligst aus ihrer Nähe zurückzogen und den Platz um die beiden räumten.

„Wahrhaftig, wer würde so etwas glauben!“ flüsterte die Alte Hester vertraulich zu. „Jener fromme Mann, wie ein Heiliger auf Erden sieht er aus und das Volk hält ihn dafür! Und doch ist es erst eine kurze Weile her, seit er direkt aus seinem Studierzimmer, vielleicht noch mit einem Bibelspruch im Munde, sich zur Erholung in den Wald begab! Ha ha! Wir wissen, was das bedeutet, Hester Prynne! Aber im Ernst, ich kann es kaum glauben, daß es derselbe Mann ist. Ich sah manchen hier im Zuge mitmarschieren, der schon oft mit mir zur Nachtzeit draußen im Reigen tanzte, wenn Er die Fiedel schwang! Das nimmt mich weiter nicht wunder, denn ich kenne die Welt. Doch jener Mann? Seid denn Ihr ganz sicher, Hester, daß es derselbe war, der Euch im Walde draußen begegnete?“

„Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht, Madame“, antwortete Hester, die zwar die Alte entschieden für schwachsinnig hielt, sich über die Sicherheit aber doch entsetzte, mit der jene von ihren und vieler anderer Menschen Beziehungen zum Bösen sprach. „Es

geziemt mir nicht, über einen so frommen und gelehrten Mann wie Pastor Dimmesdale ein abfälliges Wort zu sprechen!“

„Pfui, schäme Dich!“ schrie die Alte daraufhin erbost und drohte Hester mit dem Finger. „Glaubst Du, ich war so oft im Walde und könnte nun nicht unterscheiden, wer noch mit dabei war, auch wenn kein Blatt des wilden Laubes, mit dem er sich zum Tanze bekränzte, mehr an seinen Haaren hängt? Ich kenne dich, Hester, denn ich sehe das Zeichen, das auf deiner Brust leuchtet und wie eine rote Flamme in der Dunkelheit glüht. Du trägst es offen auf deiner Brust – doch der Prediger? Merke dir, der Schwarze duldet es nicht, daß einer seiner Diener, der sich ihm verkauft und verschrieben hat, den Bund so ängstlich verbirgt wie Pastor Dimmesdale. Gib acht, er wird dafür sorgen, daß das Zeichen vor aller Welt enthüllt wird! Was ist es denn, was der Prediger immer mit der Hand zu verbergen sucht, die er über seinem Herzen hält? Was ist es, Hester Prynne – ha?“

„Was ist es denn, Frau Hibbins?“ fiel Perle eifrig ein. „Habt Ihr es gesehen?“

„Sei unbesorgt, Schätzchen!“ antwortete die Alte und machte vor dem Kinde eine tiefe Verbeugung. „Eines Tages wirst du es selbst sehen – man sagt doch, du stammst vom Beherrscher der Lüfte ab, nicht? Willst du einmal nachts mit mir ausreiten, um deinen Vater zu sehen? Dann wirst du erfahren, warum der Pfarrer immer die Hand auf sein Herz preßt, hahaha!“

Mit einem schrillen Gelächter, das weit über den Marktplatz hin zu hören war, ging die Irrsinnige wieder von dannen.

Inzwischen war in der Kirche das einleitende Gebet vorüber und man vernahm Pater Dimmesdales Stimme, der nun seine Predigt begann. Ein unwiderstehliches Gefühl zog Hester dabei an. Da jedoch das Gedränge in dem Räume schon zu groß war, als daß noch ein Mensch Eintritt hätte finden können, blieb sie dicht in der Nähe des Einganges an der Seite des Prangers stehen. Zwar konnte sie die Worte hier nicht mehr unterscheiden, doch der Klang und Tonfall der Stimme drang bald lauter, bald leise murmelnd an ihr Ohr.

Dieser Wohlklang der Stimme war an und für sich schon eine höchst seltene Gabe. Ohne daß der Zuhörer vom Sinn der Worte etwas zu verstehen brauchte, wurde er von ihrer Melodie allein schon so erfaßt, als höre er Musik. Leidenschaft und Pathos, zarte oder wilde Erregung lag im Klange dieser Stimme, die jedes Herz verstehen mußte. Obgleich die Mauern der Kirche den Schall dämpften, lauschte Hester Prynne mit solcher Spannung und Hingebung, daß die Predigt für sie einen ganz besonderen Sinn

gewann, ungeachtet der Bedeutung ihrer Worte. Zuerst vernahm sie nur einen leisen Flüsterton wie das ruhige Säuseln des Windes. Dann aber, aufsteigend und anschwellend zu immer volleren Akkorden, strömte es mit allem Reichtum menschlicher Kraft und Innigkeit über sie hinweg, daß ein Schauer der Ergriffenheit sie durchzitterte und eine tiefe Ahnung menschlicher Größe.

Wie majestätisch die Stimme aber auch ertönte, immer schwang ein Zug von leiser Wehmut in ihr mit – der Schmerz der gequälten Menschheit war es, der sich bald in bangem Stöhnen, bald in wildem Aufschrei offenbarte und in jeder Brust eine Saite zum Klingen brachte. Zuweilen war nichts zu hören außer diesem leisen Seufzen, aber auch wenn die Stimme des Predigers unwiderstehlich emporstieg und die Wände der Kirche schier zu sprengen schien, vernahm ein aufmerksamer Zuhörer den gequälten Unterton dieses Schmerzes, der wie die Klage eines schuldbeladenen Herzens war, das seine Last dem größeren Herzen der Mitwelt anvertrauen wollte. Und dieser tiefe und schmerzliche Grundton war es vor allem, welcher der Stimme des Predigers ihre fast unwiderstehliche Gewalt verlieh.

Wie eine Statue stand Hester während der ganzen Zeit am Fuße des Prangers. Hätte sie nicht die Stimme des Predigers hier festgehalten, so wäre schon der Ort allein von einer unerklärlichen Anziehungskraft für sie gewesen. Hier hatte sie die ersten Stunden ihrer Schande durchlebt, ein unwägbares Gefühl – zu unbestimmt, um sich zu einem klaren Gedanken zu formen, doch schwer auf ihrer Seele lastend – sagte ihr, daß auch ihr weiteres Leben noch mit diesem Orte verbunden bleiben würde bis zu einer gnädigen Erlösung.

Perle hatte unterdessen die Seite ihrer Mutter verlassen und vergnügte sich auf ihre Weise auf dem Marktplatze. Wie ein bunter Vogel huschte sie zwischen der ernstesten Menge herum und manch einer sah ihr mit heiterem Lächeln nach, wie sie in rastloser Bewegung oder auf den Zehen tänzelnd dahineilte. Wo immer sie etwas sah, was ihre Neugierde erregte, eilte sie sogleich hin und nahm mit sieghafter Selbstverständlichkeit davon Besitz. Die Puritaner sahen ihr lächelnd zu, doch zweifelten nur wenige an ihrer dämonischen Herkunft. Allzu selten war ihre kindliche Schönheit und das springlebendige Wesen, das sie erfüllte. Ohne Scheu näherte sie sich sogar den Indianern, dann wieder mischte sie sich unter eine Gruppe von Matrosen und diese wilden Gestalten des Meeres blickten ihr erstaunt und bewundernd nach, als hätte der springende Schaum wildbewegter Wogen hier menschlich-kindliche Gestalt angenommen und tanzte lebendig vor ihren Augen einher.

Einer dieser Seeleute – es war der Kommandant des Schiffes selbst, der eben vorhin mit Hester Prynne gesprochen hatte – war von Perles Wesen so bezaubert, daß er sie fangen wollte, um ihr einen Kuß zu rauben. Da es ihm aber nicht gelang, sie zu haschen, nahm er die goldene Kette, die um seinen Hut gewunden war, und warf sie dem Kinde zu. Mit flinker Bewegung fing sie Perle auf und wand sie sich mit solcher Geschicklichkeit um Hals und Brust, als wäre der Schmuck ein Teil ihrer selbst und schon immer für sie bestimmt gewesen.

„Deine Mutter ist doch jene Frau mit dem scharlachroten Buchstaben“, sagte der Kapitän zu ihr, „willst du ihr nicht eine Botschaft überbringen?“

„Ja, wenn mir die Botschaft gefällt!“ antwortete Perle.

„Dann sag ihr, daß ich noch einmal mit jenem alten, buckligen Doktor sprach. Er will seinen Freund, den Mann, den sie kennt, selbst mit an Bord bringen, so daß deine Mutter nur für sich selbst und dich zu sorgen braucht. Wirst du ihr das bestellen, du kleine Hexe?“

„Warte nur, wenn du mich so schimpfst!“ zürnte Perle mit hochmütigem Lächeln. „Madame Hibbins sagt, mein Vater ist der Beherrscher der Lüfte! Ich werde dich bei ihm verklagen, dann wird er einen Sturm senden, der dich samt deinem Schiffe zerschmettert!“

Im Zickzack über den Marktplatz laufend, kehrte Perle dann zu ihrer Mutter zurück und berichtete ihr, was der Seemann gesagt hatte. Da sank Hester, die bisher alles noch ruhig ertragen hatte, endgültig der Mut und sie sah sich einem dunklen und unerbittlichen Verhängnis gegenüber, welches ihr mit höhnischem Lächeln gerade in dem Augenblick in den Weg trat, als sich für sie und Dimmesdale ein rettender Ausweg aus dem Elend ihrer Verzweiflung gezeigt hatte.

Bestürzt über die furchtbare Nachricht, die ihr der Kapitän gesandt hatte, war sie zugleich noch einer anderen Qual ausgesetzt. Es waren nämlich an dem Tage viele Leute aus der Umgebung in die Stadt gekommen, die zwar schon oft von dem scharlachroten Buchstaben und den zahllosen übertriebenen und abergläubischen Gerüchten darüber gehört, ihn aber noch nie mit eigenen Augen gesehen hatten. Nun, da die anderen Unterhaltungen sich allmählich erschöpften, drängten sich diese Leute um Hester und umringten sie mit roher Zudringlichkeit. Zwar wagten sie nicht, ihr ganz nahe zu kommen und den Zauberkreis zu durchbrechen, den das seltsame Zeichen ausstrahlte, doch standen sie neugierig gaffend um sie herum und konnten sich nicht genug tun an höhnischen Gesten und Bemerkungen. Die ganze Bande der

Matrosen kam alsbald, angezogen von dem Auflauf, hinzu, und während sie sich die Bedeutung des scharlachroten Buchstabens erzählen ließen, starrten ihre wetterharten Gesichter mit unverhohlener Neugierde auf die unglückliche Gestalt. Selbst Indianer, von der Bewegung der Weißen angesteckt, gesellten sich mit lautlosen Schritten zu der Menge und hefteten den Blick ihrer dunklen Augen auf Hesters Brust, als gelte es, einen besonderen Würdenträger, der durch die glänzende Stickerei ausgezeichnet war, zu bewundern. Schließlich schlenderten auch noch viele Mitbürger der Stadt, deren eigenes Interesse an dem scharlachroten Buchstaben zwar längst erloschen, durch die Anteilnahme der Fremden aber aufs neue aufgeschürt worden war, langsam herbei und die kühle, gleichgültige Art, mit der sie das langgewohnte Zeichen der Schande betrachteten, verursachte Hester vielleicht die größte Pein. So sah sie wieder dieselben Gesichter um sich, die einst vor sieben Jahren vor der Gefängnistüre auf sie gewartet hatten, nur eine der jungen Frauen fehlte – erst vor kurzem hatte sie ihr das Totenhemd genäht.

Und so stand sie am letzten Tage, ehe sie das schmachvolle Zeichen für immer von ihrer Brust hatte reißen wollen, noch einmal mit brennendem Herzen im Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit und die Qual dieser Stunde war größer als je eine andere in all den vergangenen, einsamen Jahren.

Während Hester so die Flut der Schande über sich ergehen lassen mußte, blickte drinnen von geweihter Kanzel der Prediger auf seine andächtig lauschende Gemeinde herab, deren Herz und Sinn vollständig in seine Gewalt gegeben waren.

Er, der verehrte Priester inmitten seiner Gläubigen – und dort das Weib mit dem scharlachroten Buchstaben inmitten des höhnnenden Volkes – wer hätte ahnen können, daß sie beide vom Schicksal mit unzerreißbarer Kette zusammengeschmiedet und vom selben Brandmal gezeichnet waren?

23. DAS GEHEIMNIS DES SCHARLACHROTEN BUCHSTABENS

Endlich schwieg die Stimme, welche die Seelen der Zuhörer wie auf den Wogen des Meeres mit sich fortgetragen hatte. Einen Augenblick lang trat tiefe Stille ein, dann erhob sich ein Flüstern und unterdrücktes Murmeln, als kehrten die Zuhörer, befreit von dem hohen Schwunge, der sie in die Region eines anderen Geistes emporgehoben hatte, nun wieder zu sich selbst und in ihren mühseligen Alltag zurück. Im nächsten Augenblick strömten sie aus der Kirche ins Freie.

Hier fanden sie endlich Worte für die Begeisterung, die sie erfüllte, und Markt und Straße widerhallten alsbald von dem einstimmigen Lobe, das man dem Prediger zollte. Hunderte von Stimmen tönnten durcheinander, jeder der Zuhörer mußte dem anderen seine Bewegung, seine Ergriffenheit und Bewunderung mitteilen und doch hatte keiner Geduld, dem Nächsten ebenso ruhig zuzuhören. Bei allen aber herrschte nur eine Meinung, daß noch nie ein Mann so weise und hohe Worte gefunden, noch nie Begeisterung und göttliche Eingebung so sichtbar aus dem Munde eines Sterblichen gesprochen habe wie bei der eben gehörten Predigt Pastor Dimmesdales.

Sein Thema war das Verhältnis der Gottheit zu den verschiedenen menschlichen Gemeinschaften gewesen, mit besonderer Berücksichtigung der eigenen jungen Kolonie, die hier inmitten der Wildnis begründet worden war. Als er sich dem Schlusse seiner Predigt genähert hatte, war der Geist der Weissagung mächtig über ihn gekommen, wie einstens über die Propheten Israels. Doch während diese Untergang und Verderben hatten vorhersagen müssen, war Pastor Dimmesdale berufen, den Versammelten eine hohe und glorreiche Zukunft zu verkünden.

Seine ganze Predigt war jedoch neben aller Erhabenheit immer von einem gewissen tiefen, schmerzlichen Grundton erfüllt gewesen, der nichts anderes bedeuten konnte als die natürliche Trauer eines Menschen, der sein Ende nahe fühlt. Ja, ihr Prediger, den sie so verehrten und der auch sie so liebte, daß er nur mit Schmerzen von ihnen Abschied nehmen konnte, obwohl ihm die Seligkeit des Himmels gewiß war, er fühlte, daß er nicht mehr lange unter ihnen weilen würde! Und dieser Gedanke des baldigen Abschiedes hatte seinen Worten eine so tiefe Kraft verliehen, daß es den Zuhörern war, als habe ein Engel auf seinem Fluge himmelwärts seine leuchtenden Schwingen über ihnen geschüttelt und eine Fülle von Licht und Wahrheit über sie ausgegossen.

So war für den Prediger der Augenblick des höchsten Triumphes gekommen, der ihm je beschieden werden konnte. Er hatte die stolzeste Höhe erreicht, zu der Gelehrsamkeit und Wissen, Beredsamkeit und der Ruf eines gottgefälligen Lebenswandels einen Geistlichen jener Tage überhaupt zu führen vermochten. Und während er im Bewußtsein dieses Triumphes am Schlusse seiner Festpredigt sein Haupt demütig auf das Kissen der Kanzel niederbeugte, stand draußen an den Stufen des Prangers Hester Prynne mit dem brennenden Buchstaben an ihrer Brust!

Abermals ertönten nun die Trommeln und Trompeten und der Marschtritt der Krieger kam aus dem Tore der Kirche heraus. Die Prozession formierte sich aufs neue, um sich zum Rathause zu begeben, wo ein großes Festmahl die Feierlichkeiten des Tages beschließen sollte.

So bewegte sich der majestätische Zug abermals über den Platz. Ehrfurchtsvoll wich das Volk zurück und durch die breite Gasse zogen der Gouverneur und die Ratsherren, die alten und weisen Männer alle, die Geistlichkeit und die öffentlichen Würdenträger. Als der Zug etwa die Mitte des Platzes erreicht hatte, brach die Menge in einen überwältigenden Hochruf aus. Es war der Ausdruck der immer noch empfundenen Begeisterung, welche die Rede des Predigers entfacht hatte, verstärkt noch durch die loyale Gesinnung, die der neuen Obrigkeit überhaupt dargebracht wurde. Jeder einzelne der Zuhörer fühlte den Drang, seiner Stimmung Ausdruck zu geben, und schon in der Kirche hatte sich die allgemeine Begeisterung kaum unterdrücken lassen. Nun aber unter freiem Himmel brach sie mit elementarer Gewalt hervor und Tausende vereinigten sich in einem einzigen Aufschrei der Begrüßung, als schlug in ihnen allen nur ein einziges Herz und ein einziges, übermächtiges Gefühl. Wie Donnerrollen oder das Brüllen der See scholl der vielstimmige Ruf über die Köpfe der Menge hinweg, noch nie hatte man auf dem Boden Neuenglands einen solchen Ausbruch allgemeiner Begeisterung erlebt! Noch nie auch war einem einzelnen Manne soviel Verehrung zuteil geworden wie dem Prediger!

Wie aber war ihm selbst dabei zumute? Schwebte nicht der Glanz des Ruhmes wie ein Glorienschein um sein Haupt? Fühlte er sich dieser Welt nicht völlig entrückt, berührten seine Füße überhaupt den Staub des Bodens?

Als der Zug der Krieger und Stadtväter vorbeikam, wandten sich alle dem Prediger zu, der in ihrer Mitte einherschritt. Und der begeisterte Aufschrei der Menge erstarb zu einem leisen Murmeln, als eine Gruppe der Zuschauer nach der anderen seiner ansichtig wurde. Wie schwach und bleich er aussah inmitten seines Triumphes! Die Kraft seines Geistes, die ihn bis zur Erfüllung seiner hohen Aufgabe aufrecht erhalten hatte, war nun von ihm gewichen, die Glut seiner Wangen erloschen. Sein Antlitz, ja seine ganze Gestalt war völlig eingefallen, fast schien es, als wäre überhaupt kein Leben mehr in ihm. Kraftlos und mühselig schwankte er dahin und vermochte kaum sich noch aufrecht zu erhalten.

Einer seiner Amtsbrüder – es war der ehrwürdige John Wilson – bemerkte den Zustand der Erschöpfung, in dem er sich befand, und eilte rasch hinzu, um ihn zu stützen. Zitternd vor Schwäche, doch mit entschiedener Bewegung wies Dimmesdale aber den Arm des alten Mannes zurück und schwankte weiter – wie ein Kind, dem sich die Arme der Mutter entgegenstreckten.

So war er allmählich bis vor den alten, verwitterten Pranger gekommen, wo Hester Prynne vor so vielen Jahren den bitteren Weg ihrer Schande angetreten hatte. Nun

stand sie abermals dort, ihr Kind an der Hand und den furchtbaren, brennenden Buchstaben an ihrer Brust! Der Prediger hielt plötzlich inne. Zwar spielte die Musik weiter, rief ihn vorwärts zum fröhlichen Feste – doch er blieb wie festgebannt vor dem Pranger stehen.

Gouverneur Bellingham, der ihn schon während der letzten Augenblicke ängstlich beobachtet hatte, kam herbei, um ihm zu Hilfe zu eilen, da er jeden Augenblick zusammenbrechen mußte. Ein Blick aus den Augen des Predigers ließ ihn jedoch unwillkürlich zurückschrecken, während die Menge dem Vorgange mit scheuer Verwunderung folgte. In ihren Augen war diese körperliche Schwäche Dimmesdales nichts anderes als ein neuer Beweis seiner himmlischen Kraft, und es hätte kaum jemanden übermäßig verwundert, wäre seine Gestalt nun vor ihren Augen immer blasser und unirdischer geworden, um schließlich zum Himmel aufzusteigen und in das Licht der Ewigkeit einzugehen.

Arthur Dimmesdale jedoch wandte sich in diesem Augenblick zum Pranger hin und breitete seine Arme aus:

„Hester, komm zu mir! Komm, meine kleine Perle!“

Es war ein geisterhafter Blick, mit dem er Mutter und Kind dabei ansah, doch es lag zugleich eine tiefe Zärtlichkeit und ein seltsamer Triumph in ihm. Das Kind flog mit der ihm eigentümlichen schnellen Bewegung sofort auf ihn zu und umschlang seine Knie mit beiden Armen, während Hester Prynne mit langsamen Schritten, wie von einem unvermeidlichen Schicksal gegen ihren eigenen Willen vorwärtsgetrieben, näher kam. In diesem Augenblick stürzte jedoch der alte Roger Chillingworth mit verstörten, brennenden Blicken aus der Menge heraus, um sein Opfer von seiner Absicht zurückzureißen. Mit wenigen Schritten eilte er auf den Pastor zu und ergriff ihn beim Arme:

„Wahnsinniger, haltet ein!“ stieß er hervor. „Was habt Ihr vor? Weist jenes Weib zurück! Stoßt das Kind von Euch! Noch kann alles gut werden, ich kann Euch retten! Befleckt nicht Euren Ruf! Denkt an die Schmach! Wollt Ihr Euren geweihten Stand in Schande bringen?“

Doch Dimmesdale antwortete ihm mit festem Blick, mochte auch Furcht seine Stimme durchzittern:

„Versucher! Weg von mir, du kommst zu spät! Du hast deine alte Macht über mich verloren, mit Gottes Hilfe werde ich dir entrinnen!“

Und wieder streckte er seine Hand dem Weibe entgegen, welches den scharlachroten Buchstaben trug.

„Hester Prynne!“ rief er mit durchdringendem Ernst, „im Namen dessen, der so schrecklich ist und doch voll Erbarmen, der mir in diesem letzten Augenblick die Gnade gewährt, meine Schuld endlich zu bekennen – ich bitte dich, komm zu mir, hilf mir, das zu tun, was ich vor sieben Jahren in Sünde und Schwäche unterließ! Komm zu mir und leihe mir deine Kraft! Hilf mir, doch füge dich dem Willen, den Gott in mir endlich erweckte. Jener elende, alte Mann, dem ich so viel Unrecht zufügte, kämpft mit aller Macht und mit der Kraft des Bösen, um mich zu hindern – hilf du mir, Hester! Komm zu mir – und führe mich auf jenen Pranger!“

Die Menge war in einem wilden Aufruhr. Die Männer von Rang und Würde jedoch, die in unmittelbarer Nähe des Predigers standen, waren so völlig überrascht und verwirrt, daß sie außerstande waren, die natürliche Erklärung des Vorfalles, welche doch so nahe lag, zu verstehen. Schweigend und untätig sahen sie dem Urteile zu, welches die Vorsehung selbst vor ihren Augen zu vollstrecken schien. Und so sahen sie den Prediger, auf Hesters Schulter gelehnt und von ihrem Arm gestützt, langsam die Stufen des Prangers emporsteigen, während er immer noch die kleine Hand des Kindes fest umklammert hielt. Roger Chillingworth aber folgte ihnen. Als einer der Hauptmitwirkenden in dieser Tragödie menschlicher Schuld hatte er wohl auch ein Anrecht darauf, nun bei der letzten Szene dabei zu sein.

„Auf keinem Platz der Erde wärest du mir entwischt“, sagte er mit finsterem Blick zu dem Geistlichen, „außer hier auf diesem Pranger! In jedem Versteck hätte dich meine Rache gefunden, nirgends sonst wärest du meiner Gewalt entronnen!“

„So danke ich Gott, der mich hierher führte!“ antwortete der Geistliche, doch seine Stimme zitterte und aus seinen Augen blickten Angst und Zweifel, während er sich mit einem schwachen Lächeln an Hester wandte.

„Ist dies nicht besser“, flüsterte er, „als alles, wovon wir im Walde träumten?“

„Ich weiß es nicht! Oh, ich weiß es nicht!“ erwiderte sie erregt. „Besser? Ja – wenn wir beide auf der Stelle sterben könnten – und Perle mit uns – dann wäre es besser – vielleicht!“

„Mit dir und Perle geschehe Gottes Wille“, antwortete der Prediger, „und Gott wird mit euch barmherzig sein. Ich aber fühle den Tod nahen, ich weiß es, Hester! So laß mich eilen, meine Schuld zu bekennen und Gottes Willen zu erfüllen, den er mir so deutlich offenbarte!“

Unterstützt von Hester und an einer Hand immer das Kind haltend, wandte sich Pastor Dimmesdale nun an die hohen Würdenträger, an seine geistlichen Amtsgenossen und das ganze Volk, das mit aufgewühltem Herzen, doch erfüllt von Rührung und Mitgefühl vor ihm stand, um das Geheimnis dieses Lebens entgegenzunehmen, das wohl voll Sünde, aber auch voll Qual und abgrundtiefer Reue gewesen war. Und die Sonne sandte dazu aus der Höhe ihrer Mittagsglut ihr strahlendstes Licht auf die dunkle Gestalt des Priesters herab und hob ihn aus der Menge heraus, als gelte es, nicht nur vor den Menschen allein, sondern vor dem ewigen Gericht die lang verborgene Schuld zu bekennen.

„Ihr Leute von Neuengland“, rief der Prediger mit feierlich erhobener Stimme, die jedoch von einem abgrundtiefen Weh erfüllt war, „– ihr, die ihr mich geliebt und verehrt habt, blickt auf mich, der ich hier als Sünder vor euch stehe! Endlich – endlich stehe ich an jener Stelle, wo ich schon vor sieben Jahren hätte stehen sollen an der Seite dieser Frau, deren Arm mich heute aufrecht hält, damit ich nicht vor Schwäche zu Boden sinke! Seht das scharlachrote A an der Brust dieses Weibes – wie seid ihr alle davor zurückgeschauert! Wo immer ihr ihm begegnet seid – wo immer die Unglückliche Ruhe zu finden hoffte – stets traf sie nur Abscheu und Verachtung. Doch einer wandelte in eurer Mitte, vor dessen Sünde und Schande ihr euch nicht mit Entsetzen abwandtet und der doch dasselbe Zeichen in seiner Brust trug!“

Fast schien es hier, als wollte den Prediger die Kraft verlassen, sein Bekenntnis zu Ende zu führen. Doch mit Aufbietung seines ganzen Willens kämpfte er die Schwäche nieder, wies sogar Hesters Arm von sich und trat frei und zum Letzten entschlossen bis an den Rand des Schaugerüsts vor.

„Ja, dasselbe Zeichen brannte in seiner Brust!“ fuhr er mit leidenschaftlicher Heftigkeit fort. „Gottes Auge war es nicht verborgen – auch der Teufel wußte davon und nährte mit rastlosen Händen seine brennende Glut! Vor euch aber blieb es ein Geheimnis, unerkannt wandelte der Schuldige unter euch mit der Miene eines Reinen, eines Heiligen, der da trauert über die Sünden der Welt! Nun, in der Todesstunde, steht er jedoch vor euch: Blickt noch einmal hin auf den scharlachroten Buchstaben an Hesters Brust und wißt, daß er mit all seiner Qual nur ein Schatten jenes grauenvollen Zeichens ist, das in der Brust des Sünders brennt. Zweifelt ihr noch an Gottes furchtbarem Gericht? Seht her, seht sein schreckliches Zeichen –!“

Mit einer krampfhaften Bewegung riß er bei den letzten Worten seine Brust auf – und da ward das Zeichen offenbar! Von Entsetzen gepackt, starrte die Menge das grausige

Wunder an, Dimmesdale aber stand triumphierend da wie einer, der sterbend noch seinen größten Sieg erringen konnte.

Dann sank er kraftlos zu Boden. Hester versuchte, ihn zu stützen und nahm sein Haupt an ihre Brust, Roger Chillingworth aber kniete neben ihm nieder, aus seinem stumpfen, ausdruckslosen Antlitz schien alles Leben gewichen.

„Nun bist du mir entronnen!“ wiederholte er immer wieder, „nun bist du mir entwischt!“

„Möge dir Gott verzeihen“, sagte der Prediger zu ihm mit schwacher Stimme, „auch du hast schwer gesündigt!“

Dann wandte er seine Augen von dem alten Manne ab und richtete sie auf die Frau und das Kind.

„Meine kleine Perle –!“ sprach er zu dem Kind, während ein inniges Lächeln sein Gesicht verklärte. „Kleine, liebe Perle – willst du mir jetzt einen Kuß geben? Damals im Walde wolltest du nicht – weißt du es noch? Nun aber, nicht wahr, wirst du es tun! – Perle – ich habe dich sehr lieb!“

Perle küßte seine Lippen. Und es war, als wäre damit ein böser Zauber gebrochen, der das wilde Kind bisher in seinem Banne gehalten hatte. Als Perles Tränen die Wangen ihres Vaters netzten, waren sie zugleich das Siegel, welches ihren kindlichen Kampf gegen alle Welt beendete und ein neues Leben vor ihr öffnete, in dem sie inmitten menschlichen Leides und menschlichen Glücks nichts anderes mehr sein sollte als ein zum Weibe reifendes Kind. Ihr zauberhaftes und rätselvolles Wesen, was immer seine Bestimmung gewesen sein mochte, war von ihr genommen.

„Hester“, sagte der Prediger dann zur Mutter, „leb wohl!“

„Werden wir uns denn nicht wiedersehen?“ flüsterte sie und beugte sich dicht zu ihm herab. „Werden wir nicht in der Ewigkeit vereint werden? Wahrlich, wir haben unsere Schuld gebüßt durch all diese Qual! Nun fällt der Blick deiner sterbenden Augen bereits in die Ewigkeit hinein – was siehst du dort – was siehst du dort?“

„Still, Hester, still!“ antwortete er mit bebender Stimme. „Wir haben das Gesetz gebrochen – und unsere Schuld ist furchtbar offenbar geworden! Darauf allein richte deine Gedanken! Wir haben die Ehrfurcht vor der Seele des anderen verletzt – und damit Gott beleidigt – ich fürchte, ich fürchte, daß wir damit auch das Glück der ewigen Vereinigung verwirkt haben! Gott allein weiß es – doch er ist barmherzig! Er

hat mir Gnade zuteil werden lassen, die Gnade brennender Qualen! Er drückte mir dies Zeichen in die Brust – er sandte mir jenen alten Mann, um meine Schmerzen immer aufs neue zu schüren! Er führte mich hierher und gewährt mir nun vor allem Volke diesen siegreichen Tod! Hätte er mir auch nur eines dieser Leiden erspart, so wäre ich wohl auf ewig verloren gewesen! Gelobt sei sein Name – sein Wille geschehe! Leb wohl – Hester – leb wohl – – –!“

Mit dem letzten Worte hauchte der Priester seine Seele aus. Die Menge aber, die bisher atemlos geschwiegen hatte, erhob ein dumpfes Gemurmel, in dem ihre Verwunderung und heilige Scheu nur schwachen Ausdruck fand. Zu schwer lag der Eindruck des Erlebnisses noch auf allen.

24. AUSKLANG

Nach vielen Tagen, als die Leute Zeit gehabt hatten, sich über die Vorgänge am Pranger klar zu werden, konnte man darüber die verschiedensten Berichte hören.

Die meisten der Augenzeugen behaupteten, auf der Brust des unglücklichen Predigers das deutliche Brandmal eines scharlachroten Buchstabens gesehen zu haben, der das genaue Ebenbild dessen war, den Hester Prynne trug. Bezüglich seines Ursprunges gab es die verschiedensten Erklärungen, doch konnte es sich dabei natürlich nur um Vermutungen handeln. Einige meinten, der verstorbene Pastor habe von dem Tage an, an dem Hester Prynne zum ersten Male das entehrende Zeichen tragen mußte, an sich selbst die grausige Marter vollzogen. Andere wieder hielten es für wahrscheinlicher, daß das Brandmal erst aus späterer Zeit stamme und von Roger Chillingworth vermittle seiner schwarzen Kunst und verschiedener giftiger Tränke hervorgebracht worden sei. Wieder andere – und darunter diejenigen, die für das empfindsame Gemüt des Predigers und die seltsame Wechselwirkung zwischen Körper und Geist mehr Verständnis hatten – glaubten, daß das Zeichen nur dem unaufhörlich nagenden, reuigen Gewissen zuzuschreiben war, welches sein Herz so lange gequält hatte, bis sich Gottes Strafgericht auch äußerlich durch das sichtbare Zeichen kundgetan habe. Der Leser mag bei sich selbst entscheiden, welche dieser Vermutungen der Wahrheit am nächsten kommt, wir haben alles getan, was getan werden konnte, um Licht in das Geheimnis zu bringen.

Es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß gewisse Leute, die ebenfalls dem ganzen Vorfalle beigewohnt und nach ihrer Versicherung kein Auge von Pastor Dimmesdale

abgewandt hatten, auf seiner Brust nicht die geringste Spur eines Males gesehen zu haben behaupteten. Ihrer Meinung nach hätten auch die letzten Worte des Sterbenden nicht den leisesten Zusammenhang mit Hester Prynnes Schuld bewiesen oder auch nur angedeutet. Der verehrte Prediger habe lediglich angesichts des Todes seiner Gemeinde noch einmal eine letzte und höchste Lehre geben und ausdrücken wollen, wie nichtig und eitel alle menschliche Gerechtigkeit sei. Nach einem dem Dienste der Menschheit geweihten Leben habe er somit noch mit seinem Tode in den Armen des gefallenen Weibes ein Gleichnis gegeben, daß auch der Heiligste unter uns Sterblichen nichts anderes vor seinen Mitbrüdern voraus hat als die göttliche Gnade, und daß kein anderes Verdienst vor den Augen der göttlichen Gerechtigkeit bestehen könne.

Ohne die Wahrheit dieser Gedanken in Zweifel zu ziehen, können wir doch nicht umhin, sie in bezug auf Pastor Dimmesdale bloß als Beweis dafür anzusehen, mit welcher unverbrüchlicher Treue die Freunde eines Menschen – und besonders eines Geistlichen – das Bild seines Charakters rein zu halten versuchen, auch wenn sonnenklare Beweise dagegen sprechen.

Die Quelle, der wir mit unserer Darstellung hauptsächlich folgten – eine alte Handschrift, aufgezeichnet nach mündlichen Überlieferungen von Leuten, die Hester Prynne noch persönlich kannten – bekräftigt entschieden die vorher erwähnten Ansichten über das Rätsel des scharlachroten Buchstabens. Und so wollen wir von den vielen Lehren, die sich an den Tod des Predigers knüpfen, uns nur diese eine zu Herzen nehmen: Sei wahr! Sei wahr! Zeigst du der Welt auch nicht deine schlimmsten Fehler, so gestehe doch wenigstens ein, daß auch du nichts anderes bist als ein Mensch, ein Mensch in all seiner Schwäche und Herrlichkeit!

Mit dem alten Roger Chillingworth ging unmittelbar nach Dimmesdales Tod eine tiefgreifende und höchst seltsame Veränderung vor. All seine Kraft und Stärke, seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten verließen ihn, so daß er förmlich zusammenbrach und dahinwelkte wie eine entwurzelte Pflanze. Dieser unglückliche Mann hatte in der planmäßigen Ausübung seiner Rache Ziel und Inhalt seines Lebens gesehen. Nun, da er den höchsten Triumph dieser Rache ausgekostet hatte und nichts mehr für ihn zu tun blieb, mochte ihn sein Meister abberufen in jene Sphäre, wo Haß und Rache ohne Ende sind. Doch laßt uns mit den Schatten all dieser Menschen, mit denen wir uns nun so lange beschäftigten, barmherzig sein! Haben denn Liebe und Haß im Grunde genommen nicht denselben Ursprung und viele gleichgeartete Züge? Beide setzen in ihrer vollen Entwicklung eine innige Kenntnis des Menschen voraus, den sie betreffen, in beiden Fällen wird die menschliche Seele in ihrer Sehnsucht und ihrem Wollen vollkommen von einer anderen abhängig, und schließlich läßt sowohl

der Verlust des Geliebten wie des Verhaßten die eigene Seele in einem Zustand dumpfer Trauer und Verlorenheit zurück. Philosophisch betrachtet scheinen also die beiden Leidenschaften wirklich wesensverwandt zu sein, nur daß man die eine gewöhnlich ins Licht himmlischer Verklärung, die andere ins Dunkel heimlichen Grauens versetzt. Mag sein, daß in der freieren Welt der Geister der alte Arzt und der junge Prediger, wie verstrickt in irdische Schuld sie auch waren, in einem goldenen Strome himmlischer Liebe zusammenfanden!

Roger Chillingworth starb noch im selben Jahre wie der Prediger. In seinem Vermächtnisse, das Gouverneur Bellingham und Pastor Wilson zu vollstrecken übernahmen, vermachte er ein beträchtliches Vermögen, sowohl in Amerika wie auch in England, Hester Prynnes Tochter, der kleinen Perle.

So wurde Perle, das elfische Kind, an dessen dämonischen Ursprung bis zu diesem Zeitpunkt immer noch viele glaubten, zur reichsten Erbin, die es damals in der Neuen Welt gab. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Umstand die allgemeine Meinung wesentlich verändert hätte, und wäre Hester mit dem Kinde bis zu dessen heiratsfähigem Alter im Lande geblieben, so hätte sie wohl dereinst ihre Hand einem der Söhne aus strengstem puritanischem Geschlechte reichen können. Doch sehr bald nach Roger Chillingworths Tod verschwand Hester Prynne und das Kind mit ihr. Viele Jahre lang wußte man nicht sicher, was aus den beiden geworden war, nur unbestimmte Gerüchte kamen von Zeit zu Zeit über das Meer. Die Geschichte des scharlachroten Buchstabens wurde zu einer Legende. Der Zauber jedoch, den er einst ausgeübt hatte, blieb immer noch lebendig und jedermann betrachtete den Pranger am Marktplatze, wo der Prediger gestorben war, und das einsame Häuschen außerhalb der Stadt, wo Hester Prynne so lange gewohnt hatte, mit scheuer Furcht und leisem Grauen.

Eines Tages aber gewahrten einige Kinder, die in der Nähe dieses Häuschens spielten, eine schlanke Frauengestalt in grauem Kleide, die sich der Türe dort näherte. In all den vergangenen Jahren war diese nicht geöffnet worden, nun schritt jedoch die düstere Gestalt darauf zu und es war, als öffnete sich die morsche Türe vor ihr wie von selbst.

An der Schwelle stand sie still und blickte scheu um sich, als wäre diese Rückkehr in die Qual und Einsamkeit ihres früheren Lebens doch nicht zu ertragen. Ihr Zögern dauerte jedoch nur einen Augenblick, dann trat sie entschlossen ein.

So war Hester Prynne also wieder zurückgekehrt und hatte das Zeichen ihrer Schande wieder auf sich genommen. Doch wo war die kleine Perle? Wenn sie noch am Leben war, so mußte sie jetzt zu einem blühenden, jungen Weibe geworden sein. Niemand

konnte darüber volle Gewißheit erlangen, ob das seltsame Kind eines frühen Todes gestorben war oder ob ihre wilde, reiche Natur, gereift und geläutert durch die Erfahrungen des Lebens, sie zu einem stillen, sanften Glück geführt habe.

Doch es fehlte in der folgenden Zeit nicht an Anzeichen, daß die einsame Trägerin des scharlachroten Buchstabens aus irgendeinem fremden Lande zahlreiche Beweise der Teilnahme und liebevollen Fürsorge empfing. Briefe kamen über das Meer, deren Wappensiegel keinem englischen Geschlechte angehörten, und in Hesters Hütte gab es viele Gegenstände von ausgesuchtem Luxus und Geschmack, wie sie nur Reichtum erwerben und fürsorgliche Liebe schenken konnte. Man fand dort auch viele kleine Anzeichen freundlichen Gedenkens, kleine Arbeiten zu Schmuck und Zier und Gegenstände der Erinnerung, wie sie nur kunstfertige Finger in liebevoller Sorgfalt hervorbrachten. Und eines Tages sah man Hester ein Kinderkleidchen sticken, so reich an Pracht und Ausführung, daß es in der nüchternen, puritanischen Gemeinde wohl zu einem Aufruhr gekommen wäre, hätte es eine Mutter gewagt, ihr Kind so zu schmücken.

So kam es schließlich, daß die Leute fast alle daran glaubten, daß Perle nicht nur am Leben, sondern auch glücklich verheiratet war und ihrer Mutter in kindlicher Liebe und Dankbarkeit gedenke. Und es bestand kein Zweifel, daß sie die Einsame jederzeit gerne in ihrem Heime aufgenommen und liebevoll für sie gesorgt hätte.

Doch Hesters eigentliches Leben war nicht in jenem unbekanntem Lande, wo Perle eine neue Heimat gefunden hatte, sondern hier in Neuengland, am Orte ihrer Sünde, ihrer langen Qual und ihrer reuigen Buße. Deshalb war sie zurückgekehrt und hatte das scharlachrote Zeichen wieder auf sich genommen, dessen leidvolle Geschichte wir nun erzählt haben – aus freiem Willen und mit demütigem Herzen, denn selbst das strengste Gericht jener eisenharten Epoche hätte sie dazu nicht mehr gezwungen. Niemals mehr legte sie das Zeichen ab, doch im Laufe der mühevollen, aufopfernden Jahre, die Hester noch im Dienste der anderen in ihrem Häuschen lebte, verlor das scharlachrote A in den Augen der Menschen völlig seine schmachvolle Bedeutung und man betrachtete es mit trauerndem Mitgefühl und scheuer Ehrfurcht. Und da Hester Prynne in keiner Weise mehr eigenen Nutzen oder Vorteil anstrebte, kamen gar viele Menschen in ihrem Leid und ihrer Verzweiflung zu ihr, die selbst so tiefes Leid erduldet hatte, und baten sie um Rat und Hilfe. Frauen kamen mit verwundetem, gequältem und elendem Herzen oder voll irrender, böser Leidenschaft – andere wieder mit unzugänglichem, verhärtetem Gemüt, in dem weder Sehnsucht noch Liebe Raum fand, weil niemand sie begehrte – sie alle kamen zu Hester und fragten, warum sie so elend, so glücklos wären. Und Hester spendete ihnen Trost und Beistand, so gut sie

konnte. Sie erzählte ihnen von ihrem festen Glauben, daß dereinst, wenn die Zeit dafür gekommen sei, den Menschen eine neue Offenbarung zuteil werden würde, die das ganze Verhältnis zwischen Mann und Weib auf eine neue, gesunde Grundlage gegenseitigen Glückes aufbauen werde. In früheren Jahren hatte sie vielleicht selbst manchmal geglaubt, die Prophetin dieser glückverheißenden Botschaft werden zu können, doch längst hatte sie seither eingesehen, daß eine solche Wahrheit nicht aus dem Munde eines sündigen, schmachbedeckten und sorgenbeladenen Weibes kommen dürfe. Eine Frau zwar mußte es sein, welche diese glückvolle Botschaft bringen durfte, doch hehr und rein und im Glanze einer strahlenden Schönheit, eine Frau, die ihre tiefe Erkenntnis nicht aus dumpfem Schmerze, sondern aus einem von lebendiger Liebe erfüllten, glücklichen Dasein schöpfen konnte.

So sprach Hester Prynne, und ihr demütiger Blick senkte sich dabei nieder auf den scharlachroten Buchstaben an ihrer Brust.

Nach vielen, vielen Jahren wurde auf dem Friedhofs ein neues Grab gegraben, nahe bei einem älteren, schon halb verfallenen Hügel, doch nicht ganz dicht daran, als hätte der Staub der beiden Schlafenden kein Recht, sich zu vermischen. Ein Denkstein jedoch genügte für beide, die hier ruhten, eine schlichte Schieferplatte, auf der ein seltsames Wappenschild eingegraben war. Es trug ein Sinnbild, das unserer Erzählung wohl zugleich Abschluß wie Motto sein darf, denn das ganze leidvolle Schicksal zweier Menschen lag darin beschlossen, in dem

roten A

auf schwarzem Felde.

[Nathaniel Hawthorne](#), 1850

Empfehlungen:

[Emma](#), [Die Abtei von Northanger](#), [Stolz und Vorurteil](#) . Jane Austen

[Vater Goriot](#), [Das Chagrinleder](#) . Honoré de Balzac

[Onkel Toms Hütte](#). Harriet Beecher Stowe

[Das Dekameron](#), [Fiammetta](#), [Die Nympe von Fiesole](#). Giovanni Boccaccio

[Pinocchio](#). Carlo Collodi

[Die Göttliche Komödie](#) . Dante Alighieri

[Oliver Twist](#), [David Copperfield](#) , [Dombey und Sohn](#). Charles Dickens

[Der Idiot](#), [Die Brüder Karamasow](#), [Verbrechen und Strafe](#). Fjodor Dostojewski

[Die Abenteuer des Sherlock Holmes](#) . Arthur Conan Doyle

[Die Drei Musketiere](#), [Zwanzig Jahre nachher](#) . Alexandre Dumas

[Die Rote Lilie](#). Anatole France

[Faust. Eine Tragödie](#), [Die Leiden des jungen Werther](#). Johann Wolfgang von Goethe

[Der Mantel](#). N. Gogol

[Der Glöckner von Notre-Dame](#), [Die Elenden](#). Victor Hugo

[Der Process](#), [Die Verwandlung](#). Franz Kafka

[Martin Eden](#), [Ruf der Wildnis](#), [Wolfsblut](#). Jack London

[Moby-Dick; oder: Der Wal](#). Herman Melville

[Also sprach Zarathustra](#). Friedrich Nietzsche

[Eugen Onegin](#), [Pique Dame](#). Alexander Puschkina

[Der Altertümler](#). Walter Scott

[Othello, der Mohr von Venedig](#). William Shakespeare

[Die Schatzinsel](#). Robert Louis Stevenson

[Väter und Söhne](#). Iwan Turgenew

[Die Abenteuer des Tom Sawyer](#). Mark Twain

[Das Bildnis des Dorian Gray](#). Oscar Wilde

[Der Amokläufer](#), [Brennendes Geheimnis](#), [Schachnovelle](#). Stefan Zweig